DAS BESTE
JAHRGANG 6 *aus* Reader's Digest DEZEMBER 1953
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Die beste Zeit, einmal in den Nachthimmel zu schauen

Sternenpracht im Dezember

Von Donald Culross Peattie

AUF SEINER JAHRESBAHN um die Sonne neigt sich jetzt unser schiefstehender Planet mit der Nordhalbkugel immer tiefer in die Dunkelheit des Weltraums. Bis zum 22. Dezember nimmt die Nacht zu, nimmt zu an Länge, an Klarheit der kalten Luft und an Pracht der Fixsterne, der Sonnen weit draußen im All, die in großartigen, unbegreiflichen Mustern wie Edelsteine über die samtene Schwärze des Dezemberhimmels ausgestreut sind. Das ist der rechte Monat für eine Forschungsreise ins Firmament. Zu keiner anderen Zeit des Jahres werden so gewaltige Sternbilder und so viele herrliche Einzelsterne am Abendhimmel sichtbar.

Wie die Blumenwiese, so hat auch der Himmel seine Jahreszeiten, und die Sternbilder, die im Juni „blühen", sind nicht dieselben, die auf unseren Winter herniederstrahlen. Und wie die Blumen haben auch die Sterne ihre eigenen Farben. Auf den ersten Blick schimmern sie wohl alle weiß wie Reifkristalle, aber betrachten Sie einmal diesen oder jenen für sich, und Sie werden feine Farbunterschiede entdecken.

Der Farbton ergibt sich aus der Temperatur des Sterns. Sehr heiße Sterne strahlen weiß wie der Faden der Glühbirne, „kalte" Sterne glühen rot wie der Glühfaden beim Ausschalten der Lampe, und Sterne mittlerer Temperatur haben ein gelbliches Licht, ähnlich dem der Sonne, des uns nächststehenden Fixsterns. So sieht man am Dezemberhimmel den blaßrosafarbenen Aldebaran, den bläulichweißen Rigel, den orangeroten bis topasgelben Beteigeuze.

Einige der hellsten Himmelskörper am Dezemberfirmament sind allerdings keine Fixsterne, sondern Planeten, die sich — wie unsere Erde — um die Sonne drehen. Die Venus wird nur abends und gegen Sonnenaufgang sichtbar, weil sie der Sonne näher steht als die Erde. Sie erstrahlt in einem klaren, blaßgoldenen Licht. Der gewaltige Jupiter leuchtet in einem gelblichen Licht, und der Mars scheint rötlich auf uns hernieder.

Wenn man sich in der glitzernden Unendlichkeit dort oben ein paar Orientierungspunkte einprägt, findet man sich immer rasch zurecht unter den glanzvollen Unsterblichen, die ihre Namen vor Zeiten von sternkundigen arabischen Hirten und weisen alten Griechen bekommen haben. Und wer die Gestirne kennt, ist nie allein, nicht auf dem Asphalt und nicht auf dem Acker.

Suchen Sie sich also eine Stelle im Freien, die möglichst blendungsfrei ist, und schauen Sie hinauf.

Blicken Sie nach Norden. Sie erkennen das bekannte Sternbild des Großen Bären. Eine von ihm über den Polarstern gezogene Linie trifft in etwa gleicher Entfernung auf ein an den Himmel geschriebenes großes „W", das Sternbild Kassiopeia, von den Griechen nach der Mutter der Andromeda benannt. Ein wenig östlich vom Zenit schwebt ein leuchtendweißer Stern, die Capella, die Ziege. Er läßt sich immer leicht finden, da er nahe einem winzigen, länglichen Dreieck kleiner, helläugiger Sterne im Sternbild Fuhrmann steht.

Gleich westlich vom Zenit finden Sie den Algol. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie hell er gerade sein wird, denn seine Helligkeit wechselt. Wegen seiner unheimlichen Gewohnheit, innerhalb weniger Stunden von einem Stern zweiter Größe zu einem Stern vierter Größe zu verblassen, nannten die Araber ihn *ra 's al ghul*, den menschenfressenden Dämon (auch „Medusenhaupt"). Mit modernen Teleskopen hat man entdeckt, daß der Helligkeitsverlust auf einen dunkleren Begleitstern zurückgeht, der eine Algol-„Sonnenfinsternis" hervorruft. Dieser schwach leuchtende Begleitstern, der den Algol in stetem Tanz umkreist, ist also der eigentliche „Dämon".

Blicken Sie jetzt südwärts steil nach oben. Das Sternenbündel dort, das sind die Plejaden, die von Zeus an den Himmel versetzten sieben Töchter des Atlas (daher auch „Siebengestirn" genannt). Sie drängen sich dicht aneinander und senden ein weiches, zartes Licht aus. Wenn Sie alle sieben sehen können — die meisten erkennen nur sechs —, haben Sie überdurchschnittlich gute Augen.

Stellt man sich nun mit dem Gesicht nach Südost, dann sieht man Orion, das größte Sternbild an unserem Winterhimmel. In den ersten Dezembertagen schiebt Orion nur eine Schulter über den Horizont, geht dann aber — zusammen mit all den anderen Sternbildern am langsam rotierenden Himmel — jede Nacht früher auf, so daß er am Monatsende hoch am Abendhimmel erscheint.

Orion hat man in allen Ländern seit jeher als einen Mann angesehen, meist als einen Jäger mit glitzerndem Gürtel, kühn dahinschreitend, den einen Arm erhoben, als trüge er eine Waffe, den anderen schützend vor die Brust gehalten und so dem anstürmenden Stier entgegenblickend, der an seinem V-förmigen Schädel erkennbar ist und in dessen Auge der rötliche Stern Aldebaran funkelt. Für die alten Juden war Orion der gewaltige Jäger Nimrod aus dem Alten Testament. Für die Eskimos ist er der Große Eskimo, der gegen den Eisbären zieht. Für die Araber war er ein Riese, für die alten Ägypter der Totengott Osiris. Nichts verbindet die Menschen durch alle Zeitalter so sehr wie die ewige Pracht des allen gemeinsamen Firmaments.

Den Gürtel bildet bei Orion ein wohlgefälliges Trio von Edelsteinen: Alnitak, Alnilam und Mintaka. Unten im Knie des gewaltigen Jägers strahlt der bläulichweiße Rigel, eine Sonne, die 540 Lichtjahre entfernt und doch eins der prächtigsten Juwele am Firmament ist, zehntausendmal heller als unsere eigene Sonne, die — wenn ihr der Rigel zu nahe käme — ins Dunkel versinken würde.

Dort, wo die Alten die Achsel des Orion sahen, steht mit gedämpftem Opalschimmer Beteigeuze (arabisch *bet al dschausa*, „Schulter des Orion"). Dieser Stern ist mehr als dreitausendmal so hell wie unsere Sonne. Manchmal flackert er wie ein erlöschendes Stück Kohle, wird aber auch wieder hell aufflammen, wie vor hundert Jahren, als er alle anderen Sterne nördlich des Äquators überstrahlte.

Hinter Orions Füßen trottet ein treuer Hund daher, Canis major, der Große Hund. Sie können deutlich seine Füße erkennen. Er hebt eine Pfote an und streckt in der Aufregung der Jagd die Rute hoch. In seinem Rachen blitzt als weißer Fangzahn der mächtige Sirius. Er wirkt so prächtig, weil er nur achteinhalb Lichtjahre von uns entfernt ist, eine Kleinigkeit von 80 Billionen Kilometer, was astronomisch gesehen „gleich drüben an der Ecke" bedeutet. Es kommt hinzu, daß sich die

Lichtflut des großen Himmelskörpers in den unsichtbaren Wellen der Erdatmosphäre wie in einem Prisma bricht.

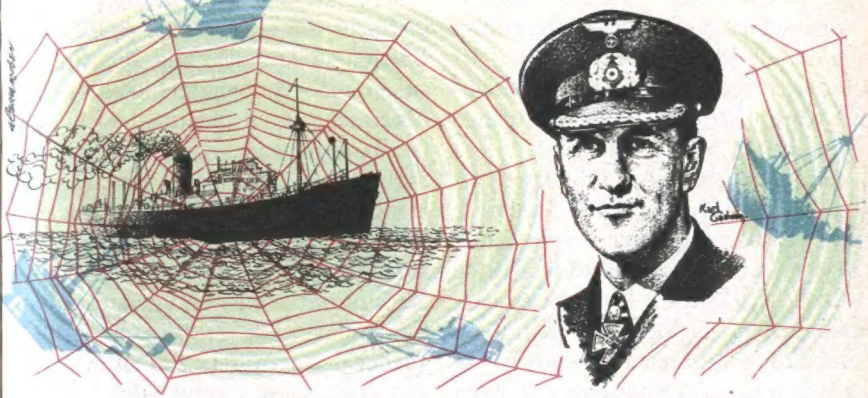
Für die alten Ägypter war der Sirius ein Stern von tieferer Bedeutung. Im Sommer geht er kurz vor der Sonne auf. Das ist die Zeit, da der Nil zu steigen beginnt und dem ausgezehrten Boden neue Fruchtbarkeit beschert. Wie man herausgefunden hat, sind sieben ägyptische Tempel so gebaut, daß der aufgehende Sirius seine Strahlen genau auf die Altäre wirft. Manche Gelehrte vermuten, daß es dieser Stern war, den Gott „Mazzaroth" nannte (in der Lutherbibel „Morgenstern"), als er Hiob „aus dem Wetter" antwortete: „Kannst du die Bande der Sieben Sterne zusammenbinden oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit oder den Bären am Himmel samt seinen Jungen heraufführen?"

So gemahnt uns die Bibel in flammenden Worten, deren Strahlen durch dreitausend Jahre zu uns dringen, an die Winzigkeit des zum Werk des Schöpfers hinaufschauenden Menschen. Wollen Sie davon ein wenig mehr erfahren, als Ihnen Ihr Auge sagt, so richten Sie einen gewöhnlichen Feldstecher auf die Milchstraße — Sie werden sehen, wie sich eine verschwommene Lichtwolke in unzählige Sterne auflöst. Denn die Milchstraße ist ein Spiralnebel, eine Welteninsel. Unsere Erde und unsere Sonne sind Teile dieser Sternengemeinde, die viel mehr Himmelskörper zählt, als es Menschen auf der Erde gibt.

Könnten wir wie der gewaltige Spiegel der Palomar-Sternwarte in Kalifornien teleskopisch in den Weltraum blicken, so würden wir in dem trostlos finsteren Universum noch andere Milchstraßen, andere Lichtinseln finden. Um aber unsere Seele anzufüllen, genügt es schon, in einer Dezembernacht unser bloßes Auge mit dem Anblick von Gottes Himmel anzufüllen. Da sehen wir das Firmament des Schöpfers, wie es sich langsam in das Rätselhafte hineinwälzt, da spricht zu uns eindringlich die Tatsache, daß unsere Erde mit all ihren Meeren und Wäldern, all ihren Ländern und Städten, all ihrem menschlichen Sinnen und Trachten für immer an dieses riesige, glitzernde Rad gebunden ist.

Die Christenheit aber hat bei dieser Fahrt der Himmelskörper in unbekannte Dunkelheiten einen Leitstern — den Stern, der vor nun bald zweitausend Jahren plötzlich am Himmel aufleuchtete. Welchen Stern die Weisen im Auge hatten, als sie sagten „Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland", werden die Astronomen nie errechnen können, denn die Bibel gibt dafür keinen Anhaltspunkt. Für die Gläubigen aber ist der Weihnachtsstern kein bloßer astronomischer Zufall. Er war ein Wunder, wie Gottes Geist in jeder Kundgebung wunderbar ist, ob er nun von einem Licht am Himmelszelt ausstrahlt oder vom liebenden Herzen eines Kindes.

In immer neuen Verkleidungen als harmloser Frachter war die Atlantis *der Schrecken des Südatlantiks und des Indischen Ozeans*



Die Fahrt des Hilfskreuzers *ATLANTIS*

Von Robert Littell

Als die Wache des englischen Überseedampfers *City of Exeter* im Südatlantik eine Mastspitze am Horizont meldete, kam das dem Kapitän sehr verdächtig vor. Man schrieb Mai 1940, und Deutschland war überall im Vordringen. Aber eine halbe Stunde später identifizierte der Kapitän den näher kommenden Frachter erleichtert als die *Kashii Maru*, ein Motorschiff von 8400 Tonnen, Japaner und also neutral.

Auf ihrem Deck schob eine Frau einen Kinderwagen umher. In der Nähe standen einige Leute von der Mannschaft herum — dunkelhäutige, kleine Männer, die ihre Hemden nach Art der japanischen Seeleute im Wind flattern ließen. Die beiden Schiffe passierten einander, ohne ihre Fahrt zu verlangsamen oder Signale zu wechseln.

In Wirklichkeit war der Kinderwagen leer; die „Mutter" war gar keine Frau; die Matrosen hießen Fritz, Klaus oder Karl. Der Rest der Besatzung, 350 Mann, hielt sich unter Deck verborgen. Das Schiff selbst war, getarnt mit Entlüftern aus holzumkleideten alten Fässern, Schornsteinen aus einzelnen Blechteilen und einem Tarnanstrich, der deutsche Hilfskreuzer *Atlantis*, ein Handelsschiff, das sich in einen der gefährlichsten Raubvögel verwandelt hatte, die je über die sieben Meere kreuzten.

Deutschland hatte während des

Krieges neun Hilfskreuzer dieser Art ausgerüstet, die zusammen 136 Schiffe mit 850 000 BRT versenkt haben. Von ihnen hatte die *Atlantis* die größte Beute, die längste Fahrt und den erstaunlichsten Kapitän. Ihre Geschichte wird man sich erzählen, solange Männer die Meere befahren.

Begonnen hatte sie ihr Dasein als die *Goldenfels*, ein 7800-t-Schnellfrachter der deutschen Hansa-Linie. Bei Ausbruch des Krieges wurde sie mit sechs getarnten 15-cm-Kanonen, zahlreichen kleineren Geschützen und Torpedorohren ausgestattet. Sie erhielt ferner ein Flugzeug und einen ansehnlichen Minenvorrat. Dazu besaß sie eine reichhaltige „Maskengarderobe", die ihr gestattete, aus einem Dutzend harmloser Frachter die jeweils passende Verkleidung zu wählen.

Unter dem Kommando von Bernhard Rogge, einem breitschultrigen, imposanten Offizier von vierzig Jahren, war die *Atlantis* im März 1940, als sowjetischer Frachter verkleidet, verstohlen die norwegische Küste entlanggefahren und dann in den Nordatlantik vorgestoßen. Ihr Auftrag: Schiffe, die den Indischen Ozean kreuzten, so überraschend wie möglich anzugreifen.

Nachdem sie am 25. April den Äquator überquert hatte, wurde die sowjetische Flagge niedergeholt, und aus der *Atlantis* wurde mit Hilfe ihrer falschen Aufbauten im Handumdrehen das „japanische" Motorschiff, dem die *City of Exeter* begegnet war — die Kapitän Rogge mit Rücksicht auf ihre vielen Passagiere unbehelligt ziehen ließ.

Das erste Opfer der *Atlantis* wurde vielmehr die englische *Scientist*. Der Befehl, zu stoppen und die Funkanlage nicht zu benutzen, kam völlig überraschend. Doch hatte der Funker Geistesgegenwart genug, den Spruch „QQQ" — „feindliches bewaffnetes Handelsschiff versucht mich zu stoppen" — in den Äther zu jagen. Die *Atlantis* eröffnete das Feuer, traf die *Scientist* mittschiffs und zerstörte die Funkanlage. Die 77 Besatzungsmitglieder des getroffenen Schiffes, zwei von ihnen schwer verwundet, gingen in die Boote. Die *Atlantis* nahm sie als Gefangene an Bord und versenkte durch Artilleriefeuer und Sprengpatronen die *Scientist*. Dann fuhr sie mit voller Kraft um das Kap der Guten Hoffnung.

Zwei Wochen später fing Kapitän Rogge einen englischen Funkspruch auf, der vor einem deutschen Hilfskreuzer warnte, der, als japanisches Schiff getarnt, im Südatlantik kreuzen solle. Sofort zog die *Atlantis* ihren Kimono aus und erschien als das holländische Motorschiff *Abbekerk*.

Die zweite Beute der *Atlantis* war das norwegische Motorschiff *Tirranna*, das mit Nachschub für australische Truppen in Palästina unterwegs war. Kapitän Rogge schickte ein Prisenkommando an Bord und ließ das erbeutete Schiff ein paar Wochen als Quartier für die Gefangenen hinter sich herfahren. In den ersten Tagen des August 1940 wurde es dann mit etwa 300 Gefangenen nach dem

besetzten Frankreich dirigiert. Es wurde jedoch unweit der Küste von einem britischen U-Boot torpediert. Die Prisenbesatzung wurde vollzählig gerettet; da das Schiff aber kenterte und innerhalb von zwei Minuten sank, kamen etwa 60 Gefangene, darunter auch Frauen und Kinder, ums Leben.

Einen Monat nach der *Tirranna* fand die *Atlantis* drei, und im darauffolgenden Monat gar fünf Opfer. Eines der Schiffe, den französischen 10 000-t-Überseedampfer *Commissaire Ramel*, wollte die *Atlantis* unbedingt unbeschädigt in die Hand bekommen. Aber der Kapitän, ein Australier, begann sofort zu funken. Das Schiff wurde beschossen und versank nach Mitternacht, ein schauerlich gespenstischer Anblick, mit rotem Rumpf zischend in den Wellen. In den Papierkörben eines anderen Schiffes fand das Durchsuchungskommando Funkmeldungen, mit deren Hilfe die Deutschen den Geheimkode der englischen Handelsmarine entschlüsseln konnten.

Inzwischen hatte die britische Admiralität alle Schiffe angewiesen, jedes verdächtige Schiff sofort, ohne Rücksicht auf mögliche Folgen, durch Funkspruch zu melden. Woraufhin wiederum die *Atlantis* den Befehl erhielt, sofort zu schießen, ohne erst lange zu fragen.

Etwa die Hälfte aller angegriffenen Schiffe konnte noch kurz vor der Übergabe funken. Die meisten wurden, wenn sie das taten, beschossen und hatten in einigen Fällen schwere Verluste. Kapitän Rogge führte jedoch seinen Alleingänger-Seekrieg so fair, wie es in einem Krieg nur denkbar ist. Er hatte an Bord Gefangenenquartiere eingerichtet und nahm alles auf, was er nur irgend retten konnte. In zwanzig Monaten auf hoher See beherbergte die *Atlantis* zuzeiten mehr als tausend Gefangene aller Altersstufen, beider Geschlechter und aus zwanzig Nationen. Sie erhielten die gleiche Verpflegung wie die Besatzung. Tagsüber konnten sie sich, außer bei Gefechtsalarm, an Deck aufhalten und durften auch das Segeltuch-Schwimmbecken benutzen.

Die gefangenen Kapitäne hatten eigene Räume. Die norwegischen und englischen Offiziere gründeten einen Klub, in dem auch die Deutschen häufig zu Gast waren. Sie unterhielten sich, berichtet einer von ihnen, „über zu Hause, die See und schöne Frauen". Politische Gespräche waren verpönt. Wenn Gefangene auf ein anderes Schiff gebracht wurden, gab Rogge den Kapitänen ein Abschiedsfest.

Im Herbst 1940 hatte die *Atlantis* eine Pechsträhne: ein einziges Schiff in vierzig Tagen. Dann aber plötzlich Mitte November drei Schiffe innerhalb 48 Stunden. Der Norweger *Ole Jacob*, bis zum Rand mit Flugzeugbenzin beladen, wurde ohne Widerstand genommen, nachdem sich zwei Offiziere der *Atlantis* vom Motorboot aus als englische Seeoffiziere ausgegeben hatten. Dann der norwegische Tanker *Teddy*, der viele Stunden lang brannte, eine himmelhohe, für alle

Schiffe in weitem Umkreis sichtbare Fackel. Und schließlich die englische *Automedon*, in deren Papieren ein streng geheimer Bericht des Kriegskabinetts und Post für das englische Oberkommando im Fernen Osten gefunden wurde. Sie ergab sich, nachdem ein Volltreffer alles getötet hatte, was auf der Brücke stand.

Kapitän Rogge hat eine besondere Begabung, Menschen zu behandeln. Jedermann an Bord erhielt genau den gleichen Anteil an den kleinen Genüssen — Rauchwaren, Bier, Süßigkeiten, Eßpakete —, die erbeutet worden waren. Als Ersatz für den fehlenden Landurlaub gab es einen Wochenurlaub an Bord. Zwölf Urlauber bezogen jeweils gemeinsam die Isolierstation. Außer bei Gefechtsalarm konnten sie tun und lassen, was sie wollten: sich in die Sonne legen, schlafen, ihre Sachen flicken, Gedichte machen oder Gitarre spielen. Dieses erlaubte Bummeln inmitten der schwer arbeitenden Kameraden war eine wundervolle Erholung. Kapitän Rogge, dessen Großvater Hofprediger in Potsdam gewesen war, legte Wert darauf, daß seine Offiziere sonntags am Gottesdienst teilnahmen. Dafür servierte er ihnen hinterher jedesmal einen Drink, den sie den „Kirchencocktail" tauften.

Das Jahr 1941 brachte der *Atlantis* zunächst nur spärliche Erfolge: vier Schiffe in ebenso vielen Monaten. Eines war das ägyptische Passagierschiff *Zam Zam* mit 140 amerikanischen Missionaren an Bord. Passagiere und Besatzung der *Zam Zam*, insgesamt 309 Personen, wurden ohne Schwierigkeiten von der *Atlantis* aufgenommen. Am nächsten Tag schon nahm ihr ein anderes deutsches Schiff, die *Dresden*, alle diese Gefangenen wieder ab und brachte sie am Ende auch sicher nach Bordeaux.

Der Schrecken, den die *Atlantis* verbreitete, hat den Alliierten wahrscheinlich nicht weniger geschadet als die Versenkungen. Englische Kriegsschiffe, die eigentlich anderswo dringend gebraucht wurden, mußten nach Süden geschickt werden, um Jagd auf sie zu machen. Die Handelsschiffe mußten im Zickzack fahren, längere Routen wählen und so Zeit und Treibstoff vergeuden. Es wurde immer schwieriger, Mannschaften zu bekommen, denen zudem Gefahrenzulagen bewilligt werden mußten. Dienstpost kam verspätet an oder ging verloren. Die Prämien der Kriegsversicherungen gingen in die Höhe, die Leuchtfeuer in den Häfen wurden gelöscht.

Den Sommer hindurch kreuzte die *Atlantis* in den südlichen Bereichen des Indischen Ozeans, ohne etwas zu sichten, das größer gewesen wäre als ein Albatros. Dann aber, am 10. September 1941, machte sie ihre zweiundzwanzigste — und letzte — Beute, das norwegische Motorschiff *Silvaplana*.

Am 21. November machte das Beobachtungsflugzeug am frühen Morgen beim Niedergehen nach einem Erkundungsflug Bruch — gerade in dem Augenblick, in dem sein wachsames Auge besonders notwendig ge-

wesen wäre. Denn am nächsten Tag sollte ein U-Boot, U 126, den Hilfskreuzer treffen und Öl von ihm übernehmen — eine sehr heikle Sache, weil die *Atlantis* währenddessen wehrlos war. Die beiden Fahrzeuge trafen sich am verabredeten Punkt zwischen Brasilien und Afrika, und am frühen Morgen begann das Öl von dem einen in das andere Schiff zu fließen. In der Motorbarkasse längsseits des U-Bootes befanden sich einige Leute von der *Atlantis*. Der Kommandant des U-Bootes war an Bord der *Atlantis* gegangen. Gleichzeitig war auch noch die Backbordmaschine des Hilfskreuzers zur Reparatur halb auseinandergenommen worden.

Da plötzlich bemerkte der Mann im Ausguck, der unablässig die sonnenüberflutete See beobachtete, eine Mastspitze am Horizont. Und wenige Minuten später steuerte der englische schwere Kreuzer *Devonshire* unter Kapitän zur See R. D. Oliver die beiden Deutschen an.

Diese hatten sofort beim Insichtkommen der *Devonshire* die Schleppverbindung losgeworfen. U 126 tauchte. Ihren Kommandanten mußte sie auf dem Hilfskreuzer zurücklassen. War das U-Boot bemerkt worden? Von dem gekappten Ölschlauch breitete sich ein verräterischer Ölfleck auf dem Wasser auf.

Für die *Atlantis* gab es jetzt nur eine Hoffnung: bluffen, reden, Zeit gewinnen, um die *Devonshire* inzwischen in den Bereich der Torpedorohre des U-Bootes zu locken.

Doch Kapitän Oliver war äußerst mißtrauisch. Abgesehen von leicht auszuwechselnden Teilen wie Ventilatoren entsprach das Schiff, das da bei spiegelglatter See Öl auf die Wogen goß, ganz der Beschreibung, die die Admiralität von dem geheimnisvollen Hilfskreuzer gegeben hatte. Er fuhr daher ständig hin und her, hielt sich sorgfältig außerhalb der Torpedoreichweite des U-Boots und der Schußweite des Hilfskreuzers und nagelte die *Atlantis* mit zwei Salven vor und hinter sie fest an ihren Platz.

Das war eine Art zu fragen, auf die kein vernünftiges Schiff die Antwort verweigern kann. Kapitän Rogge funkte, er sei die *Polyphemus*. Kapitän Oliver fragte beim Oberbefehlshaber Südatlantik zurück, ob der Fremde möglicherweise die echte *Polyphemus* sein könne.

Fast eine Stunde lang zog die *Atlantis*, beigedreht und sacht in der Dünung rollend, das Gespräch hin. Noch bestand eine geringe Chance, daß U 126 nahe genug an den englischen Kreuzer herankam, um einen Torpedo abzuschießen. Aber der Wachoffizier des U-Bootes, der jetzt das Kommando führte, blieb bei der *Atlantis*, statt den Kreuzer anzugreifen.

Um 9.34 Uhr erhielt Kapitän Oliver vom Oberbefehlshaber Südatlantik die Antwort: „Nein — wiederhole — nein!“ Eine Minute danach eröffnete die *Devonshire* das Feuer. Als die dritte Salve der 20-cm-Geschosse auf der *Atlantis* einschlug, gab Kapitän Rogge Befehl,

die Sprengladungen fertigzumachen und das Schiff zu verlassen.

Kurz vor zehn Uhr morgens flog die vordere Munitionskammer in die Luft, und einige Minuten später sank die *Atlantis* über das Heck. Die Männer, deren Heimat sie zwanzig Monate hindurch gewesen war, brachten ein dreifaches Hurra aus, und Kapitän Rogge stand, neben sich seinen kleinen schottischen Terrier „Ferry", aufrecht in einem der Boote und salutierte.

Da, wie der Bericht der Admiralität sagt, Kapitän Oliver nicht beidrehen und die Schiffbrüchigen aufnehmen konnte, „ohne sich der ernsten Gefahr auszusetzen, torpediert zu werden", verschwand die *Devonshire* kurz darauf hinterm Horizont.

Durch Trillerpfeifen und Rufe wurde die Mannschaft der *Atlantis* zusammengeholt. Nur sieben waren bei der Beschießung ums Leben gekommen. Mindestens hundert schwammen umher oder klammerten sich an treibende Wrackteile. Das U-Boot nahm die Verwundeten und die unersetzlichen Spezialisten an Bord. Die sechs Rettungsboote übernahmen weitere zweihundert. Zweiundfünfzig Männer mußten sich, mit Schwimmwesten und Decken versehen, auf dem Oberdeck des U-Bootes in großen Flößen sitzend zusammendrängen. Wurde das Unterseeboot gezwungen, schnell zu tauchen, so sollten sie an einem der Rettungsboote Anschluß suchen. Das nächste Festland — Brasilien — war 1500 Kilometer entfernt.

Die seltsame Flottille — sechs Rettungsboote im Schlepp eines U-Bootes — machte sich noch am gleichen Nachmittag nach der Versenkung auf den Weg. Zweimal am Tage machte ein Schlauchboot vom U-Boot aus bei allen die Runde, um ihnen eine warme Mahlzeit zu bringen.

Nach 38 Stunden traf U126 mit dem deutschen U-Boot-Versorgungsschiff *Python* zusammen. Die Geretteten wurden an Bord genommen, allerdings nur, um kurz darauf wieder Bekanntschaft mit dem Wasser zu machen. Denn die *Python* wurde von einem anderen englischen Kreuzer gestellt und versenkt, der *Dorsetshire*, die wenige Monate zuvor dadurch bekannt geworden war, daß sie der *Bismarck* den Gnadenstoß gegeben hatte.

In mehreren deutschen und italienischen U-Booten erreichte die Besatzung der *Atlantis* schließlich St.Nazaire und kam unmittelbar nach dem Neujahrstag 1942 in Berlin an.

Kapitän Rogge wurde zum Konteradmiral befördert und mit der Ausbildung des gesamten Offiziersnachwuchses der Marine betraut. Aber er konnte seine Antipathie gegen den Nationalsozialismus nicht verbergen, und man schob ihn später auf einen unwichtigen Posten ab. Er lebt jetzt in Hamburg als Geschäftsführer einer Fabrik, die chirurgisches Nahtmaterial herstellt.

Es ist nach einem so langen und erbittert geführten Krieg sicherlich ungewöhnlich, daß viele Gefangene der *Atlantis* Rogge ein freundliches

Andenken bewahrt haben. Kapitän White von der *City of Bagdad* hat sich schriftlich bei seinem früheren Gegner für die Behandlung bedankt, die er als Gefangener erfahren hat. Kapitän Woodcock von der *Tottenham* lud Kapitän Rogge vor kurzem, als er in Hamburg im Dock lag, ein, ihn an Bord zu besuchen. In den Hungerjahren nach dem deutschen Zusammenbruch haben ehemalige Gefangene dem Mann, der sie einst gefangengenommen hat, manches Paket geschickt.

Die Männer von der Besatzung der *Atlantis* besuchen Rogge, sooft sie nach Hamburg kommen, und erinnern sich gern ihrer gemeinsamen 622 Tage auf See.

„Er hat aus der Besatzung der *Atlantis* eine richtige Familie gemacht", sagt Leutnant Dehnel. „Wenn es wieder einmal eine deutsche Marine geben sollte, werde ich mich *vielleicht* wieder melden. Aber wenn Rogge mich ruft, komme ich unbesehen — ganz egal, um welche Marine es sich handelt."

» » « «

Kleine Weisheiten

Eine Hausfrau, die am Ende ihres Arbeitstages ein paar Minuten für sich haben will, macht sich am besten ans Geschirrspülen. A. G.

Wenn wir uns selbst so sehen könnten, wie andere uns sehen — wir würden nie wieder ein Wort mit ihnen reden. A.

Frauen leiden genau so unter Magengeschwüren wie ihre Männer. Unter denselben nämlich. F. P. J.

Menschen haben nur selten die gleichen Einfälle. Außer, wenn sie Hochzeitsgeschenke kaufen. W. S. J.

Manche suchen sich ihre Leiden dadurch erträglich zu machen, daß sie an die größeren Leiden anderer denken. Im Behandlungsstuhl des Zahnarztes denken sie dann an Operationssäle. B. T.

Kleine Bosheiten

Die Schulzeit ist doch die schönste Zeit — falls unsere Kinder schon groß genug sind, in die Schule gehen.

Die beste Gelegenheit, menschliche Schwächen zu studieren: wenn niemand in der Nähe ist.

Um für alle Möglichkeiten vorzusorgen, beschloß die Leitung der Klinik, im Warteraum für werdende Väter zwei Sauerstoffapparate aufzustellen.

Im Kino kann man eine Menge über die Liebe lernen — vorausgesetzt, man läßt sich nicht vom Film ablenken. F. P. J.

Gewebebanken sorgen heute dafür, daß man schadhafte Teile des Körpers auswechseln und dadurch viele Kranke retten kann

Ersatzteile für Menschen

Aus der Monatsschrift Today's Health von J. D. Ratcliff

Zu den großartigsten Errungenschaften der modernen Medizin gehören die Überpflanzungen lebenden Gewebes von einem Menschen auf den anderen und die „Gewebebanken", die das hierfür benötigte Körpergewebe vorrätig halten. Wohl jeder hat schon einmal von den Hornhautüberpflanzungen gehört, mit denen man vielen Blinden in wunderbarer Weise das Augenlicht wiedergeben konnte. Eine entsprechende Technik wendet man auch bei anderen Teilen des Körpers an.

In Chikago wurde kürzlich ein Kind ohne Brustwand geboren. Man erhielt es am Leben, indem man ihm unverzüglich den Brustkorb eines totgeborenen Kindes einpflanzte. In New York starb eine junge Frau bei einer Operation an Herzschwäche. Die Ärzte baten die trauernden Eltern um Erlaubnis, der Leiche ein Stückchen Arterie zu entnehmen, sie könnten damit vielleicht eine andere junge Frau retten, die nahe dem Herzen einen Arteriendefekt habe. Die Eltern gaben ihr Einverständnis, und ein hinfälliger junger Mensch wurde wieder gesund und hat nun alle Aussicht auf ein langes Leben.

Der Gedanke der Gewebsüberpflanzung bewegt die Ärzteschaft seit vielen Jahren. Schon zu Anfang unseres Jahrhunderts sind Transplantationen bei Tieren versucht worden, namentlich durch den 1944 verstorbenen Forscher Alexis Carrel.

Versuche am Menschen aber hatten ihre Gefahren. Eine mächtige Feindin war die Infektion. Beim Überpflanzen von Arterienteilen bildeten sich außerdem häufig tödliche Blutpfropfen. Von Gewebskonservierung wußte man noch wenig. Nach und nach aber ist man mit diesem Problem fertig geworden. Infektionen verhütet man mit Antibiotika, Blutpfropfenbildung mit anderen neuen Mitteln, und zur dauerhaften Konservierung von Gewebe hat man zuverlässige Methoden entwickelt. Diese Fortschritte haben der Einrichtung von Banken für Gewebe verschiedener Art den Weg geebnet.

Da sind zunächst die *Knochen-*

banken. Bei der Behandlung von Verunglückten und Kriegsverletzten, zum Längen von Beinen, die durch Krankheit verkürzt sind, zur Kräftigung geschwächter Wirbelsäulen und ähnlichen Zwecken werden ständig Knochen gebraucht. Früher war man fast immer darauf angewiesen, sie dem Körper des Patienten selber zu entnehmen. Dazu waren zwei Eingriffe erforderlich, und oft genug war der erste schmerzhafter und schwächender als der zweite. Durch die Knochenbank ist nun alles einfacher geworden.

Das Material gewinnt man aus verschiedenen Quellen, verwendet etwa Rippen, die bei einer Operation entfernt wurden, oder Knochen amputierter Glieder oder auch Knochen von Verstorbenen. Die Ärzte prüfen erst gewissenhaft nach, ob der Spender auch nicht etwa krank ist oder war, dann wird der Knochen sorgfältig von allem Fleisch gesäubert und schließlich unter Gefriertemperatur getrocknet und gelagert. Mit solchen Knochen — man hat sie schon an Lazarette in allen Teilen der Welt verschickt — sind Hunderte von Kriegsverletzten vor dauernder Invalidität bewahrt worden. Auch geben sie älteren Menschen, die an nichtheilenden Knochenbrüchen leiden, gute Aussicht auf Wiederherstellung.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß sich ein konservierter fremder Knochen fast ebenso gut einpflanzen läßt wie ein eigener. In England sind 85 Prozent solcher Transplantationen erfolgreich verlaufen. In der amerikanischen Stadt St. Louis hat man damit bei 46 von 54 Patienten ausgezeichnete Ergebnisse erzielt.

Ein aus der Knochenbank stammender Knochen wächst allerdings nicht ein. Unser Körper ist in seinen Bedürfnissen so individuell, daß er fremdes Gewebe nicht duldet (eineiige Zwillinge bilden eine Ausnahme). Der eingepflanzte Knochen dient lediglich als eine Art Spalier, an dem entlang sich neue Knochensubstanz bildet, und wird in dem Maße, wie sich junge Knochenzellen ansetzen, vom Körper absorbiert.

Besonders eindrucksvoll ist die Leistung der *Arterienbanken*: sie ermöglichen Operationen, die bisher unausführbar waren. Es kommt vor, daß sich in einer der großen Schlagadern ein Tumor bildet. Es kommt vor, daß eine Arterienwand an einer Stelle schwach wird und sich zu einem Aneurysma erweitert, einer Ausbauchung, die größer als ein Tennisball werden kann und durch Druck auf andere Teile und Nervenbahnen starke Schmerzen und Lähmungserscheinungen hervorruft. Und es kommt vor, daß sich die Aorta, die Hauptschlagader, in Form einer Sanduhr verengt, so daß der Blutdurchfluß gehemmt wird und der Mensch sich nur noch halbtot dahinschleppen kann. Manch einer stirbt schon in jungen Jahren daran.

Bisher schnitt der Chirurg den schadhaften Teil heraus und versuchte, die beiden Enden der Arterie zusammenzunähen. Lag der Defekt

an einer nicht lebenswichtigen Stelle, so band er die Arterien-Enden wohl einfach ab, in der Hoffnung, der Blutkreislauf werde über einen Nebenweg weitergehen. Geschah dies aber nicht, so degenerierte das nicht mit Blut ernährte Gewebe, und neue Eingriffe oder gar eine Amputation wurden nötig. In Fällen dieser Art sind die Transplantate der Arterienbanken wahre Lebensretter.

Für Arteriengewebe gibt es als einzige Quelle den Körper eines Verstorbenen. Natürlich darf der Eingriff nur mit Genehmigung der nächsten Verwandten vorgenommen werden. Im allgemeinen nimmt man nur eine Arterie heraus, nämlich die Aorta mit ihren Hauptästen. Dies muß innerhalb von sechs Stunden nach dem Ableben des Spenders geschehen. Der Verstorbene darf höchstens fünfundvierzig Jahre alt gewesen sein und keine Infektions- oder zehrenden Krankheiten gehabt haben. Bei den meisten Banken sind zwei Ärzte und eine Schwester Tag und Nacht bereit, auf Anruf in ein Krankenhaus zu eilen, wo durch den Tod eines Patienten eine Aorta verfügbar geworden ist.

Die Arterie wird dann sogleich in eine fast bis zum Gefrierpunkt abgekühlte Nährlösung gelegt: Blutserum mit einem Zusatz von Mineralsalzen und — zur Verhütung von Infektionen — antibiotischen Stoffen. Arteriengewebe, das nicht innerhalb von sechs Wochen benötigt worden ist, wird vernichtet.

Jüngste Forschungsergebnisse zeigen, daß sich auch Arteriengewebe zur Gefriertrocknung eignet und somit wesentlich länger konserviert

Professor Dr. F. Bernhard hat 1949 in der Chirurgischen Klinik Gießen zum ersten Mal in Deutschland eine Aortatransplantation mit gutem Erfolg ausgeführt. Ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen litt an einer Verengung der großen Brustschlagader, und die dadurch hervorgerufene unzureichende Blutversorgung des Körpers unterhalb der Verengung und der ungeheure Blutandrang in den Hirngefäßen waren bedrohlich. Nur die Hand des Chirurgen konnte noch Heilung bringen. Im Tierexperiment war die Möglichkeit der gefahrlosen Einheilung körperfremder Gefäßstücke schon erprobt worden. Jetzt gelang das große Wagnis der Aortaverpflanzung auch am Menschen.

Die Errichtung von Gefäßbanken, in denen man in Amerika das zu solchen Operationen nötige Gewebe sammelt und bereit hält, ist in Deutschland noch nicht möglich gewesen. Deshalb versucht man tote Transplantate zu verwenden. Knochenbanken gibt es dagegen auch in Deutschland und in der Schweiz. Die erste deutsche Knochenbank befindet sich in Bochum, in der Schweiz gibt es welche in Basel, Winterthur und in St. Gallen.

— Dr. med. J. Weis, Gießen

werden kann. Bei Tieren ist man mit dem Einpflanzen von Arterienteilen, die bis zu einem Jahr gelagert hatten, in 90 Prozent der Fälle erfolgreich gewesen. Beim Menschen dürfte man damit allen Anzeichen nach zu ebenso guten Ergebnissen kommen.

Arteriengewebe verhält sich im fremden Körper wie Knochensubstanz: es wächst nicht ein, sondern dient lediglich als Gerüst, an dem der Körper neue Zellen ansetzt, in diesem Fall eine sogenannte Fibrillenscheide bildet, eine Hülle, die genau so zuverlässig zu arbeiten scheint wie eine gesunde, natürliche Arterie.

Noch im ersten Versuchsstadium ist man mit der *Hautbank*. Bei ausgedehnten Verbrennungen ist oft großer Mangel an Haut-Transplantat, da die unverbrannten Teile des Körpers nur selten genügend Haut für eine Überpflanzung hergeben.

Versuche haben gezeigt, daß man Haut in einer dicht über dem Gefrierpunkt gehaltenen Nährlösung einige Wochen konservieren kann. Wie ein amerikanisches marineärztliches Institut festgestellt hat, leistet eine solche Haut bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie durch Eigenhaut ersetzt ist, vortreffliche Dienste als Verbandmaterial.

Neuerdings versucht man es auch hier mit Gefriertrocknung. Das Gewebe soll sich dadurch länger halten.

Für die *Knorpelbanken*, die den Ärzten hauptsächlich Material zum Ausbessern von Nasen, Ohren und Stirnteilen liefern, kommt eine wertvolle Anregung aus England. Dort hat Sir Harold D. Gillies entdeckt, daß man mit Knorpeln von Jungrindern ebenso gute Resultate erzielt wie mit Knorpeln vom Menschen. In vier Jahren hat er bereits in 144 Fällen Rindsknorpel überpflanzt. Dieser Entwicklung folgend, gibt das Laboratorium des Armour-Schlachthauses in Chikago neuerdings Transplantationsknorpel ab, die dem Brustbein von Jungstieren entstammen. Der Chirurg benutzt davon jeweils, was er für eine Operation braucht, und konserviert den Rest.

Die meisten Todesfälle werden dadurch verursacht, daß ein einzelner Teil im komplizierten Mechanismus des Körpers schadhaft wird. Der eine Mensch hat vielleicht einen tadellos funktionierenden Verdauungstrakt und stirbt an einer Herzkrankheit. Der andere hat vielleicht ein kräftiges Herz, das noch jahrelang gut arbeiten könnte, und stirbt an Krebs. Nur selten versagt der ganze Körper auf einmal. Die Gewebebanken sollen dafür sorgen, daß der Chirurg schadhaft gewordene Teile des Organismus ersetzen kann. Für die Medizin zieht damit eine ganz neue Ära herauf.

Nur wer das Herz hat, zu helfen, hat auch das Recht, zu kritisieren.
ABRAHAM LINCOLN

TAHITI: *Himmel auf Erden*

Aus dem Buch „Tahiti: Voyage Through Paradise" *von George T. Eggleston*

Es sind Gottes schönste Werke, zumindest aber seine lieblichsten", schrieb Robert Louis Stevenson von den Eingeborenen Tahitis und ihrer wunderbaren Inselheimat inmitten des südlichen Pazifiks. Verändert haben sie sich seit damals nicht. Freundlichkeit, Gastfreiheit, Großmut und Charme erlebt auch heute noch jeder in reichem Maße, der nach Tahiti kommt.

Ungefähr in Form einer großen Acht von 53 Kilometer Länge erhebt sich die Insel mit ragenden Bergkegeln wie eine riesige, grüne Festung aus dem Stillen Ozean. Papeete, die Hauptstadt und zugleich der wichtigste Hafen, ist ein sauberes französisches Kolonialstädtchen, das um eine kleine Bucht herum in die üppige Landschaft gebettet liegt. Unser Dampfer machte in der Nähe des verschlafenen, von Bäumen beschatteten Quai du Commerce fest, an dem oft Segeljachten aus aller Welt angelegt haben, und ein hübscher junger Eingeborener schaffte unser schweres Gepäck lächelnd vom Schiff in ein nahegelegenes Hotel.

Später, auf unserem ersten Rundgang durch die Stadt, lief uns plötzlich jemand nach und steckte meiner Frau eine herrliche Blume ins Haar: es war unser Kofferträger. Aber ehe wir ihm danken konnten, war er schon lautlos verschwunden. Das war echt tahitische Art, uns willkommen zu heißen. Solche spontanen kleinen Liebenswürdigkeiten sollten uns noch oft entzücken.

Mit behutsamer Hand regiert ein französischer Gouverneur, zusammen mit einer Volksvertretung der Eingeborenen, Tahiti und die anderen Inseln Französisch-Ozeaniens. Seit 1887 ist dieses Gebiet eine von Frankreichs bevorzugten und friedlichsten Kolonien.

„Es sind die liebenswürdigsten Menschen von der Welt", sagte ein französischer Beamter zu mir. „An ihnen ist tatsächlich kein Falsch. Wir haben hier nichts weiter zu tun, als auf ihre Gesundheit zu achten und sie vor ungeeigneten Fremden zu bewahren." Ein eisernes Gesetz hält alle Abenteurer von der Insel fern, jeder Besucher muß, ehe er an Land darf, entweder ein Schiffsbillett für die Rückreise vorzeigen oder seine Zahlungsfähigkeit nachweisen, sodaß seine Heimkehr gesichert ist, falls der Gouverneur ihn für unerwünscht halten sollte.

Die Hotels in und um Papeete haben zwar unter dem unausweichlichen Druck der westlichen Zivilisation angefangen, Cocktailbars und Tanzdielen einzurichten, aber das übrige Tahiti ist geblieben, wie es war. An einem Streifen weißen Sandes, 15 Kilometer südlich von Papeete, haben wir uns ein tahitisches Wohnhaus gemietet, einen Bungalow aus Bambus und Pandanus (einer Palmenart mit schwertförmigen Blättern).

„Das Haus gehört Ihnen", sagte mit einem warmen Lächeln unsere Vermieterin, als wir es in Besitz nahmen. „Das Kanu ist dort" — sie zeigte auf ein großes Auslegerboot — denn man steht überall auf Tahiti in der Nähe der Wohnhäuser auch gleich am Wasser. „Die Lagune ist ungefährlich und hübsch. Bei uns gilt nur *eine* Regel: Sie sollen unser Land und uns selbst wirklich liebgewinnen. Dann werden wir alle glücklich und zufrieden sein."

Diese Vorschrift war nicht schwer zu befolgen. Die Lagune lockte uns tagsüber wohl ein dutzendmal in ihre kühlen Tiefen. Mit Unterwasserbrillen erforschten wir die Korallenlabyrinthe mit ihren wunderbaren Farben und buntschillernden Fischen. Auf dem Riff selbst konnten wir, wenn die Brandung bei Ebbe zurückgewichen war, auf einer Straße aus Korallengestein gehen, die so breit wie eine Autobahn war. In den Tümpeln ihrer durchlöcherten Oberfläche regten sich abenteuerliche Meereswesen, die uns stundenlang fesselten.

Unser Haus blickte auf ein großes Korallenriff, an dem sich mit ununterbrochenem Donnern der Ozean bricht. Dahinter, etwa zwanzig Kilometer entfernt, sieht man das gezackte Profil der nächsten Insel der Gruppe der Gesellschaftsinseln — Moorea. Jenseits Moorea geht abends die Sonne in jenem unglaublichen Farbenrausch unter, der Gauguin zu seinen Bildern begeistert hat und an dem Generationen anderer Maler gescheitert sind. Sogar die Eingeborenen stehen voller Ehrfurcht vor diesem Anblick. „Die Götter spielen mit Feuerwerk", sagen sie dann.

Sah man nach der anderen Seite durch unsere unverglasten Fenster (geflochtene Läden aus Pandanusblättern sind hier der einzige Schutz gegen die Außenwelt, den man braucht), so bot sich einem ein neues atemraubendes Bild: das helle Grün der Lagune gegen den Korallensand, darüber die grünen Gipfel der Insel, die durch die Talnebel ins Weiß der Wolken emporstrebten.

Fast in jeder klaren Mondnacht wurde irgendwo an unserem Strand getanzt. Dann dröhnten die Trommeln, der Ozean brauste zur Begleitung dumpf gegen das Riff, und die Männer und Frauen führten in ihrer natürlichen Anmut aus reiner Spielfreude ihre alten Tänze auf.

Davon ist die ursprüngliche *hula* besonders beliebt, die die Einwohner Tahitis auf Hawaii einführten, als sie die Insel im Norden vor Jahrhunderten erobert hatten. Allerdings ist die hawaiische *hula* eine sehr zahme Abart der tahitischen, an deren überlieferter Form auch die Missionare nichts haben ändern können.

Ebenso feiern die Eingeborenen ihre Feste, wie sie gerade fallen — fast jeder Vorwand ist ihnen dazu recht. Wir haben bei solchen Schmäusen an vielem Geschmack gefunden, an gewürfeltem rohem Fisch in Kokossoße, an Taroknollen, Jamswurzeln, an *fei* (den roten, gekochten Bananen), Brotfrucht und Spanferkeln. Wir haben sogar mit den Fingern essen und das gehörige Schmatzen gelernt, mit dem man seine Sättigung bekundet.

Wie es auf Tahiti üblich ist, bekamen wir sehr bald auch einen Führer und Berater: Timi, einen hübschen und nie um Auskunft verlegenen Polynesier. Eines Morgens erschien er in seinem Auslegerboot an unserem Strand, brachte uns lächelnd als Geschenk einen Kranz prachtvoller Fische, die er soeben gespeert hatte, und teilte uns in gebrochener, aber ausdrucksvoller Sprache mit, daß er für uns zu arbeiten beabsichtige. „Ich zeigen Sie Lagune", sagte er, „Ich nehmen Sie zu schöne Gegend in Gebirge." Wieviel und wann wir ihm etwas bezahlten, war ihm einerlei — er wollte uns nur die Insel zeigen, und das machte er großartig.

Er führte uns zu günstig gelegenen Punkten, von denen aus wir das unglaublich schöne Panorama Tahitis genießen konnten. Fast in der Mitte der Insel ragen die vulkanischen Felsen des Orohena 2237 Meter hoch zum Himmel auf. Aus stolzen Schroffen ergießen sich Dutzende von silberhellen Wasserfällen in Kaskaden von einem kristallklaren Becken in das nächste bis hinab zur Küste. Die üppigsten Blumen der Südsee wuchern überall und unterbrechen mit ihren bunten Farbtupfen das ewig frische Grün der Bäume und Büsche.

„Wir sind der Natur großen Dank schuldig", sagte ein Eingeborener glücklich zu mir.

Timi zeigte uns, hoch oben an einem Wasserloch im Gebirge, wie man Krebse fängt; mit seinem Buschmesser schlug er uns unermüdlich durch das scheinbar undurchdring

liche Dickicht Pfade, die zu alten tahitischen Heiligtümern und Felsengräbern führten. „Sie finden *schön?*" fragte er, wenn er die Bewunderung in unseren Augen sah. „*Gut!*" Das war es ja, was er wollte!

Die Freigebigkeit der Eingeborenen hat etwas so Unmittelbares, daß sie einen oft in Verlegenheit bringt. Als wir eines Tages mit unseren Fahrrädern unterwegs waren, kamen wir an einem Mädchen vorbei, das am Wegrand saß und aus Pandanusblättern einen großen Hut flocht. Wir hielten an, um ihr zuzusehen. Sie machte den Hut fertig und hielt ihn dann mit wohlgefälligen Blicken hoch. „Hübsch?" Wir nickten begeistert. „Dann Sie nehmen! Ich machen eine für mich." Unser Angebot, den Hut zu bezahlen, stieß auf höfliche Ablehnung — wir hätten sie fast damit beleidigt.

Der Abscheu der Eingeborenen vor allem Geschäftlichen hat dazu geführt, daß beinahe der ganze Handel der Insel den Chinesen und Franzosen überlassen ist. Die Eingeborenen nehmen ihnen das nicht übel — sie fühlen sich nur erleichtert. Auf der Insel arbeiten über 6000 Chinesen fleißig als Tischler, Bäcker, Schneider, Gemüsebauern und Ladenbesitzer. Die Franzosen, deren es rund 800 gibt, besorgen die Regierungsgeschäfte und betreiben die höchst einträgliche Kopra-, Phosphat-, Vanille- und Perlmutterindustrie. Ungefähr 350 Engländer und Amerikaner bilden den restlichen Teil der fremden Bevölkerung.

Ob sie arbeiten oder spielen — die Eingeborenen auf Tahiti verstehen es allemal, sich dabei köstlich zu amüsieren. Gelegentlich gefällt es diesen Bauern und Fischern, die sonst nur für den Eigenbedarf arbeiten, ihre Produkte auf dem Markt in Papeete zu verkaufen. Um dorthin zu kommen, nehmen sie einen uralten, asthmatischen Bus, in den sich dreimal soviel Personen drängen, wie er eigentlich faßt. Auf dem Dach werden quiekende Schweine festgebunden, drinnen sitzt einer dem andern auf dem Schoß, und das Gelächter nimmt kein Ende.

Bei einer unserer Fahrten in diesem Vehikel nahmen vorne zwei junge Leute mit Gitarren Platz und spielten; hinter ihnen fing eine hübsche, honigbraune junge Frau, die unbekümmert ihr Kind säugte, zu singen an. Der Fahrer stimmte mit ein, und schließlich sangen alle anderen auch. Obwohl der kopflastige Wagen mit gefährlicher Schlagseite fuhr, brachte ein strahlender kleiner Mann es doch fertig, einen Stuhl mitten zwischen den Schweinen auf dem Dach zu vertäuen und dort oben unter beängstigendem Schwanken mitzureisen. „Wie die Kinder — närrisch, unbekümmert und glücklich!" bemerkte ein Franzose, außer uns der einzige Ausländer im Bus. „Wenn *wir* nur ein bißchen mehr davon hätten!"

Außer einigen Moskitos gibt es auf der Insel kaum irgendein fliegendes oder kriechendes Ungeziefer, und keines dieser Tiere ist gefährlich. Der

Regen fällt in mäßigen Mengen, meistens vier Monate hintereinander. Die Temperaturen sind ebenfalls erträglich und bewegen sich zwischen 18 und 32 Grad. Sogar die Gezeiten sind auf Tahiti ausgeglichen: der Unterschied zwischen Ebbe und Flut macht nur 25 Zentimeter aus.

Eine Reise nach Tahiti ist heute beinahe noch genau so umständlich wie vor hundert Jahren. Es liegt 5800 Kilometer südwestlich von San Franzisko, wird von keiner der großen Fluglinien berührt, und die Frachter der wenigen Schiffahrtslinien, die Passagiere von New York und San Franzisko dorthin befördern, können alle nur zwölf Reisende aufnehmen. Nur aus Frankreich kommen zuweilen Passagierdampfer.

Von der Welt jenseits des Meeres haben sich die Eingeborenen in der Abgeschlossenheit ihrer Insel nur so weit beeinflussen lassen, wie sie es wollten, und weiter nicht. Nachdem im neunzehnten Jahrhundert dort Missionare erschienen waren, bekehrten sich die Eingeborenen rückhaltlos zum Christentum — paßten es jedoch hier und da ihrer Vorliebe für Zwanglosigkeit an. Die Londoner Missionsgesellschaft hat ihnen zum Beispiel beizubringen versucht, daß ein langes, nachthemdähnliches Gewand züchtiger sei als der dürftige *pareo*, das buntbedruckte Stückchen Stoff, mit dem sein Träger nur soviel oder sowenig vom Körper bedeckt, wie er wünscht. Aber das hat sich nicht durchgesetzt. Die Frauen tragen, bei offiziellen Anlässen oder wenn sie einmal nach Papeete gehen, gern europäische Kleidung — aber sonst: sowenig wie möglich. „Zu viel Kleid an Körper nicht gesund. Außerdem hübsch aussehen ohne!" sagte die Nichte unserer Vermieterin ernsthaft.

Als fanatisch reinliches Volk (sie baden bis zu dreimal täglich) verwenden sie viel Zeit darauf, sich nett zurechtzumachen, mit Kränzen, Halsketten, Armbändern und Gürteln aus Blumen. In Gesellschaft tragen die Frauen über einem Ohr eine Blüte. Steckt sie über dem rechten, so heißt das: „Ich habe einen Mann." Über dem linken bedeutet sie: „Ich möchte einen." Ein Eingeborener fragte mich, warum wir das bei uns nicht auch so machten. „Es ist doch", sagte er, „so *praktisch!*"

Ein Ehepaar, das seinem Söhnchen nur einen einzigen, noch dazu kurzen Vornamen gegeben hatte, wurde von einer Freundin zur Rede gestellt, die der Meinung war, ein Junge müsse unbedingt einen zweiten Vornamen haben. „Wie willst du ihn denn ins Haus rufen", fragte sie, „wenn du es ernst meinst und ihm andeuten willst, daß deine Geduld nun erschöpft ist?"

O. H. M.

Aus The Memphis Commercial Appeal

von Josephine Crisler

WIEDER las ich die Inschrift auf seinem Grabstein:

Seine Hände vermochten zu heilen,
Und sein Herz war voller Menschenliebe

Mutter kniete am Boden, um die längliche, weiße Schachtel zu öffnen, in der die Blumen lagen. „Wenn ich das tue, habe ich immer das Gefühl, er lacht mich aus", sagte sie. „Weißt du noch, wie seine linke Augenbraue zuckte, wenn ihn etwas belustigte?"

„Oder wenn er ein bißchen schwindelte", setzte ich hinzu.

Es war Weihnachten und für diese Zeit des Jahres ungewöhnlich warm. Eine Herde Schäfchenwolken zog über die blaue Himmelsweide. Genau so war es an jenem Tag gewesen, an dem ich mit ihm zusammen auf der Veranda gesessen hatte und er plötzlich sagte: „Ich glaube, wir sollten mein Begräbnis vorbereiten. Irgend jemand muß sich ja um diese Dinge kümmern."

Mit unvermindert schmerzhafter Deutlichkeit sah ich seine so seltsam reglose rechte Hand wieder vor mir — jene Hand, die das Skalpell bei Tausenden von Operationen mit vollendeter Sicherheit geführt hatte ...

„WEISST DU", fuhr Mutter fort, während sie die Blumen verteilte, „mir ist gerade, als hörte ich ihn sagen: ‚Mutter, was denkst du dir eigentlich bei diesem Tun? Hast du schon vergessen, wie wir immer darin übereinstimmten, daß es nur halb soviel Leid auf Erden gäbe, wenn die Menschen die Liebe, mit der sie der Toten gedenken, den Lebenden zukommen ließen?' "

Sie erhob sich und setzte sich auf die Steinbank. „Wie war doch noch der Name des kleinen Jungen, den er vergangenen Heiligabend auf der Landstraße auflas?"

„Jimmy."

„Erinnerst du dich noch, wie Vater zur Tür hereingestürmt kam und rief: ‚Los, Kinder, holt eure Geldbeutel und rückt ein bißchen was raus.' Er war so in Anspruch genommen von seinem Vorhaben, daß er ganz zu fragen vergaß, ob irgendwelche Anrufe für ihn gekommen seien." Sie lächelte wehmütig. „Ich richtete ihm dann aus, daß gerade ein Patient mit akuter Blinddarmentzündung eingeliefert worden sei, den er in der nächsten Stunde operieren müsse. Er sah aus wie ein Kind, dem sein Spielzeug zerbrochen ist."

Ich erinnerte mich noch gut. Mutter hatte gerade mit mir zusammen den Baum geschmückt und wollte nun in die Küche.

„Martha hat heute Ausgang", teilte sie Vater mit. „Ich werde dir das Nachtessen machen, während du dich umziehst."

„Aber was wird nun mit Jimmy?" fragte er.

„Wer ist denn das?" erkundigte ich mich.

„Ein kleiner Junge, dem ich auf der Landstraße begegnet bin. Das arme Kerlchen war auf dem Weg zur Stadt, um ein Glas Pfirsiche zu verkaufen, damit er seinen Brüdern und seinem Schwesterchen etwas zu Weihnachten schenken könne." Er griff in die Tasche seines Wintermantels und förderte ein Glas mit wässrigem Eingemachtem zutage.

„Ich gab ihm einen Dollar dafür. ‚Mister', sagte er zu mir, ‚ich habe wirklich nicht gedacht, daß ich mehr als fünfzig Cent dafür kriegen würde.' Ich erzählte ihm, daß Pfirsiche um diese Jahreszeit sehr teuer seien, und fragte ihn, wo er wohne. Morgen in aller Frühe werde ich dort Eßwaren und Spielzeug hinbringen. Und das Geld dafür ..."

Wir drehten unsere Taschen um und brachten so noch 18 Dollar zusammen.

„Die Geschäfte schließen in ein paar Minuten", gab ich zu bedenken, „das beste ist, du sagst mir gleich, was du besorgt haben willst."

Vaters Anweisungen kamen wie aus der Pistole geschossen: „Einen großen Truthahn, einen Schinken, ein paar Gemüsekonserven, Obst, Nüsse, viel Brot und Pfefferkuchen und von dem Geld, was du übrigbehältst, noch einen großen Kuchen."

Mutter und ich wechselten einen belustigten Blick.

Als ich aus dem Auto stieg, schloß der Kaufmann gerade die Ladentür zu. Widerstrebend machte er mir noch einmal auf. Ich bekam das Obst, die Süßigkeiten, den Kuchen, das Brot und die Konserven. Schinken und Truthähne waren ausverkauft. Mir war bereits im Laden klar, was nun mit dem großen Truthahn geschehen würde, der für unsern Weihnachtsschmaus schon vorbereitet zu Hause lag.

„Wir werden vermutlich morgen Thunfisch essen", sagte ich. „Geben Sie mir noch ein halbes Dutzend Dosen mit."

Am nächsten Tag mußte ich Marthas Zorn über mich ergehen lassen.

„Wollen Sie damit sagen, daß der Herr Doktor meinen schönen Truthahn mit der Maronenfüllung wegschenken will? Wo wir Besuch zum Essen erwarten? Sie wissen doch so gut wie ich, daß Fisch nicht das richtige zu Weihnachten ist?"

„Warum nicht?" entgegnete ich. „Christus selbst hat Fisch gut genug gefunden, seine Freunde damit zu bewirten."

„Nun aber raus aus der Küche", befahl Martha, „damit ich dieses Festessen noch fertigbekomme."

Unsern Weihnachtstruthahn auf dem Rücksitz, waren wir bei Tages-

anbruch losgefahren, um Jimmy zu besuchen. Den übrigen Platz im Wagen füllten die Lebensmittel und das Spielzeug, das Vater requiriert hatte. Von den Spielsachen im Kinderzimmer hatte er Johns geliebte Lokomotive ausgewählt, Michaels Kippwagen und Manfreds Äffchen und Clown, die so komische Sprünge machten, wenn man sie aufzog.

„Die Kinder bekommen sowieso immer viel zuviel", meinte er begütigend.

Dann sah er sich noch einmal prüfend im Zimmer um. „Was soll denn Jimmys kleine Schwester kriegen?" fragte er. „Ist denn im ganzen Haus keine Puppe aufzutreiben?"

Das hatte ich gefürchtet. Mit liebevoller Sorgfalt hatte ich erst am Tag vorher die teure Trachtenpuppe verpackt, die für die Puppensammlung meiner Freundin Luise bestimmt war. Aber ich brachte es nicht fertig, sie Vater vorzuenthalten. „Hier ist genau das, was du suchst", sagte ich.

Als wir zu der Hütte hinauffuhren, in der Jimmy wohnte, sahen wir unter der Tür eine Frau stehen, abgearbeitet und vorzeitig gealtert. Sie hielt einen Säugling auf dem Arm, und vier weitere Kinder lugten furchtsam hinter ihrem Rock hervor. Jimmy kam scheu auf uns zu.

„Waren die Pfirsiche nicht gut?" erkundigte er sich besorgt bei Vater.

„Sie haben uns wundervoll geschmeckt", entgegnete ich in munterem Ton.

Um mir das Mitleid, das ich im Herzen fühlte, nicht anmerken zu lassen, rief ich laut den anderen Jungen zu: „He, ihr dort, wie wär's, wenn ihr mir dabei helfen würdet, diese Sachen auszuladen?"

Sie kamen näher und machten große Augen, als sie die Spielsachen erblickten. Einer von ihnen brachte schließlich den Mut auf, etwas zu sagen. In ehrfurchtsvollem Flüsterton fragte er: „Bist du der Weihnachtsmann?"

Vaters linke Augenbraue zuckte in die Höhe. „Ich bin einer von seinen Laufboten", erklärte er. „Du mußt nämlich wissen, mein Junge, daß eins von den Renntieren, die seinen Schlitten ziehen, hier vor der Stadt ein Hufeisen verloren hat, und da habe ich dem Weihnachtsmann meine Hilfe angeboten ..."

„WIEVIEL haben wir für diese Blumen bezahlt?" fragte Mutter nach einer Weile stiller Betrachtung. „Neun und einen halben Dollar", gestand ich und fügte entschuldigend hinzu: „Blumen sind um diese Jahreszeit schrecklich teuer."

„Ich habe ein furchtbar schlechtes Gewissen", entgegnete Mutter. Sie sah in ihren Geldbeutel. „Vier Dollar und 70 Cent habe ich noch übrig. Und wieviel hast du bei dir?"

Ich zählte nach. Das Ergebnis waren fünf Dollar und zehn Cent.

Sie stand auf und ging zum Auto. „Glaubst du, daß Jimmy noch immer dort wohnt?"

„Das werden wir sehr bald wissen", antwortete ich.

Weshalb ist die europäische Wirtschaft in den letzten zwei Jahren praktisch zum Stillstand gekommen?

Die Mauer um Europas Wirtschaft

Aus der Monatsschrift Harper's Magazine

von Peter F. Drucker *Bekannter Wirtschaftspolitiker und Schriftsteller, ehemaliges Mitglied eines Sachverständigenkomitees des* U. S. National Management Council, *das insbesondere die Besuche europäischer Wirtschaftsführer in den Vereinigten Staaten organisierte*

Was sich in den letzten fünf Jahren in der europäischen Wirtschaft ereignet hat, ist eines der erstaunlichsten Phänomene in der gesamten Wirtschaftsgeschichte. Seit dem Ende des zweiten Weltkriegs sind Art und Umfang der amerikanischen Hilfsmaßnahmen von der Voraussetzung bestimmt gewesen, daß es außerordentlich schwer sein würde, die europäische Wirtschaft wieder auf den Vorkriegsstand zu bringen. Hätte sich die europäische Wirtschaft aber erst einmal erholt, dann würde sie sich, das war die allgemeine Ansicht, sehr rasch und fast automatisch weiterentwickeln.

Genau das Gegenteil ist eingetreten. Bereits im Frühjahr 1951 — drei Jahre nach dem Beginn der Marshall-Plan-Hilfe — hatten Produktion und Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung in den europäischen Marshall-Plan-Ländern den Stand von 1938 erreicht. Nur Westdeutschland brauchte, begreiflicherweise, etwas länger — bis 1952. Ein solches Tempo der Erholung war zu ungewöhnlich, als daß man es allein der amerikanischen Hilfe hätte zuschreiben können. Es bewies vielmehr so viel eigene Energie, Fähigkeit und harte Arbeit, daß das Schlagwort „Europa ist erledigt" ein für allemal in der Versenkung verschwinden sollte.

Um so verwunderlicher ist es daher, daß sich die europäische Wirtschaft nun auf einmal, seit etwa zwei Jahren, in „relativer Stagnation" befindet — diesen Ausdruck gebraucht die Forschungs- und Planungs-Abteilung der UNO-Wirtschaftskommission für Europa. Die Aufwärtsbewegung hat plötzlich aufgehört, als wäre sie gegen eine Mauer gestoßen.

Und das ist auch tatsächlich geschehen! Allerdings existiert diese Mauer nur in der Einbildung und im Gefühl und ist daher, wenngleich unsichtbar, um so schwerer zu durchbrechen.

Seit vierzig Jahren blickt Europa rückwärts — auf das Goldene Zeitalter „vor dem Krieg", für die meisten Europäer der Gipfel alles Wünschbaren und Erreichbaren. Vor einigen Monaten unterhielt ich mich mit einigen Franzosen, die in die Vereinigten Staaten gekommen waren, um die amerikanische Wirtschaft kennenzulernen. Als sie über die Zeit „vor dem Krieg" als dem Ziel für dieses, als dem Maßstab für jenes sprachen, wurde mir mit einemmal klar, daß „vor dem Krieg" für sie nichts anderes hieß als „vor dem ersten Weltkrieg"! Bei jedem Vorschlag, der nicht zu dieser Vorstellung von 1913 zu passen schien, wurden sie bockig und mißtrauisch.

Auch die Amerikaner haben ja einmal einen ähnlichen „Vorkriegs"-Komplex gehabt: bei ihnen hieß er „1929". Zehn Jahre, solange die Wirtschaftskrise anhielt, war „1929" das Utopien der Amerikaner, sein Wiedererstehen umschloß für sie die Summe aller wirtschaftlichen Möglichkeiten und Hoffnungen. Dieser Komplex lähmte ihre Phantasie und ihre Initiative. Die Wirtschaftswissenschaft hatte ihnen erklärt, sie besäßen eine „ausgereifte Wirtschaft". Und nicht wenige Industrielle lehnten es ab, Kapital zu investieren, wenn sie damit die Kapazität ihres Betriebes über den Stand des Jahres 1929 hinaus steigerten. Jeder, der es den Europäern zum Vorwurf machen will, daß sie so sehnsüchtig rückwärts blicken, sollte daran denken, daß Europa nicht nur *ein* Jahrzehnt der Not erlebt hat, sondern vierzig Jahre Krieg, Revolution, Tyrannei und Verwüstung.

So verständlich dieser Vorkriegskomplex also ist, er bildet ohne Zweifel eine gewaltige Bedrohung für die Widerstandsfähigkeit und Verteidigung der westlichen Welt. Jede amerikanische Wirtschaftspolitik muß daher vor allem anderen den Europäern behilflich sein, den Blick vorwärts und nicht weiterhin rückwärts zu richten und für ein neues wirtschaftliches Wachstum die riesigen Energien zu nutzen, die den europäischen Wiederaufbau möglich gemacht haben — kurz, Europa den Durchbruch durch die unsichtbare Mauer erleichtern.

Dazu bedarf es dreier wichtiger Voraussetzungen:

Zunächst einmal gehört dazu die Gewißheit, daß das Geld seine Kaufkraft behalten wird.

Nur wenige Menschen außerhalb Europas können sich eine Vorstellung davon machen, welch verhängnisvolle Folgen es für die Wirtschaft Europas gehabt hat, daß das Vertrauen in das Geld zerstört ist. In vielen Ländern hat die Inflation alle Ersparnisse und Kapitalanlagen einfach ausradiert. Ein Sparkapital von 1000 Dollar, das 1913 angelegt worden ist, ist heute in Deutschland

und Österreich verschwunden, und in Italien auf 30 Dollar, in Frankreich auf 60 Dollar zusammengeschmolzen.

Beinahe jeder Europäer, der Geld hat, vermeidet nach Möglichkeit, es im eigenen Lande anzulegen. Wie viele Milliarden an Fluchtkapitalien in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Tanger, Argentinien und einer Reihe anderer überseeischer Länder verborgen liegen, das zu schätzen hat noch keiner auch nur versucht. Das Gold aber, das auf französischen Bauernhöfen vergraben ist oder von kleinen französischen Kaufleuten und Hausfrauen in die Matratzen eingenäht wurde, ist auf wenigstens vier Milliarden Dollar beziffert worden — das ist mehr, als die gesamte Marshall-Plan-Hilfe beträgt, die Frankreich erhalten hat. Frankreich hätte, wäre dieses Gold produktiv angelegt worden, zu seiner Erholung überhaupt keine fremde Hilfe gebraucht.

Der Mangel an Vertrauen in das Geld erklärt auch, weshalb die Europäer ihr Kapital häufig so unproduktiv anlegen. Statt es in Forschungsarbeiten oder neue Maschinen zu stecken — wo es erst nach zehn bis fünfzehn Jahren rentabel werden würde —, nimmt der Europäer lieber eine „günstige Gelegenheit" wahr, in der Hoffnung, auf diese Weise rasch zu einem Gewinn zu kommen. Die Folge davon ist eine Pseudoprosperität, eine ungesunde Flut von spekulativen Unternehmungen in allen Teilen Europas.

Alles in allem ist das kontinentale Europa einfach nicht imstande, das Kapital, das es für seine wirtschaftliche Expansion braucht, aufzubringen, solange die Menschen nicht wieder davon überzeugt sind, daß das Geld auch in Zukunft seine Kaufkraft behalten wird.

Die zweite Voraussetzung für den Aufstieg der europäischen Wirtschaft ist Massenkonsum an Stelle von Klassenkonsum. Die Erkenntnis muß sich durchsetzen, daß Verkaufen keine unwürdige Beschäftigung ist, ja daß es die Aufgabe jedes Kaufmannes sein muß, sich seinen Markt zu schaffen und ihn zu erweitern.

In Italien gibt es eine ganze Reihe großer Industrieunternehmungen, die in ihrem Vorstand nicht einmal einen verantwortlichen Verkaufsleiter für den Inlandsmarkt haben, obwohl sie etwa 70 Prozent ihrer Produktion auf diesem Markt absetzen. Diese erstaunliche Tatsache ist bezeichnend für die europäische Haltung gegenüber der Pflege des Marktes und des Absatzes. Sie entstammt der tief eingewurzelten Überzeugung, daß der Absatzmarkt von Gott gegeben und somit unveränderlich sei, daß Gott selbst offensichtlich einen Luxusmarkt, einen Markt für die Bauern, einen für die Arbeiter und so fort gewollt habe, dessen Umfang jeweils unveränderlich sei und sich also nicht mehr ausweiten ließe. Dabei ist der Markt, den der europäische Geschäftsmann im allgemeinen für gottgegeben hält, in Wahrheit der Markt von 1913.

Hinzu kommt, daß einige Staaten — insbesondere Frankreich und Italien — Steuersysteme haben, die jede wirkliche Steigerung des Umsatzes illusorisch machen. Sie beruhen auf einer Serie von Verkaufssteuern, die bei einigen Waren bis zu 70 Prozent des endgültigen Verkaufspreises ausmachen können. Da diese Steuern für gewöhnlich jedesmal erhoben werden, wenn eine Ware in andere Hände übergeht — vom Rohmaterial bis zum Einzelhändler —, steigen die Summen, sobald man normale Vertriebsmethoden anwendet, zu astronomischer Höhe.

Diese Neigung, den Markt als eine unveränderliche Größe anzusehen, ist um so verwunderlicher, als die Mehrzahl der großen Wirtschaftserfolge in Europa in den letzten dreißig Jahren Absatzerfolge waren. Sie wurden von Männern erzielt, die nicht daran dachten, den Absatzmarkt als gegeben hinzunehmen, sondern daran gingen, neue Märkte zu schaffen. Nur so ist der Erfolg der italienischen Automobilindustrie zu erklären, die eines der ärmsten Länder des Kontinents zu einem der am stärksten motorisierten gemacht hat; oder der Erfolg von Thomas Bata, dem tschechischen Schuhfabrikanten, der seine Ware in einfachen Schuhgeschäften verkaufen ließ, statt in „Schuh-Salons", in die die Arbeiter und Bauern aus Schüchternheit nicht kommen.

Den sensationellsten Erfolg hatte in Italien die Fabrikation von Motorrollern, die erst vor wenigen Jahren auf dem Markt erschienen und heute bereits überall zu sehen sind. Der Preis dieser Maschinen, die hervorragend durchkonstruiert und sorgfältig hergestellt sind, ist so niedrig, daß selbst Detroit kaum damit konkurrieren könnte. Und als sich die beiden führenden Fabrikanten im vorigen Jahr einem Auftragsbestand für viele Monate Produktion gegenübersahen, senkten sie die Preise um 20 Prozent. Die Begründung, die einer von ihnen gab, ist unübertrefflich: „Man muß die Preise senken, wenn die Nachfrage steigt."

Das eindrucksvollste Beispiel aber gibt Westdeutschland. Die erstaunlich schnelle Erholung der deutschen Wirtschaft ist zu einem wesentlichen Teil darauf zurückzuführen, daß Deutschland, als einziger Staat auf dem Kontinent, ein Verteilungssystem besitzt, das wirklich verteilt: einen Massenverkauf statt eines Klassenverkaufs. Es hat weniger indirekte Steuern, dafür jedoch eine höhere Einkommensteuer als alle anderen Länder des europäischen Kontinents, und zwar sowohl für Firmen wie auf Privateinkünfte, und die Steuern werden mit unerbittlicher Strenge eingezogen.

Im großen und ganzen haben jedoch in Europa weder die Unternehmer noch die verantwortlichen Regierungsstellen begriffen, daß es keine Massenproduktion ohne Massenverteilung geben kann. In Frankreich und Italien, wo die Einkaufsmöglichkeiten in den kleinen Städten und in den Arbeitervierteln

völlig unzureichend sind, ließe sich ein Massenabsatz vermutlich am ehesten durch Versandgeschäfte, also Verkauf nach Katalogen, erreichen. Das hätte allerdings fast überall den Abzahlungskredit zur Voraussetzung und auf jeden Fall eine Preispolitik, die ihr Augenmerk vor allem auf einen möglichst großen Absatz richtet statt auf einen möglichst großen Gewinn bei kleinem Absatz.

Die dritte überaus wichtige Voraussetzung für eine gesunde Wirtschaft ist ein radikaler Wandel in den Methoden, nach denen die leitenden Persönlichkeiten ausgewählt werden. Europa fehlt es an leitendem Personal, und das ist vor allem auf das Fehlen von Aufstiegsmöglichkeiten, also auf die gesellschaftliche Schichtung der Industrie und des Handels, zurückzuführen.

Die Vereinigten Staaten haben heute im Verhältnis etwa viermal so viele Ingenieure, Direktoren und leitende Angestellte wie 1913. Diese Zunahme ist einer der wichtigsten Gründe für die amerikanische Wirtschaftsentwicklung. In Europa hingegen ist diese Schicht verhältnismäßig klein geblieben. Schon um seine *gegenwärtige* Wirtschaft wirksam zu leiten, brauchte Europa zum wenigsten doppelt soviel leitende Persönlichkeiten und Ingenieure.

Diesen Zuwachs werden die Europäer jedoch nicht auftreiben können, wenn sie nicht ein grundlegendes soziales Prinzip aufgeben: daß die Leitung der Wirtschaft sich ausschließlich aus den „gebildeten Schichten" rekrutieren dürfe.

Das bedeutet, daß die Talente für leitende Stellungen, die Fähigkeiten und Erfahrungen von 90 Prozent der Bevölkerung ungenutzt bleiben. Die übrigen 10 Prozent, die der gebildeten Schicht angehören, mögen noch so qualifiziert sein — diese Schicht ist in zwei Kriegen so jämmerlich zusammengeschrumpft, daß ihre Zahl schon für die Bedürfnisse der Wirtschaft in ihrer gegenwärtigen Struktur völlig unzureichend ist, geschweige denn für ihre Erweiterung. Hinzu kommt, daß die Weigerung, der breiten Masse einen Aufstieg zu ermöglichen, eine entscheidende Ursache für den Klassenhaß und für die Spannungen zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft bildet. Denn es zwingt den begabten Arbeiter in eine Opposition gegen das „System". Soll also der bittere Klassenhaß, den viele Beobachter für die gefährlichste Krankheit Europas halten, gemildert werden, dann wird das nur durch einen großzügigen Versuch gelingen, Aufstiegsmöglichkeiten zu schaffen.

Das sind die wichtigsten Gründe für die augenblickliche Stagnation der europäischen Wirtschaft. Werden keine Wege gefunden, die unsichtbare Mauer niederzureißen, die heute in Europa die Phantasie, Energie und wirtschaftliche Begabung hemmt, dann allerdings wird es nie ein blühendes und unabhängiges Europa geben.

Sie ist nicht ganz allein daran schuld

Wenn Ihre Frau Sie langweilt...

Aus der Wochenschrift
The Saturday Evening Post

von Elsie McCormick

DIE MEISTEN MÄNNER, die sich länger als zehn Minuten mit einer Frau unterhalten müssen (Gespräche zärtlicher Natur sind natürlich ausgenommen), langweilen sich dabei halb zu Tode. Nicht nur bei Einladungen, auch in der Ehe ist eine amüsante und interessante Unterhaltung zwischen Männern und Frauen eine Seltenheit.

Man stelle sich nur einmal die übliche Abendgesellschaft unter verheirateten Leuten vor. Nach fünf Minuten hocken die Männer in einer Ecke des Zimmers zusammen wie eine Herde unbeweibter Seehunde. Oder man beobachte Eheleute, die schon länger als ein Jahr verheiratet sind, bei Tisch. Meistens sind sie stumm wie die Fische. Nur ganz gelegentlich sieht man Ehepaare, die sich angeregt und vergnügt unterhalten und deren Miene wirkliches Interesse spiegelt.

Ist das eine so ernste Angelegenheit? Jawohl, mein Herr, allerdings. Langeweile kann körperliche Funktionen beeinträchtigen und einem das Gefühl geben, man sei so alt und verbraucht wie ein abgetragener Schuh. Ferner haben Eheberater festgestellt, daß in zahllosen Fällen Langeweile die Ursache von Trunksucht, Untreue und böswilligem Verlassen ist, wenn dies auch praktisch in Scheidungsprozessen nie zur Sprache kommt.

Wen trifft nun eigentlich die Schuld? Wahrscheinlich beide Teile, obwohl man als ziemlich sicher annehmen kann, daß der Mann mehr schuld hat, wenn eine von Haus aus intelligente Frau sich zu einer langweiligen Person entwickelt. Schließlich ist er ja derjenige, der täglich unter Menschen kommt, und da kann man schon von ihm erwarten, daß er außer dem täglichen Brot auch noch einige Anregungen mit nach Hause bringt.

Viele Ehefrauen beklagen sich darüber, daß ihre Männer ihnen nicht zuhören, wenn sie sich mit ihnen unterhalten wollen. Achtet der Mann nicht auf das, was die Frau sagt, erreicht er damit nur, daß sie langweilig wird und sich bemitleidenswert fühlt.

Es wird ja nicht gleich verlangt, daß der Mann sich einen ganzen Abend bemühen soll, unterhaltsam zu sein. Manche Frau wäre schon überglücklich, wenn ihr Mann ein erwartungsvoll interessiertes Gesicht machen und ihr wenigstens zwanzig Minuten lang seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenken wollte.

Männer mit allzu redseligen Frauen fürchten oft, ihre Bereitwilligkeit zur Unterhaltung könne wie das Öffnen eines Stausees wirken. Sie sollten sich deswegen nicht zuviel Gedanken machen. Eine Frau, die unentwegt redet, versucht im allgemeinen nur verzweifelt, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Tut man ihr aber den Gefallen, zuzuhören und hin und wieder ein verständnisvolles Wort einzuwerfen, dann wird ihr Wortschwall wahrscheinlich sehr bald auf ein normales Maß zurückgehen.

Ja, ein Ehemann, der seine Ohrenklappen ablegt, wird vielleicht sogar hie und da feststellen, daß seine bessere Hälfte recht interessante Dinge zu sagen hat.

Manchmal beklagt sich ein Mann darüber, daß seine Frau Ohrenklappen trägt, wenn er von seiner beruflichen Arbeit erzählen will. Jetzt aber ehrlich, mein Herr, was erzählen Sie ihr eigentlich? Sicher ist es nicht recht, wenn sie geistesabwesend darauf reagiert, aber das wäre vielleicht seltener der Fall, wenn sich die Neuigkeiten, die der Mann mit nach Hause bringt, nicht so häufig ausschließlich auf Klagen und Nörgeleien beschränkten.

Ich kenne eine Frau, deren Mann in der Verpackungsbranche tätig ist. Obwohl sie schon jahrelang mit ihm verheiratet ist, erfuhr sie von ihrem wenig gesprächigen Mann kaum je etwas über seinen Beruf. Sie wußte nur, wie sein Büro eingerichtet war und daß sein Chef streng war und Launen hatte. Eines Abends begleitete sie ihren Mann ohne große Erwartungen zu einer Versammlung, in der er sprechen sollte.

Er erläuterte eine neue Methode, Brautkleider so aufzubewahren, daß Stoff und Farbe nicht darunter litten und die Nachkommen der Braut das Hochzeitskleid vielleicht noch in hundert Jahren tragen könnten. Er sprach sehr gewandt darüber, wie sich Eier und sogar Sprengstoffe so sicher verpacken lassen, daß man sie unbeschadet mit Fallschirmen über arktischen Siedlungen abwerfen kann. Die Dame staunte — sie hatte nie geahnt, daß die Arbeit ihres Mannes so vielseitig war. Sie brachte ihn dazu, ihr häufiger davon zu erzählen, und half ihm schließlich sogar mit mancherlei lohnenden Einfällen.

Es ist doch merkwürdig, daß Männer Meinungsforscher und andere Fachleute beauftragen, festzustel-

len, was Frauen von den Artikeln halten, die sie herstellen, und nicht im entferntesten daran denken, ihre eigenen Frauen zu fragen.

Wenn man keine langweilige und gelangweilte Frau haben möchte, warum gibt man sich dann nicht die Mühe, sie wenigstens einmal am Tage zum Lachen zu bringen? Man hört doch bestimmt während der Zeit, in der man außer Hause ist, eine amüsante Geschichte, erfährt etwas Neues oder hat einen netten Einfall, und wenn man die Anregung dazu aus einer alten Zeitschrift beziehen müßte. Damit kann man die Stimmung verbessern, Spannungen und die Neigung zum Nörgeln verringern und die Ehefrau dazu anregen, selbst in ihrem Alltag nach lustigen Dingen zu suchen, die sie einem erzählen kann.

Damit häusliche Gespräche nicht eintönig werden, sollte man nicht nur über materielle Tagesprobleme sprechen, sondern sich gelegentlich ruhig an wissenschaftliche und religiöse oder innen- und außenpolitische Themen heran wagen. Versuchen Sie einmal, irgend etwas Interessantes aus der Zeitung herauszusuchen und die Ansicht Ihrer Frau darüber zu hören. Bringen Sie Abwechslung in das Gespräch über die Kinder, indem Sie gemeinsam mit Ihrer Frau besprechen, was geschehen soll, wenn die Kleinen einmal flügge geworden sind.

Die Ehepaare meines Bekanntenkreises, denen es am besten gelungen ist, ihren Lebensabend harmonisch zu gestalten, hatten jahrelang vorher dieses Problem reiflich überlegt. Ein Paar verbringt jetzt jeden Sommer in einer schönen, von Bergen umrahmten Stadt in Alaska und betreibt ein kleines Fotogeschäft für Touristen. Ein anderes unternimmt Seereisen auf Frachtschiffen nach fremden Ländern. Sie verschaffen sich sogar einen kleinen Nebenverdienst damit, daß sie über ihre Reiseerlebnisse berichten. Ein drittes Ehepaar leistet sich jedes Jahr einige Monate einen billigen Aufenthalt in der Nähe von Indianer-Reservationen und sammelt dort Material für eine Jugendbuchserie. Wieder ein anderes Paar hat sich eine alte Druckerpresse gekauft und hat viel Freude daran, Glückwunschkarten und andere Drucksachen für Freunde herzustellen.

Es empfiehlt sich tatsächlich für Eheleute, die der Qual der Langeweile entgehen wollen, eine gemeinsame Liebhaberei zu betreiben, ob sie nun Vögel beobachten, einen Blumengarten halten oder sich mit Astronomie beschäftigen. Wenn man also verhindern will, daß die Frau einen langweilt, sollte man versuchen, auch für ihre Liebhabereien Interesse aufzubringen. Es soll schon vorgekommen sein, daß Ehemänner Antiquitätenhandlungen und Kunstausstellungen besucht haben, ohne gleich tot umzufallen, und der Mann, der im Gespräch Interesse an der Garderobe seiner Frau zeigt, beweist damit nur seine Klugheit. Er wird sie höchstwahrscheinlich damit nicht

nur in gehobenere Stimmung versetzen, sondern auch einen Haufen Geld dabei sparen. Eine Frau, die sich jedesmal, wenn sie in die Stadt geht, ein neues Kleid kauft, versucht damit häufig unbewußt nur, das Interesse eines unaufmerksamen Gatten auf sich zu lenken. Wenn hingegen ein Mann seiner Frau sagt, ein bestimmtes Kleid stehe ihr ganz besonders gut, wird sie es unter Umständen ein paar Jahre lang tragen!

Abgesehen von einer friedlicheren häuslichen Atmosphäre möchte man wohl auch nicht gern, daß die eigene Frau im geselligen Umgang anderen langweilig erscheint. Sicher kommt es tausendmal vor, daß Ehemänner wichtige Kunden verlieren oder ihr berufliches Vorankommen leidet, weil sie eine Frau haben, die anderen auf die Nerven fällt oder gähnende Langeweile verbreitet. Männer hören auf Gesellschaften nicht gern Gespräche über die hohen Fleischpreise oder den Mangel an Hausmädchen. Ebenso lästig ist ihnen die Schwätzerin, die wie ein Schmetterling von Thema zu Thema flattert. Warum hilft man da seiner Frau nicht mit ein paar guten Ratschlägen? Man sollte ihr sagen, daß Herr Müller immer noch von seiner Frühjahrsreise nach Dingskirchen schwärmt, daß Herr Schulze Spezialist auf dem Gebiet der phantastischsten Kunststoffe und Herr Schmidt ein berühmter Sammler von Streichholzschachteln ist. So vorbereitet, wird die Gattin nicht erst nervös nach einem interessanten Gesprächsthema suchen müssen, und allen ist damit geholfen.

Ich kenne eine nicht gerade hübsche Frau mittleren Alters, die eines Tages anfing, ihre Unterhaltung systematisch auf die Männer abzustimmen, denen sie gesellschaftlich begegnete. Ja, sie bereitete sich sogar zu Hause ein wenig darauf vor. Bald war sie allgemein beliebt und verhalf damit indirekt ihrem Mann sogar zu einer ausgezeichneten neuen Stellung.

Und noch einen großen Vorteil bietet es, wenn man die eigene Frau davor bewahrt, langweilig zu werden: man kann sich unter Umständen dabei selbst zu einem interessanteren Gesellschafter entwickeln. Na und, lieber Freund, ist das etwa nichts?

„Farbe und Form der Schuhe sind mir gleich", sagte die große Blonde zum Verkäufer. „Aber niedrige Absätze müssen sie haben."
„Wozu sollen sie denn getragen werden?"
„Zu einem kleinen, dicken, älteren Prokuristen." J. A.

„Wo hast du nur diesen herrlichen Nerz her?" rief die kleine Tänzerin. „Um so einen kämpfe ich schon seit Jahren."
„Hör auf zu kämpfen", riet die Freundin. M. N.

Ein Teufel in Tiergestalt

Aus der Monatsschrift Field & Stream

von Leslie T. White

Die Natur hat wohl kein Tier mit so viel Bösartigkeit, Mut und Durchtriebenheit ausgestattet wie den Vielfraß. Er wird zwar kaum größer als ein schottischer Terrier, aber mit ihm verglichen ist der Fuchs einfältig und der Löwe beinahe schüchtern.

Dieser räuberischste aller Gebirgs- und Waldbewohner ist der Schrecken der Jäger und aller Tiere seines Jagdgebietes. Es ist vorgekommen, daß Pumas und Graubären ihm ihre eben erst erlegte Beute überlassen haben; sogar ein ganzes Wolfsrudel ist schon einem einzigen Vielfraß gewichen; kaum war er in einen Zoo eingesperrt, hat einer dieser Marder einen Eisbären getötet.

Wenn der Teufel auf der Erde weile, wohne er im Vielfraß, meinen die Indianer; denn wie könne man sonst das geradezu übernatürliche Wissen dieses Tieres um menschliche Gewohnheiten erklären. Der Vielfraß ist so gerissen, daß ihn nur verhältnismäßig wenige Menschen je zu Gesicht bekommen haben, obgleich er in den Wäldern Kanadas und der amerikanischen Nordstaaten in weiten Gebieten auftritt. Dagegen bevorzugt er in Nordeuropa und Nordasien die nackte Bergwelt. In der Gefangenschaft bleibt er nur selten längere Zeit am Leben.

Der Vielfraß wiegt im allgemeinen zwischen elf und vierzehn Kilo; obgleich er zur Familie der Marder gehört, gleicht er eher einem kleinen Braunbären. Er hat kurze Beine, einen breiten, runden Kopf und einen niedrig gestellten Leib. Er ist ungeheuer kräftig und kann einen Baumstamm von einem Gewicht bewegen, den zu heben zwei Männer nötig wären. Schwach sind lediglich seine Augen, die er oft nach Menschenart mit der Pfote beschattet. Sein Geruchssinn hingegen ist hervorragend ausgebildet.

Das Fell des Vielfraßes hat kaum einen Handelswert. Da es jedoch die Eigenschaft hat, keinen Reif anzusetzen, wenn man bei Frost darauf atmet, werden gern diejenigen Teile

von Kapuzen damit verbrämt, die das Gesicht umschließen.

Wie besessen ist der Vielfraß, wenn er kämpft! Er hat lange, gebogene Krallen und messerscharfe Zähne. Er kennt nicht die geringste Furcht, und wenn er sich mordgierig auf seine Beute stürzt, dann knurrt und grunzt er derart, daß man wirklich meinen könnte, ein Teufel verbärge sich unter seinem struppigen Fell. Mag die Übermacht noch so groß sein — nie wird er die Flucht ergreifen, wenn er mit einem anderen Tier kämpft, denn für ihn gibt es nur die Wahl zwischen Sieg und Tod.

Ich weiß nur von einem einzigen Tier, das einen Vielfraß getötet hat, und das war merkwürdigerweise ein friedlicher Biber. Der kleine Kerl trottete geschäftig am Ufer seines Teiches entlang, als ihn plötzlich ein Vielfraß ansprang. Vergeblich versuchte er den Feind abzuschütteln, schließlich gelang es ihm aber, sich in den Teich zu rollen und so lange unter Wasser zu bleiben, daß der Vielfraß von ihm ablassen mußte. Wenn sie auch gute Schwimmer sind, so kämpfen Vielfraße doch lieber auf dem Lande. Auch dieser strebte daher dem Ufer zu. Doch der verwundete Biber stieß aus der Tiefe empor, packte mit seinen kräftigen Nagezähnen den Feind an der Gurgel und hielt ihn unter Wasser fest, bis er ertrank.

Der Vielfraß wohnt in entlegenen Höhlen und Felsspalten, wo er sich aus Moos, Gras oder Blättern eine Lagerstätte herrichtet. Die Paarungszeit, die „Rollzeit", fällt in den Winter, und vier Monate später werden dann drei bis fünf Junge geworfen. Wenn es seine Jungen verteidigt, wird das ohnehin stets kampfbereite weibliche Tier wahrhaft tollkühn und greift, wenn es gereizt wird, sogar einen bewaffneten Mann an. Die Jungen erhalten einen Kurzunterricht in Teufelei, bis sich dann im Herbst die Familie auflöst und jedes Mitglied allein seinen bösen Weg geht.

Obgleich der Vielfraß meist nachts jagt, ist er doch zuweilen auch bei Tag unterwegs. Er kennt keine Müdigkeit und durchstreift ein Gebiet bis zu hundert Kilometer im Umkreis seiner Höhle. Er nährt sich vornehmlich von kleinen Tieren, von Aas und von Vögeln, stellt mitunter aber auch größerer Beute nach. Verbürgt ist ein Bericht über einen langen Kampf zwischen einem dreijährigen Elch und einem Vielfraß, bei dem der Elch tödlich verwundet wurde. Manchmal schleicht der Vielfraß auch hinter einem Bären oder einem Luchs her, wartet, bis das größere Tier etwas getötet hat, und vertreibt es dann von der Beute. Hat er sich vollgefressen, vergräbt er wohl auch die Überreste des Mahles für später; oft begnügt er sich aber damit, sie durch Entleerung seiner Stinkdrüsen so zu besudeln, daß sie kein anderes Tier mehr anrührt.

Man möchte meinen, daß der Vielfraß einen förmlichen Groll auf alle anderen Lebewesen hege, denn gleich einer Geißel der Natur zerstört er

nur um des Zerstörens willen. Niemand vermag zu sagen, wie er beinahe hellseherisch die Bedeutung eiserner Fallen, Gewehre und anderer mechanischer Geräte erkennt; Erfahrung ist noch keine ausreichende Erklärung, denn wir finden die gleiche unheimliche Fähigkeit auch bei Exemplaren, die noch nie mit Menschen in Berührung gekommen sind. Oft kommt es vor, daß ein Vielfraß eine Fallenreihe absucht, gefangene Tiere, die ihm zusagen, vertilgt und die übrigen hämisch zerreißt. Manchmal folgt er auch dem Trapper selbst, löst aus Mutwillen und mit großem Geschick die eben gestellten Fallen aus, verschleppt sie kilometerweit und versteckt sie schließlich. Einer seiner Lieblingsstreiche ist es, die Hütte eines Pelzjägers heimzusuchen, wenn der Besitzer fortgegangen ist, und alles, was er dort findet, zu stehlen oder zu verwüsten. Ihn zu erlegen gelingt nur einem Trapper, der mit allen Wassern gewaschen ist und — eine gehörige Portion Glück hat.

Vor einigen Jahren war ich im Norden der Provinz Ontario. Als ich in James Bay den Verwalter einer Niederlassung der Hudsonbai-Kompanie besuchte, erschien in heller Verzweiflung ein indianischer Trapper. Der Verwalter, ein Schotte, wußte sofort, daß dem Mann etwas Schlimmes zugestoßen sein mußte, denn es war Hochsaison, und der Indianer hätte weit weg in seinem Revier sein müssen.

Der Indianer bewohnte ein kleines Blockhaus, das etwa hundert Kilometer von der Niederlassung entfernt lag. Er hatte, so erzählte er, in den vergangenen Monaten sehr erfolgreich gearbeitet und eine beträchtliche Anzahl von Marder-, Hermelin- und Fuchsfellen in seinem gemütlichen Blockhaus gestapelt.

Eines Tages nun war ein Vielfraß in seinem Revier aufgetaucht. Bei einem Rundgang hatte der Trapper festgestellt, daß in allen seinen Fallen die Beute geraubt oder verdorben war, und sich vorgenommen, dem Räuber den Garaus zu machen. Der Indianer sagte sich, daß für einen so gewiegten Gegner eine moderne Stahlfalle viel zu harmlos sei, und so zog er eines Morgens mit seinem großen Wolfshund los und baute eine Anzahl jener schweren, tödlichen Balkenfallen, die seine Vorfahren einst benutzt hatten.

Unterwegs sah er verschiedentlich frische Fährten des Vielfraßes. Er hielt sein Gewehr daher ständig schußbereit, zumal da auch sein Hund durch mehrfaches Knurren anzeigte, daß das tückische Biest in der Nähe sein mußte. Als er dann eilig sein Mittagbrot verzehrte, stöberte der Hund den Vielfraß auf. Der Indianer hörte den Tumult und stürzte ins Dickicht. Ineinander verbissen wälzten sich die Gegner auf der Erde, der Vielfraß hatte den Hund an der Gurgel gepackt. Der Trapper wollte nicht schießen, weil er fürchtete, seinen Hund zu töten. Er benutzte deshalb sein Gewehr als Keule und schlug damit zu. Der Viel-

fraß ließ den Hund fahren und verschwand im Unterholz. Ein ihm aufs Geratewohl nachgejagter Schuß ging fehl. Der Hund aber, dessen Halsadern durchbissen waren, verendete kurz darauf.

Nun war der Indianer vollends aufgebracht und arbeitete mit doppeltem Eifer an seinen Fallen. Als am Spätnachmittag ein Schneesturm einsetzte, machte er sich ein Lager für die Nacht zurecht und hängte seine Schneeteller an einen Baum, damit nicht umherstreichende Tiere sie erreichen konnten.

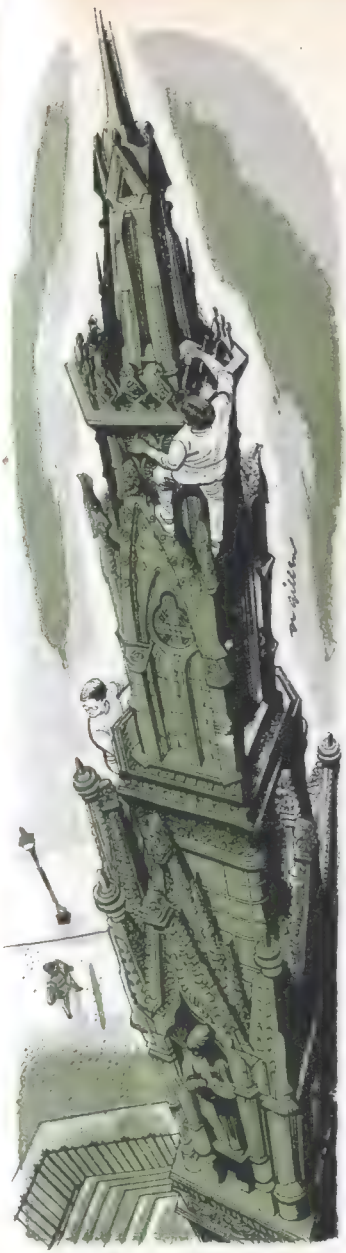
Als er am nächsten Morgen erwachte, entdeckte er, daß die Schneeteller am Boden lagen. Ihre Holzreifen waren durchnagt und die Lederriemen in lauter kleine Stücke gebissen worden. Ohne Teller aber konnte er nicht durch die hohen Schneewehen waten; dazu kam, daß er kaum noch etwas Eßbares bei sich hatte. So versteckte er seine Ausrüstung, arbeitete sich mühsam durch den Schnee und suchte eine Weide, aus deren Ruten sich primitive Schneeteller herstellen ließen. Obgleich er nur knapp eine Stunde weg war, fand er bei seiner Rückkehr seine Wolldecke zerfetzt vor, der kleine metallene Behälter mit seinen Streichhölzern war verschwunden, und das schlimmste: auch sein unersetzliches Gewehr war weg.

Der Indianer überwand mit letzter Kraft die panische Angst, die ihn überkommen wollte, und fertigte aus den Weidenruten ein Paar einfache runde Schneeteller an. Das war eine qualvolle Arbeit, denn er hatte weder Werkzeug noch die Möglichkeit, seine erstarrten Finger an einem Feuer zu erwärmen. Er benutzte die noch verwendbaren Stücke der alten Riemen, bastelte daraus ein einfaches Geflecht und konnte so am Abend schließlich den Heimweg antreten.

Was er in seiner Hütte vorfand, war niederschmetternd: der Vielfraß hatte planmäßig den gesamten Fellvorrat zerstört; er hatte alle Nahrungsmittel außer den Konserven gefressen, verschleppt oder so besudelt, daß sie ungenießbar waren.

Der Verwalter hatte Mitgefühl mit dem Indianer und gab ihm auf Kredit eine vollständige neue Ausrüstung: Nahrungsmittel, Decken, Schneeteller und Fallen, und ein Gewehr. Als der Indianer davongezogen war, um seinen Kampf mit dem Vielfraß fortzusetzen, sagte ich, daß ich noch nie in meinem Leben eine so unwahrscheinlich klingende Geschichte gehört hätte. Der wortkarge Schotte nahm von einem Bord eine Broschüre herunter, die die Hudsonbai-Kompanie für Fallensteller herausgegeben hatte. Der Absatz über den Vielfraß endete vielsagend mit den Worten: „Erscheint in seinem Revier ein Vielfraß, so hat der Trapper nur zwei Möglichkeiten — er muß ihn fangen oder das Fallenstellen aufgeben."

„Das mag närrisch klingen", gab der alte Verwalter zu, „und doch habe ich oft von ähnlichen Erlebnissen gehört. Kein anderes Tier kommt diesem kleinen Teufel gleich."



Ein sonderbarer und recht waghalsiger Sport englischer Studenten

AKADEMISCHE FASSADENKLETTERER

Von Philip Whittemore

Es war in Oxford, als mir mit einemmal klarwurde, weshalb gerade die Engländer als erste den Mount Everest bezwungen haben. Eines Sonntagvormittags wanderte ich mit drei ortskundigen jüngeren Studenten durch die altertümlichen Straßen der Stadt und die Höfe der Collegegebäude mit ihren Filigranornamenten. Aber es war keine gewöhnliche Stadtbesichtigung; die drei Studenten gehörten zu dem Geheimbund der sogenannten Fassaden- oder Nachtkletterer oder „Stegophilen" — nach dem Griechischen *stegē* = Dach und *philos* = Freund.

In einem Dutzend englischer Schulen und Universitäten trainieren namenlose kühne Sportler wie diese meine Bekannten darauf, eines Tages Gipfel in der Schweiz oder im Himalaya zu bezwingen, indem sie ihre Muskelkraft an den Zinnen und Dachrinnen ihrer Collegegebäude erproben. Der Umstand, daß die Behörden diesen Sport mißbilligen und jeden, der dabei ertappt wird, von der Universität verweisen, ver-

leiht ihm noch einen besonderen Reiz, den selbst die Alpen nicht zu bieten haben.

Um mir die Sache bei Tageslicht vorzuführen, wählte einer meiner Führer einen meterbreiten Schacht zwischen zwei hohen, kahlen Backsteinwänden — in den Bergen hätte man es einen „Kamin" genannt. Abwechselnd seine Hände und seine Füße (er hatte Tennisschuhe an) gegen die gegenüberliegenden Mauern stemmend, schob sich der junge Stegophile fast sieben Meter hinauf und hing dort einen Augenblick vergnügt mit gespreizten Beinen über dem leeren Raum.

Vom sicheren Pflaster aus zeigten mir dann die Akrobaten die klassischen Gipfel und Kletterrouten von Oxford. Wir betrachteten diese feierlich-anmutigen Fassaden nicht als Beispiele für Tudor-, Renaissance- oder Barockarchitektur, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt ihrer Ersteigbarkeit. Wir interessierten uns für die Struktur bescheidener Dachtraufen: an den runden kann man leicht hinaufklettern — wenn sie nicht losreißen; die viereckigen, die mit Klammern dicht an der Mauer befestigt sind, bieten den Fingern keinen Halt.

Im Eingang eines Colleges sahen wir auf dem schwarzen Brett eine offizielle Bekanntmachung, in der die Studenten unter Androhung der Relegation davor gewarnt werden, auf das Martyrs' Memorial zu klettern. Dieser verbotene Gipfel ist ein schlankes, annähernd 25 Meter hohes Monument zum Andenken an die Opfer einer Religionsverfolgung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Vor einiger Zeit hatten zwei Studenten aneinandergeseilt den Versuch gemacht, das Memorial zu ersteigen, aber eine Zinne war unter ihrem Gewicht gebrochen. Trotz dem Verbot, erzählte man mir, ist die Besteigung seitdem noch zweimal versucht worden — einmal erfolgreich von drei Stegophilen, die als mitternächtlichen Zeugen einen Polizisten hatten, der amüsiert ein Auge zudrückte.

Oxfords Matterhorn ist ein über 60 Meter hoher Lesesaal, die bekannte Radcliffe Camera. Wenn sie auch mit ihren dekorativen Urnen und kleinen runden Fenstern gute Griffe bietet, hat sie doch einen kritischen Punkt: den gewölbten Überhang, der um das ganze Gebäude läuft, wo der Rand der Kuppel wie ein Hut auf den Mauern sitzt. Dieser Rand kann am besten von zwei Kletterern überwunden werden. Wenn sie den Überhang erreicht haben, wird der Vordermann zu einer lebenden Leiter für seinen Nachfolger, der nun über ihn hinaufkriecht und, wenn er das sichere Sims erreicht hat, Nummer eins heraufzieht.

Die Radcliffe Camera wurde angeblich zum erstenmal vor etwa einem Menschenalter von einem Mann erstiegen, der später ein angesehener Universitätsprofessor wurde und für Disziplin unter den Studenten zu sorgen hatte. Seine dachalpinistischen Kenntnisse der Gipfel und Grate der Radcliffe Camera gaben den Anlaß

zu einer Legende, deren Wahrheit er selbst allerdings energisch bestreitet. Als er eines Nachts spät nach Hause ging, soll er zwei Gestalten gesehen haben, die verstohlen an der Fassade der Camera hinaufkletterten und schon die Hälfte des Weges bewältigt hatten. Er ging an die Rückseite des Gebäudes, stieg selbst los, erreichte die Spitze vor den beiden und begrüßte sie mit den Worten: „Meine Herren, darf ich um Ihre Namen und den Ihres Colleges bitten?"

Als wir diesen Berg von Menschenhand betrachteten, sah ich auf der obersten Spitze der Camera etwas im Winde flattern. Es sei eine schwarze Krawatte, wurde mir erzählt, die ein Alpinist zum Zeichen seiner Trauer anläßlich der Beisetzung König Georgs VI. dort angebracht habe.

Wenn die Radcliffe Camera Oxfords Matterhorn darstellt, ist sein Mount Everest der kühn aufragende, stattliche Tom Tower, ein Turm, der das Große Tor zum Christ Church College überragt. Im Gegensatz zum Mount Everest ist der Tom Tower allerdings noch nie bezwungen worden. Ein glatter Steingürtel, der nur von dem Zifferblatt der großen Turmuhr unterbrochen wird, hat bisher noch jeden daran gehindert. Wie kann man über die Uhr hinwegklettern?

Die theoretische Antwort darauf wäre, daß der Kletterer die Uhr 25 Minuten vor der vollen Stunde erreicht haben muß. Dann muß er den riesigen Minutenzeiger zu fassen bekommen, der ihn in einer Viertelstunde, zehn Minuten vor voll, zu dem Punkt bringt, von dem aus er durch einen kühnen Hangelgriff eine Stelle erreicht, die den Weiteranstieg zum Gipfel freigibt. Dabei müßte man aber wahrscheinlich länger an dem Zeiger hängen, als ein Mensch es aushalten kann.

Wer zum Bergsteiger geboren ist und kein Gebirge in erreichbarer Nähe hat, nimmt mit jedem Ersatz vorlieb, um seine Muskeln zu stärken und seine Nerven zu stählen. Leigh-Mallory, der 1924 auf der beinahe geglückten Erstbesteigung des Mount Everest ums Leben kam, machte seine ersten Kletterübungen an Ruinen, die seiner Schule gegenüber lagen.

Auch Nichtalpinisten haben sich an nächtlichen Kletterpartien versucht. Aus Protest gegen die Behandlung der Araber pflanzte Oberst Lawrence die Flagge des Königreiches des Hedschas auf dem Turm des All Souls College in Oxford auf. Die Engländer Walterton und Jones erklommen in ihrer Begeisterung die Fassade des Petersdoms in Rom und steckten zum Beweis ihre Handschuhe auf den Blitzableiter. Der Papst wollte die Handschuhe entfernen lassen, aber als sich niemand fand, der den Befehl ausführen konnte, erhielt einer der Missetäter die Erlaubnis, noch einmal hinaufzuklettern und sie herunterzuholen.

Es sind sogar mehrere Anleitungen für diese spezielle Kletterkunst er-

schienen. Die ausführlichste über die nächtlichen Klettertouren in Cambridge hat ein Alpinist verfaßt, der sich hinter dem Pseudonym „Wipplesnaith" versteckt. Sie enthält genaue Routenbeschreibungen, von den einfachsten Kletterpartien angefangen bis zu den praktisch kaum noch ausführbaren.

Während der nächtliche Klettersport in Oxford und Cambridge ernst genommen wird, kommen jedes Jahr eine Anzahl Ersteigungen vor, die eher als übermütiger Studentenulk zu werten sind. Der sogenannte Zuckerbäckerturm des St. John's College in Oxford besitzt wohl Zifferblätter, aber weder Zeiger noch Uhrwerk. Ein unternehmungslustiger Nachtkletterer malte aufs Geratewohl zwei Zeiger darauf. Am nächsten Morgen stellte ein Rektor fest, daß die Uhr nachgehe, und wollte sie reparieren lassen. Ein wandernder Uhrmacher wurde mit der Arbeit beauftragt. In Wirklichkeit war es der Kletterkünstler, der sich verkleidet hatte. Bei seiner zweiten, behördlich genehmigten Besteigung malte er nur eine spätere Stunde auf das Zifferblatt.

In einer nebligen Novembernacht des Jahres 1949 unternahmen drei Medizinstudenten einen Angriff auf den mittleren Turm des House of Commons. Während einer unten aufpaßte, kletterten die anderen beiden hochalpin vorschriftsmäßig aneinandergeseilt, langsam über schwierige Steilhänge und Simse bis zur obersten Zinne hinauf, auf der sie einen Polizeihelm anbrachten.

Am nächsten Tag berichteten die Zeitungen in großer Aufmachung darüber, und Hunderte strömten zum Parlamentsgebäude, um den Helm anzusehen und die kühne Tat zu bewundern. Der Helm blieb so lange oben, bis Englands Turmspezialist, Dachdecker Sidney Larkins, hinaufkletterte, was den Staatssäckel 50 Pfund kostete. Larkins und seine vier Gesellen brauchten beinahe fünf Stunden für die Arbeit. „Ich hab' den Helm zwar wieder abgenommen", sagte Larkins, „aber ich nehme auch meinen Hut ab vor dem Kerl, der ihn da raufgesetzt hat."

Erfolgreiches Leben

Erfolg im Leben hat der gehabt, der anständig gelebt, oft gelacht und viel geliebt hat; der die Achtung kluger Männer und die Liebe der Kinder gewann; der seinen Platz ausgefüllt und seine Aufgabe bewältigt hat, der die Welt besser zurückläßt, als er sie vorfand, sei es durch eine verbesserte Mohnsorte, ein vollkommenes Gedicht oder eine gerettete Seele; der stets die Schönheit der Natur zu schätzen wußte und das auch zu erkennen gab; der das Beste in anderen sah und selbst sein Bestes gab.

ROBERT LOUIS STEVENSON

Die beglückendste Lebensauffassung ist der Glaube, daß Diesseits und Jenseits ein und dasselbe sind

ES GIBT KEINEN TOD

Aus dem Buch „The Power of Positive Thinking"

von Norman Vincent Peale
Geistlicher an der Marble-Collegiate-Kirche, New York City

SEIT VIELEN JAHREN zeichne ich Vorkommnisse auf, die dafür zeugen, daß nicht der Tod, sondern das Leben das Grundprinzip unserer Welt ist. Sie haben mich zu dem unerschütterlichen Glauben gebracht, daß es keinen Tod gibt, daß unser Leben im Jenseits die Fortsetzung unseres Daseins auf dieser Erde ist. Als ich zu diesem Schluß gekommen war, fand ich, daß ich damit nicht nur die überzeugendste, sondern auch die beglückendste Philosophie meines Lebens gefunden hatte. Daß die Seelen der Menschen vor und nach dem Tode in einer ununterbrochenen Gemeinschaft leben — dafür sprechen die folgenden Erfahrungen.

Ich hatte einen alten Freund, der zu rein wissenschaftlichem Denken neigte und ein beherrschter, durchaus nicht von Gefühlen bestimmter Tatsachenmensch war. Eines Nachts rief mich sein Arzt zu ihm und teilte mir mit, der Patient habe nur noch wenige Stunden zu leben. Seine Herztätigkeit lasse immer mehr nach, und er reagiere auf nichts mehr.

Ich vereinigte mich mit seinen Angehörigen im Gebet für den Sterbenden. Am nächsten Tage schlug er die Augen auf, nach ein paar Tagen fand er die Sprache wieder, und die Herztätigkeit normalisierte sich. Als er wieder einigermaßen bei Kräften war, sagte er zu mir: „Irgendwann während meiner Krankheit ist mir etwas sehr Merkwürdiges widerfahren. Mir war, als wäre ich weit fort an einem schönen und lieblichen Ort. Um mich herum war es strahlend hell, verschwommene Gesichter tauchten auf, die mich freundlich ansahen, und ein beglückender Friede überkam mich. In meinem ganzen Leben habe ich mich nicht so glücklich gefühlt.

Ich dachte: ‚So muß es sein, wenn man stirbt', und dann fiel mir ein: ‚Vielleicht bin ich schon gestorben?' Ich mußte beinahe laut lachen und sagte mir: ‚Warum habe ich mich mein Leben lang vor dem Tode gefürchtet? Dies hier ist nichts, wovor man sich zu fürchten braucht.' "

„Hattest du den Wunsch, zu leben?" fragte ich.

Lächelnd antwortete er: „Ich weiß es selbst nicht. Wenn ich hätte wählen können, so wäre ich wohl am liebsten an diesem schönen Ort geblieben."

Was war das? Eine Halluzination? Ein Traum? Eine Vision? Ich glaube, nichts von alledem. Ich habe in den vergangenen Jahren zu viele Menschen gesprochen, die an der „Schwelle" gestanden haben und einen Blick hinüber tun durften; sie haben so übereinstimmend von Schönheit, Licht und Frieden berichtet, daß ich nicht daran zweifle, *was* sie gesehen haben.

Eine Frau aus meiner Gemeinde erzählte mir von einer Tante, deren Mann und drei Kinder ums Leben kamen, als ihr Haus abbrannte. Die Tante trug schwere Verbrennungen davon, lebte aber noch drei Jahre lang. Als sie schließlich im Sterben lag, verbreitete sich plötzlich ein Glanz über ihr Gesicht. „Ach, wie schön das alles ist!" sagte sie. „Sie kommen mir alle entgegen. Schüttle mir die Kissen auf und laß mich einschlafen."

Der amerikanische Radiosprecher Arthur Godfrey erzählt folgendes aus seiner Marinezeit: eines Nachts lag er in seiner Koje und schlief, als plötzlich sein Vater neben ihm stand, ihm die Hand hinstreckte und lächelnd sagte: „Wiedersehn, mein Sohn." Godfrey antwortete: „Wiedersehn, Vater." Später erfuhr er vom Tode seines Vaters, der genau zu dem Zeitpunkt verschieden war, als er ihn im Schlaf „gesehen" hatte.

Der verstorbene Rufus Jones, einer der hervorragendsten Köpfe Amerikas, hatte einen Sohn, den er abgöttisch liebte. Während Dr. Jones sich auf der Überfahrt nach Europa befand, erkrankte der Knabe. Als nun der Vater in der Nacht vor der Ankunft in Liverpool in seiner Kajüte lag, überkam ihn eine unbestimmte, unerklärliche Trauer. Dann aber war ihm — so erzählte er —, als nähme Gott ihn liebreich in die Arme. Sein Herz war von tiefem Frieden erfüllt und von dem Gefühl der innigen Verbundenheit mit seinem Sohn.

Als er in Liverpool an Land ging, wurde ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes überbracht; er war genau in dem Augenblick gestorben, in dem Dr. Jones sich ihm und seinem Gott so nahe gefühlt hatte.

Meine Mutter war eine großartige Frau; ihr Einfluß auf mich wird mehr als alles andere bis an mein Lebensende fortwirken. Noch als Erwachsener nahm ich jede Gelegenheit wahr, nach Hause zu fahren und sie wiederzusehen, und immer wieder war es ein aufregendes Erlebnis.

Als sie dann — mitten im blühenden Sommer — gestorben war, betteten wir ihre irdische Hülle liebevoll auf den schönen, kleinen Friedhof vor der Stadt, in der sie als Mädchen gelebt hatte.

Es wurde Herbst, und plötzlich überkam mich eine große Sehnsucht nach meiner Mutter. Ich fühlte mich ohne sie ganz verlassen und machte mich auf, ihr Grab zu besuchen. Es war ein kalter Tag, und der Himmel

war grau verhangen. Ich stieß das alte eiserne Friedhoftor auf, und als ich zu ihrem Grabhügel ging, raschelte das welke Laub unter meinen Füßen. Nachdem ich einsam und traurig eine Weile am Grabe gesessen hatte, teilten sich die Wolken, und die Sonne brach durch.

Dann war mir, als spräche sie zu mir. Kein Zweifel: klar und deutlich hörte ich ihre Worte, und die geliebte Stimme klang unverändert wie in alten Zeiten, als sie sagte: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Ich bin nicht hier. Ich bin wie immer bei dir und bei meinen anderen Lieben."

In mir wurde es strahlend hell, und ein wundersames Glücksgefühl erfüllte mich. Ich wußte: was ich da gehört hatte, war die Wahrheit. Ich stand auf, und als ich meine Hand auf den Grabstein legte, vermochte ich ihn als das zu sehen, was er war: eine Ruhestätte für die sterbliche Hülle der geliebten Toten. Aber sie, diese große und starke Seele, ist noch immer bei uns — bei mir und ihren anderen Lieben.

Das Neue Testament lehrt die Unzerstörbarkeit des Lebens. Es schildert, wie der gekreuzigte Jesus den Seinen mehrmals erscheint, wieder verschwindet und von neuem erscheint. Damit will er uns sagen, daß er immer unter uns ist, auch wenn wir ihn nicht sehen. Auch die leben weiter, die wir nicht mehr sehen.

Die mystischen Erscheinungen, die manche unter uns auch heute erfahren, verkünden dieselbe Wahrheit: daß ER uns nahe ist. Hat er nicht gesagt: „Denn ich lebe, und ihr sollt auch leben"? Mit anderen Worten: auch unsere Lieben, die in diesem Glauben gestorben sind, umgeben uns ständig und kommen zu gegebener Zeit trostspendend zu uns.

Die Bibel vermittelt uns noch andere Einsichten, die zur Beantwortung der großen Frage führen: „Was wird aus dem Menschen, wenn er diese Welt verläßt?" Hier finden wir auch das weise Wort, daß das Wissen um diese Wahrheiten allein durch den Glauben zu erlangen ist. Der sicherste Weg zur Wahrheit, sagt der Philosoph Henry Bergson, ist die intuitive Erkenntnis, das heißt: mit den Schlüssen der Vernunft gelangt man nur bis zu einem bestimmten Punkt — dann muß man den „Todessprung" tun. Wenn man ganz schlicht und einfach die Wahrheit „weiß" — dann hat man diesen beglückenden Zustand erreicht.

Über diese sehr behutsam zu behandelnden, tiefen Wahrheiten gibt es bei mir keinen Zweifel. Ich glaube fest daran, daß das Leben nach dem Tode weitergeht. Das Phänomen „Tod" steht — so glaube ich — zwischen zwei Welten: zwischen dem Diesseits, in dem wir jetzt leben, und der anderen Welt, in der wir weiterleben werden. Die Ewigkeit beginnt nicht mit dem Tode, unser irdisches Dasein ist schon ein Teil von ihr. Was sich ändert, ist nur die Form dessen, was wir Leben nennen, und sie wird sich nur zum Guten ändern — das ist meine feste Überzeugung.

Menschen wie du und ich

Es war kurz vor Weihnachten, da wäre ich auf der Straße beinahe über einen kleinen Jungen gestolpert, der mitten auf dem Gehsteig mit einem kleinen Karussell, einer watschelnden Ente und einem laufenden Mann so versunken spielte, daß er die Menschenflut, die an ihm vorüberströmte, gar nicht wahrnahm. Die Spielsachen, an denen dieser Junge augenscheinlich so viel Freude hat, würden sicherlich auch meinem Jungen gefallen, dachte ich. Ich fragte den Kleinen, woher er die Sachen habe. „Von da drin", antwortete er und wies auf einen Laden unmittelbar hinter sich.

Ich ging hinein und kaufte die gleichen Spielsachen, mit denen der kleine Junge draußen spielte. „Wer ist denn das?" fragte ich die Inhaberin, während sie meine Einkäufe zusammenpackte.

Sie lächelte. „Das ist so etwas wie mein Weihnachtsgeschenk. Er kam vor einigen Tagen herein und stand unverwandt vor dem kleinen Karussell. Ob er das vielleicht gern zu Weihnachten haben wolle, fragte ich ihn.

‚Mammi sagt, wir haben dieses Jahr kein Geld für Weihnachten. Wir haben im Herbst den Pappi verloren', antwortete er und wandte sich zum Gehen.

Das Geschäft war in der letzten Zeit nicht sehr gut gegangen, aber schließlich war in einer Woche Weihnachten. Ich schenkte ihm das Karussell, und er war so begeistert, daß er es gleich vor der Tür aufzog und sich dazusetzte.

Und nun passierte das Erstaunliche. Immer wieder blieben Leute stehen und sprachen ihn an — ich hatte noch nie so viele Kunden auf einmal. Ich schrieb mir auf, wie viele Karussells ich verkaufte, und gab ihm 10 Prozent Provision. Ich sagte ihm, er solle am nächsten Tag wiederkommen, und schenkte ihm noch die watschelnde Ente und den laufenden Mann dazu." G. C. H.

Richard mußte nach seinem Universitätsstudium noch ein Jahr ins Ausland gehen. Zögernd hatte er sich schließlich damit einverstanden erklärt, daß seine Hochzeit erst nach seiner Rückkehr stattfinden sollte. Er verwandte aber während seiner Abwesenheit viel Mühe und Phantasie darauf,

das Risiko der Trennung so klein wie möglich zu halten. Als Geschenk zum bestandenen Examen schickte er seiner Braut einen Wellensittich, dessen Käfig die Inschrift trug: „*Mein Botschafter, bis ich wiederkomme. In Liebe, Richard.*"

Der Botschafter putzte sich sofort sein Gefieder und begann dann zu sprechen, wobei er deutlich Richards Stimme imitierte: „Vergiß Richard nicht! Vergiß Richard nicht! Vergiß Richard nicht!" T. C.

DER SPEISEWAGENKELLNER im Zug von Paris nach Le Havre war ganz aufgeregt. Ein Amerikaner hatte drei Glas Bier bestellt und war gegangen, ohne zu bezahlen. „Aber Sie müßten ihn doch finden, wenn Sie durch den Zug gehen", meinte ich. Der Kellner schüttelte mißmutig den Kopf. „Ich bin hier im Augenblick allein. Ich muß im Speisewagen bleiben."

„Dann werde ich das Bier bezahlen", sagte ich. „Ich möchte nicht, daß Sie von uns Amerikanern eine schlechte Meinung bekommen." Der Kellner wollte zunächst nichts davon wissen, aber dann nahm er das Geld.

Zwei Stunden später erschien er in der Tür meines Abteils, acht Wagen von seinem Speisewagen entfernt. „Endlich habe ich Sie gefunden", rief er. „Der andere Herr hat gemerkt, daß er nicht bezahlt hatte, und ist zurückgekommen. Hier ist Ihr Geld. Ich möchte nicht, daß Sie von französischen Kellnern eine schlechte Meinung bekommen." A. V.

DER EHEMALIGE Marineangehörige trat nach seiner Rückkehr aus dem Krieg seine erste Stellung als Lehrer an. Als er vor der Tür seines zukünftigen Klassenzimmers stand, konnte er durch die Glasscheibe eine Bande schreiender, wilder Sechzehnjähriger beobachten. „Das sind unsere Schwierigsten", hatte ihm der Direktor gesagt. „Eine Klasse aus lauter Raufbolden schlimmster Sorte; Wurfmesser und Steinschleudern gehören für die Jungen zur selbstverständlichen Ausrüstung." Und dann hatte er dem neuen Lehrer einen vielsagenden Rat gegeben: „Auf keinen Fall, was auch geschieht, dürfen Sie der Klasse den Rücken zudrehen. Wenn Sie darauf nicht achten, sind Sie verloren."

Als der junge Lehrer die Klasse betrat, war alles mit einem Schlag totenstill. Dreißig Gesichter grinsten ihm in sadistischer Vorfreude entgegen. Da wußte der junge Mann, was er zu tun hatte. Feierlich zog er sich die Jacke aus und hängte sie sorgsam über die Stuhllehne. Dann band er die Krawatte ab und legte sie über die Jacke. Unter gespanntem Schweigen knöpfte er sein Hemd auf und legte es ab. Schließlich zog er sich das Unterhemd über den Kopf und drehte dann bedächtig, ohne ein Wort zu sprechen, der Klasse seinen nackten Rücken zu.

Das war ein massiver, muskulöser Rücken. Der ehemalige Marinemann hob die Arme über den Kopf und senkte sie dann langsam. Dabei spannte er den gewaltigen Bizeps und ließ die großen Muskelpakete auf den Schulterblättern anschwellen. Er spürte deutlich, wie die Jungen bewundernd den Atem anhielten, und behielt die Stellung eine Weile bei, um ihnen den Anblick gründlich einzuprägen. Dann zog er sich, immer noch schweigend, wieder an. Als er fertig war, sah er die Klasse lächelnd an und sprach den ersten Satz: „Noch eine Frage?"

Achtungsvolles Schweigen. Der Unterricht konnte beginnen. E. P.

Wissenschaft im Alltag - VII

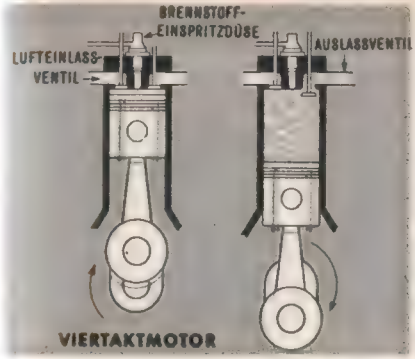
Von Harland Manchester

DER ZUVERLÄSSIGSTE und zugleich sparsamste aller Motoren ist der „Diesel"; er vermag aus seinem Brennstoff mehr Antriebsleistung herauszuholen als irgendein anderer Motorentyp. Es heißt, daß sein Erfinder, Dr. Rudolf Diesel, durch ein originelles Feuerzeug der Polynesier zu seiner Idee inspiriert worden sei. Die Polynesier pressen nämlich mit Hilfe eines Kolbens so lange Luft in einem Bambuszylinder zusammen, bis sie sich erhitzt und den beigefügten Zunder zum Entflammen bringt. Im Dieselmotor wird der Treibstoff nach dem gleichen Prinzip entzündet.

Anders beim Benzinmotor: hier kommt der Brennstoff zunächst in den Vergaser, wird dort mit Luft vermischt und dabei selbst verdampft. Das so entstandene Gemisch wird verdichtet und durch den Funken der Zündkerze entflammt. Der Dieselmotor saugt gewöhnliche Luft an und komprimiert sie, bis sie die Temperatur rotglühenden Eisens erreicht, also etwa 550° C. Durch eine Düse wird nun in den Zylinder Treibstoff eingesprüht, der sich in der heißen Luft von selbst entzündet. Die entstehenden Verbrennungsgase drücken den Kolben zurück und leiten damit den Arbeitsgang ein. Hierbei ist also keine Zündvorrichtung notwendig, und da die Vermischung von Brennstoff mit Luft im Zylinder selber vor sich geht, fällt auch der Vergaser fort.

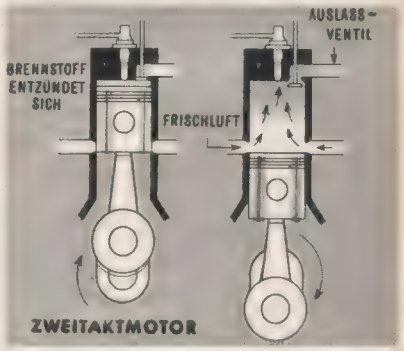
Da im Dieselmotor nur Luft verdichtet wird, kann das Kompressionsverhältnis bis auf den hohen Wert von 16 zu 1 gesteigert werden, während es beim Benzinmotor auf etwa 7,5 zu 1 begrenzt ist. Der Kolben des Diesels preßt also die Luft im Zylinder bis auf $^1/_{16}$ ihres anfänglichen Volumens zusammen, das heißt auf so engen Raum, daß die bei der Entzündung entstehenden Gase den Kolben weit stärker als beim Benzinmotor zurückstoßen. Falls man bei diesem ebenfalls versuchen wollte, das Brennstoffgemisch so zu komprimieren, würde die Maschine durch heftiges Klopfen reagieren und zugleich an Leistung verlieren. Beim Diesel kommt noch ein Gesichtspunkt hinzu: seinem Brennstoff wird mehr als doppelt soviel Luft beigemischt wie beim Treibstoff des Benzinmotors. Dadurch läuft der Diesel viel kühler, verliert weniger Wärme nach außen und setzt infolgedessen mehr Wärmeenergie in mechanische Arbeit um. Er gewinnt aus einem Liter seines billigen Treibstoffes 50 Prozent mehr Leistung als ein Benzinmotor aus einem Liter des erheblich teureren Benzins.

Man unterscheidet recht verschiedenartige Diesel-Typen. Beim Vier-



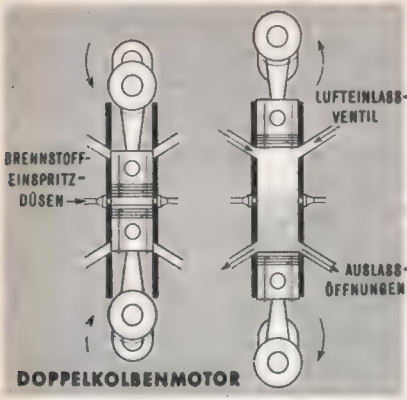
taktmotor muß sich der Kolben pro Arbeitsgang zweimal im Zylinder hin- und herbewegen. Die erste Aufwärtsbewegung — der 1. Takt — verdichtet Luft, der eingespritzte Brennstoff entzündet sich in ihr, und die heißen Gase drücken den Kolben zurück zu seinem Ausgangspunkt. Nur in diesem 2. Takt wird vom Kolben Arbeitsleistung auf die Kurbelwelle übertragen. Die folgende Aufwärtsbewegung des Kolbens — also der 3. Takt — treibt die Abgase hinaus, und der wieder zurückweichende Kolben — Takt 4 — saugt erneut Frischluft in den Zylinder.

Für manche Anwendungszwecke eignet sich der Zweitaktdiesel besser. Bei dieser Konstruktion ist der oben beschriebene zweite Arbeitsvorgang des Kolbens ausgespart worden, und hier überträgt nun jeder Rückstoß des Kolbens Arbeitsleistung auf die Kurbelwelle. Ermöglicht wird dies durch Lufteinlaßschlitze in der unteren Hälfte des Zylinders. Sobald der Kolben abwärts geht und diese Zugänge freilegt, treibt die hereinströmende Frischluft die verbrannten Gase zu dem nun ebenfalls offenen Auslaßventil am oberen Zylinderende hinaus. Hier sind also Entlüftung und Frischluftzufuhr sinnvoll miteinander verbunden. Der Zweitaktmotor verdoppelt nahezu die Leistung jedes Zylinders und spart dadurch natürlich Gewicht und Raum. Dieser Typ



des Dieselmotors hat sich daher hauptsächlich bei Lokomotiven und Autobussen durchgesetzt.

Der daraus weiterentwickelte sogenannte Doppelkolbenmotor hat Zylinder, die an beiden Enden offen sind und zwei Kolben enthalten. Der Treibstoff wird in der Mitte eingespritzt, und die Verbrennungsgase treiben zu gleicher Zeit beide Kolben in entgegengesetzter Richtung auseinander. Wenn die Kolben an den äußeren Enden des Zylinders angelangt sind, haben sie auch die Öffnungen freigelegt, durch die der Luftaustausch vor sich gehen kann. Bei der Rückwärtsbewegung beider Kolben wird die Frischluft wieder verdichtet. Dieses Prinzip macht so-



wohl Zylinderköpfe als auch Ventile überflüssig, und der Motor leistet pro Hubraum fast 75 Prozent mehr als der normale Zweitaktdiesel.

Auf Grund seines vorzüglichen Wirkungsgrades und seiner langen Lebensdauer verdrängt der Dieselmotor allmählich die Kohlenlokomotive von den Schienen. Er wird verwendet zum Antrieb von Lastkraftwagen, Traktoren, Planierraupen, Schiffen, Unterseebooten, Fabrikmaschinen und Generatoren kleinerer Kraftwerke. Auch Flugzeuge hat man schon mit Dieselmotoren gebaut und natürlich auch Personenwagen. Hier hat nur die Tatsache, daß die Herstellung des Diesels teurer ist als die des Benzinmotors, seiner Verbreitung Grenzen gesetzt.

Treu zur Fahne

Der alte Ned ist schon lange tot, aber seine treue Anhänglichkeit zur Sache der Südstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg ist in seiner südlichen Heimat noch immer sprichwörtlich. Als er in einem Scharmützel, in dem die Aufständischen bei weitem in der Minderzahl gewesen waren, gefangengenommen wurde, behauptete er unentwegt und hartnäckig: „Wenn wir aus dem Süden nur ein paar mehr gewesen wären, ausgerottet hätten wir euch Yankees! Ausgerottet!"

Der Soldat, der ihn zu bewachen hatte, vermochte nicht, ihm seine Prahlereien zu verwehren, und gab ihn an einen Sergeanten weiter. Der konnte ihm ebenfalls den Mund nicht stopfen und übergab ihn einem Leutnant. Und so kam er schließlich, immer noch das große Wort führend, vor General Grant, den Oberkommandierenden der Nordstaaten. Grant war sofort entschlossen, diesen respektlosen Reden ein für allemal ein Ende zu machen. „Sehen Sie die Fahne da?" fuhr er ihn an. „Sie werden ihr jetzt sofort Treue schwören. Sonst werden Sie morgen früh erschossen."

Ned schwor, ohne zu zögern. Dann sagte er zu Grant: „Aber wissen Sie, General, wenn die aus dem Süden nur ein paar mehr gewesen wären, ausgerottet hätten sie uns Yankees! Glatt ausgerottet!" H. T.

Sind eure Augen vom Schlaf der Gewohnheit getrübt?

Voller Wunder ist die Welt

Aus der Wochenschrift The Saturday Review von W. E. Sangster

Habt ihr je darüber nachgedacht, worin der geheimnisvolle Reiz des Kindseins besteht? Sicherlich zur Hälfte darin, daß ein Kind sich noch wundern kann. Wenn ihr jung bleiben wollt, dann erhaltet euch die Fähigkeit des Staunens! Ihr werdet ungeahnte Wunder entdekken, die das Leben überhaupt erst lebenswert machen.

Sokrates hat gesagt, Staunen und Fragen sei der Anfang jeder Philosophie. Warum gab sich der Mensch nicht wie andere Lebewesen mit Essen, Trinken und Sichfortpflanzen zufrieden? Weil er sich wunderte, weil er zu forschen begann, weil irgend etwas in seinem Innern ihn nicht ruhen ließ, bis er *wußte*.

Das erste, dumpfe Gottesbewußtsein des primitiven Menschen bestand in dem Gefühl vom Walten eines unheimlichen höheren Wesens, das ihn seine Nichtigkeit empfinden ließ, ihn aber gleichzeitig unwiderstehlich anzog. Es sagte zugleich zu ihm: „Komm her" und „Halte dich fern". Kein ehrlicher Denker, der je auf die Gottessuche gegangen ist, wußte im voraus, was schrecklicher ist: der Anblick des einen, vor dem die Engel ihr Antlitz verhüllen, oder die Erkenntnis, daß der Mensch in dieser Welt voller Rätsel grenzenlos allein ist.

Auch in der wissenschaftlichen Forschung ist die Neugier eine starke Triebfeder. Einstein hat gesagt: „Das schönste Erlebnis ist die Begegnung mit dem Geheimnisvollen. Sie ist der Ursprung jeder Wissenschaft."

Die Welt ist voll von Menschen, deren höchste Sehnsucht es ist, zu reisen und die Wunder ferner Länder zu sehen, aber die meisten sind blind für die Wunder, die zum Greifen nahe vor ihnen liegen. Aus den kleinen Ereignissen, die sich täglich in meiner vertrauten Umwelt abspielen und die ich als belanglos abtue, hätte Shakespeare ein Schauspiel gemacht.

Wie erhält man sich die Fähigkeit des Staunens sein ganzes Leben lang? Kann man sich dazu erziehen,

das Geheimnisvolle der Dinge zu empfinden und sie frisch wie am ersten Schöpfungstage zu sehen?

O ja, dafür gibt es mancherlei Möglichkeiten — beispielsweise Ferienreisen. Nur kommt es dabei weniger auf das Herumreisen an als vielmehr darauf, daß man *mit frisch gewaschenen Augen wieder nach Hause kommt.*

G. K. Chesterton, der in Battersea, einem Stadtteil von London, wohnte, packte einmal seine Koffer für eine Ferienreise und wurde von einem Freund gefragt, wohin er denn reisen wolle.

„Nach Battersea", lautete die Antwort.

„Soll das ein Witz sein?" fragte der Freund.

„Nein", antwortete Chesterton, „ich fahre über Paris, Heidelberg, Frankfurt nach Battersea. Ich werde die halbe Welt durchstreifen, um Battersea neu zu entdecken. Hier sehe ich nichts mehr von Battersea, *weil der Schlaf der Gewohnheit meine Augen trübt.* Der einzige Weg nach Battersea führt zunächst von Battersea fort."

Jeder wird die tiefe Weisheit spüren, die hinter diesen scheinbar sinnlosen Worten steckt. Im Idealfall sollte man von einer Ferienreise nicht mit grollendem Herzen zurückkehren, weil sie nun zu Ende ist, sondern mit freudiger Spannung, weil man sein Zuhause nun mit neuen Augen sieht, weil es einem vielleicht sogar ein bißchen fremd geworden ist.

Damit soll nicht gesagt sein, daß man unbedingt eine Ferienreise machen muß, um dieses Wunder zu erleben. Robert Haven Schauffler erzählt von einem Zürcher Angestellten, der sich in seiner Freizeit mit Malerei beschäftigte. Dieser Mann beklagte sich täglich darüber, daß er auf seinem Weg zur Arbeit nur häßliche Dinge zu sehen bekomme, bis ihm eines Tages ein Licht aufging: er sagte sich, daß er seinen künstlerischen Blick wohl nicht dazu mitbekommen habe, um alles Häßliche als Beleidigung zu empfinden, sondern um die Schönheiten zu entdecken, für die andere blind sind. Er nahm sich also vor, auf seinem täglichen Weg zur Arbeit zehn malerische Motive zu finden, und erlebte ungeahnte Entdeckerfreuden: ein Jüngling, der voller Anmut seiner Mutter von einem blauen Autobus herunterhalf, ein zerlumpter Bengel, der einen gravitätischen Polizisten nachäffte, ein blondgelocktes Mädchen, um dessen Kopf die Sonne einen Heiligenschein wob — alles in ihrer Weise schöne Bilder.

Das Mißlingen vieler Amateurfotos ist nicht auf schlecht geschätzte Entfernung, auf die Blende oder auf falsche Belichtung zurückzuführen, sondern darauf, daß der Fotograf etwas geknipst hat, was kein Bild ist. Macht die Augen auf — ihr werdet staunen, was ihr alles seht, und dieses Staunen wird euren Blick schärfen!

Um das Staunen nicht zu verlernen, vergegenwärtige ich mir immer wieder den Augenblick, als ich zum erstenmal etwas hörte, was mich wirk-

lich wie ein Wunder anmutete. Das Erlebnis liegt schon lange zurück. Ich war bei einem Freund zu Besuch, dessen Sohn einen „Radioapparat" gebastelt hatte. Mein Freund fragte, ob ich einmal hören wolle, und ich bejahte, da ich noch nie etwas „Drahtloses" mit eigenen Ohren gehört hatte. Allerdings versprach ich mir nicht viel von dem „Lang-kurz-kurz" der Morsezeichen und ließ es mir mit gönnerhaftem Lächeln gefallen, daß der Junge mir ungeschickt die Kopfhörer umlegte. Er machte sich an etwas zu schaffen, was er den Kristall nannte.

Dann traf brausende Musik meine Ohren, richtig schöne Musik! Ungläubig starrte ich den Jungen an, und diese Ungläubigkeit habe ich mir seitdem wohl tausendmal wieder ins Gedächtnis gerufen. Immer, wenn ich den Radioapparat anstelle, versetze ich mich eine Sekunde lang in die Zeit, in der das Radio noch etwas ganz Neues war, und immer wieder erlebe ich beim ersten Ton das gleiche atemlose Staunen.

Es gibt noch einen anderen Trick, das Staunen nicht zu verlernen. Ich habe fünf gesunde Sinne; wenn ich mir vorstelle, daß mir einer davon genommen werden könnte, dann erscheint es mir wie ein Wunder, daß ich ihn überhaupt habe. Wenn ich nun taub wäre? Ich konzentriere mich ganz und gar auf meinen Gehörsinn und entdecke erstaunliche Töne und Geräusche: das Summen einer Biene, das Brummen eines großen Motors, das halblaut zu mir dringende Stimmengemurmel im Haus. Ich könnte mein Augenlicht verlieren, denke ich, schließe für ein Weilchen die Augen, und wenn ich sie wieder aufschlage, erscheinen mir Sonne und Schatten, das wellige Hügelland und das Lächeln, das um die Lippen meiner Frau spielt, wie etwas ganz Neues.

Ein Bekannter gestand mir einmal nach dem Essen: „Wissen Sie, ich habe nämlich keinen Geschmackssinn." Seitdem ist mir das Schmecken keine Selbstverständlichkeit mehr, sondern ich genieße bewußt das Aroma jeder einzelnen Speise. Auch meinen Geruchs- und Tastsinn versuche ich zu verfeinern, indem ich mich bemühe, bestimmte Gerüche und Gefühle im Gedächtnis zu behalten. So kann ich mir, wann immer ich will, den Duft der Lavendelfelder vergegenwärtigen, die ich vor einem Jahr besuchte, und meine Hand erinnert sich genau an den borstigen Strubbelkopf des kleinen Jungen, der einmal unser Feriengast war. Die wenigsten Dinge, die ich mir in meinem Leben gewünscht und an die ich viel Zeit gewendet habe, sind mir so wertvoll wie dieser unveräußerliche Schatz.

Und noch eine Entdeckung habe ich gemacht: wenn man die Dinge nur vom Standpunkt der Arbeit aus betrachtet, die sie einem machen können, dann sieht man alles durch eine dunkle Brille wie jener alte Farmer, der am Rande eines Cañons stand und hinabblickend sagte: „Hier möcht' ich keine verirrte Kuh suchen müssen!" Er konnte dieses Wunder-

werk der Natur nur durch die trübe Brille von Müh und Plage sehen, und diese Brille macht blind für den Glanz des Wunders.

Vor ein paar Jahren besuchte ich ein kleines Museum, in dem unter anderem mehrere Ritterrüstungen zu sehen sind. Als ich sie betrachtete, versank ich in Träumerei und ließ meine Gedanken in die Vergangenheit schweifen. Ich wurde unvermittelt aus meiner Verzauberung gerissen: eine Frau kam herein, warf einen Blick auf die Rüstungen und sagte zu ihrer Begleiterin: „Ach, du lieber Gott, wenn ich *das* jeden Tag abstauben müßte!"

Laßt die Fähigkeit zum Staunen nicht in euch verkümmern! Geht an den Strand und vertieft euch in den Anblick des Meeres, denn hier hat sich das Geheimnisvolle dieser Erde noch voll und ganz erhalten. Könnt ihr euch vorstellen, daß seine Tiefe an manchen Stellen zehn Kilometer mißt? Könnt ihr daran zweifeln, daß dort unten Geschöpfe leben, die noch kein menschliches Auge gesehen hat? Vielleicht die Seeschlange, vielleicht noch andere Fabelwesen — wer weiß?

Verlernt nicht das Staunen über die Welt und über euch selbst, über die Menschheit und über das Göttliche. Chesterton hat gesagt: „An Wundern wird es in der Welt nie fehlen — nur am Bedürfnis, sich zu wundern."

Eine der unbeantworteten Lebensfragen lautet: „*Wann* beginnt das Alter?" Ich könnte darauf antworten: „Wenn man aufhört, sich zu wundern."

Harold Nicolson erzählt, seine Großmutter sei ihr Leben lang nicht aus dem Staunen herausgekommen. Sie hatte nicht nur das erste Dampfschiff, sondern auch Blériots ersten Kanalflug miterlebt und nahm jede neue Überraschung auf unserem erstaunlichen Erdball mit dem gleichen begeisterten Staunen auf. Ihre Begeisterungsfähigkeit hatte sie jung erhalten, und wenn die moderne Jugend blasiert die Nase rümpfte, dann klopfte sie mit ihrem Ebenholzstock auf den Boden und verlangte kategorisch, daß jeder die Wunder unseres modernen Jules-Verne-Zeitalters genau so aufregend fand wie sie. Sie erreichte ein Alter von neunundneunzig Jahren.

Menschen, die sich noch wundern können, haben die Lebensgier von Kindern, und sie pflegen sich ständig auf die nächste Überraschung zu freuen. Für sie wird vielleicht selbst der Tod das aufregendste aller aufregenden Abenteuer sein.

»»««

Der amerikanische Rundfunk-Prediger Bischof Fulton Sheen erwiderte auf die Frage, weshalb er stets frei spreche: „Als einmal eine alte irische Dame einem Bischof zuhörte, der seine Predigt ablas, sagte sie: ‚Wenn er selbst es nicht im Kopf behalten kann, wie kann er das dann von uns verlangen?' " T.

Großvater sein ist gar nicht so ungefährlich

TISCHGESPRÄCH MIT MONIKA

Aus Leelanau Enterprise-Tribune

von Karl Detzer

Autor von „Nie wieder Babysitter!"
Das Beste aus Reader's Digest, Juni 1953

Komm, Monika, es ist Zeit zum Mittagessen. Nein, die Angel kannst du nicht mitbringen. Und laß die Büchse mit den Würmern draußen. Nein, bestimmt werden sie inzwischen nicht verhungern. So, jetzt ist's recht.

Hier — dein Lätzchen. Ich glaube nicht, daß man mit fünf Jahren zu alt ist für ein Lätzchen. Nein, Wedel braucht keines. Weil er ein Hundekind ist, und Hundekinder tragen keine Lätzchen. Ja — weil sie eben einfach keine tragen.

Nun fang schon mit deiner Suppe an! Nein, sie ist nicht mehr zu heiß ... sie ist gerade recht. Oh, da ist vielerlei drin... Bohnen, Erbsen, Petersilie. Ja, auch Fleisch. Aber, Monika, du kannst doch nicht mit den Fingern in der Suppe herumfischen! Nein, ich bin nicht böse. Aber man holt nicht mit den Fingern Bestandteile aus der Suppe! Bestandteile ... das Zeugs da in der Suppe. Nein, nicht deine Finger. Ja, ich sehe, daß sie drin sind. Bestandteile sind die Dinge, die in der Suppe gekocht werden.

Nein, Großmutter würde bestimmt nicht deine Finger in der Suppe kochen. Freilich, das wäre dumm. Komm, noch ein paar Löffelvoll... Hoppla! Warte, ich wische das ab. Nein, ich glaube nicht, daß es auf deinem hübschen Kleid Flekke gibt. Auch nicht auf der Wand.

So, und jetzt kommt die Rohkost dran. Was soll herrlich schmecken? Möhren? Hm ... ich ... ja, ja, ich mag sie schrecklich gern. Oh, ich habe wohl vergessen, mir welche zu nehmen. Natürlich werde ich davon essen. Ja, ich weiß vieles, was ich nicht so gern esse wie Möhren. Nun, laß sehen ... Linsensuppe zum Beispiel. Doch, doch, ich mag sie, aber nicht so gern wie Möhren. Ich esse alles. Weißt du, bei uns zu Hause gibt es eben nie Linsensuppe. Sonst würde ich sie natürlich essen.

Aber doch, ich esse auch Kürbisgemüse. Ach, vielleicht habe ich es damals gar nicht bemerkt. Weißt du, Oma kocht das sonst nur, wenn ich

nicht daheim bin. Darum habe ich es wohl übersehen. Ich habe einfach nicht erwartet, daß es Kürbisgemüse bei uns gibt — nicht?

Schau, Monika! Das tut man doch nicht! Man nimmt doch nicht das Fleisch wieder aus dem Mund und sieht es an, wenn es schon gekaut ist! Guterzogene Kinder tun das nicht. Jawohl, du hast recht, gut erzogen sein ist manchmal dumm. Nun stopf es wieder schön in den Mund ... So ist's lieb.

O ja, die Hasen mögen Möhren sehr gern. Du hast recht, es ist wirklich jammerschade, daß wir nicht all die lieben Häschen zu unseren Möhren einladen können! Ich würde ihnen bestimmt etwas abgeben.

Warte, ich knüpf' dir's wieder um. Die Butter streicht man *aufs* Brot. Weil das nun eben mal so ist. Ja, unten am Brot würde man sie besser schmecken, aber dann könnte ... Hoppla! Na komm, wir legen es weg, und Wedel soll es heute abend haben.

Wer, ich?? Aber ich esse doch meine Möhren!

Nun kommt dein Pudding an di Reihe. Ja, Pudding esse ich soga noch lieber als Möhren. Nein, ic glaube nicht, daß Pfeffer gut z Pudding schmecken würde.

Und jetzt deine Milch. Schön, ic halte mir die Augen zu, und du darfs mich überraschen, wenn du ferti bist. Nein, ich blinzle nicht. Was bis du? Fertig?! Das ist aber eine Über raschung! So, nun wischen wir de Mund ab ... und die Augenbraue ... und auch das bißchen auf de Schuhen... Du kannst wirklic schon sehr schön essen!

Warum ich was versteckt habe Hinter welchem Teller? Nun scha an, da ist ja eine Möhre! Sie muß mi heruntergefallen sein, als ich mit mei nen Augen woanders war. Was has du mich tun sehen? O, ich glaube, das hast du dir eingebildet, Monika. Natürlich esse ich sie.

Sieh her — ich esse sie mit Stump und Stiel. Nein, ich zieh' gar kei Gesicht! Ich lache ja, ich esse.. meine... gute... gute... Möhre Hm! Hm!

Ernstfall

NACHDEM in einem Regierungsgebäude mehrfach Feueralarm geübt worden war, lud der Chef der Behörde den Leiter der Feuerwehr und seine Mitarbeiter ein, einem Probealarm beizuwohnen. Als das Alarmzeichen ertönte, verließen alle 600 Angestellten das vierstöckige Gebäude. Zeit: drei Minuten, zehn Sekunden. Jeder war stolz und zufrieden — bis die Glocke den Büroschluß anzeigte und jemand auch diesmal die Zeit kontrollierte.

In genau zwei Minuten war das ganze Haus leer. J. K.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

Nach altem Glauben hat derjenige Gewalt über die Dinge, der ihren Namen weiß. Etwas ist an dieser Vorstellung: unsere geistigen Kräfte nehmen zu, wenn wir wissen, was für Dinge und Ideen sich hinter den Namen und Wörtern verbergen.

Machen Sie einmal die Probe mit den folgenden zwanzig Ausdrücken; jedem sind vier Erklärungen beigefügt, von denen nur eine stimmt: versuchen Sie sie herauszufinden, und lesen Sie erst dann auf der nächsten Seite nach, was es mit der Sache auf sich hat.

(1) Mustang — A: *Schleichkatzenart.* B: *Kreuzung zwischen Pferd und Esel.* C: *Negermischling.* D: *Präriehengst.*

(2) Jausen — A: *zu Abend essen.* B: *eine Pause einlegen.* C: *Nachmittagskaffee trinken.* D: *einen über den Durst trinken.*

(3) Holm — A: *Flußübergang.* B: *flache Insel; Querstange.* C: *oberste Dachkante.* D: *Zweikampf zu Pferde.*

(4) Martialisch — A: *beißend spöttisch.* B: *gequält.* C: *kriegerisch.* D: *zum Monat März gehörig.*

(5) Anamnese — A: *Indochinese.* B: *Gedächtnisschwund.* C: *Krankheitsgeschichte.* D: *Begnadigung.*

(6) Panisch — A: *alle betreffend.* B: *ohne ersichtlichen Grund plötzlich auftretend.* C: *verzweifelt.* D: *lächerlich übersteigert.*

(7) Dinkel — A: *Weizenart.* B: *würzige Gemüsepflanze.* C: *Futtererbse.* D: *Bierwürze.*

(8) Falzen — A: *Blätter in Heftform bringen.* B: *Druckbogen kniffen.* C: *beschneiden.* D: *Stoff in Fältchen legen.*

(9) Katgut — A: *Abdichtungsmaterial.* B: *Rohgummi.* C: *Operationsfaden.* D: *Baumwollgewebe für Verbände.*

(10) Intuitiv — A: *hellseherisch veranlagt.* B: *verstandesbetont.* C: *nachdrücklich.* D: *gefühlsmäßig erfassend.*

(11) Makulatur — A: *formbare Papiermasse.* B: *Abfallpapier.* C: *Druckfehlerliste.* D: *kleinliche Kritik.*

(12) Allergisch — A: *unanfällig.* B: *krankhaft reizempfindlich.* C: *gleichmütig.* D: *lebhaft, wach.*

(13) Kanake — A: *Menschenfresser.* B: *Seeräuber.* C: *Südseeinsulaner.* D: *Spitzbube.*

(14) Trimmen — A: *verstauen.* B: *Hundeohren zurechtstutzen.* C: *Schiffe entladen.* D: *entlausen.*

(15) Abgefeimt — A: *fühllos.* B: *gegen etwas gesichert.* C: *gerissen.* D: *eingeschworen.*

(16) Turf — A: *mit Schlacken bestreute Rennstrecke.* B: *Pferderennbahn.* C: *Brennmaterial.* D: *vulkanisches Gestein.*

(17) Prädestiniert — A: *empfänglich.* B: *vorbestimmt.* C: *vorbereitet.* D: *durch Vorurteil beeinträchtigt.*

(18) Metropolit — A: *Stammtischpolitiker.* B: *oströmischer Papst.* C: *hoher Geistlicher.* D: *Taktmesser.*

(19) Schächten — A: *opfern.* B: *ausschachten.* C: *versteigern.* D: *nach jüdischem Ritus schlachten.*

(20) Megäre — A: *gehässig wütendes Weib.* B: *blutdürstiges Raubtier.* C: *zänkische Ehefrau.* D: *griechische Kurtisane.*

Antworten zu
»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) Der Mustang: D. Mehrzahl auf -s. Vom spanischen *mesteño* ‚verwildert': Pferd aus den halbwilden Herden der nordamerikanischen Steppen.

(2) Jausen: C. Auch ‚jausnen'. Zum österreichischen Wort ‚die Jause', d. h. Nachmittagskaffee, Vesper. Vom slowenischen *južina* ‚Mittagessen'.

(3) Der Holm: B. Mehrzahl auf -e. 1. Niederdeutsches Stammwort (‚Erhebung'): flache Fluß- oder Küsteninsel, Werft. 2. Deutsches Stammwort (entstellt aus *holben* ‚Holzgriff'): Querbalken, Leiterstange, Barrenstange, Längsträger des Tragflügels am Flugzeug.

(4) Martialisch: C. Vom lateinischen *martialis* ‚zu Mars (dem römischen Kriegsgott) gehörend'; daher auch ‚grimmig dreinschauend, grob'.

(5) Die Anamnese: C. Griechisch *aná-mnēsis* ‚Erinnerung'. Begriff der Medizin: Vorgeschichte einer Krankheit nach der Erinnerung des Kranken. „Die Anamnese ergab, daß der Patient im Kriege verschüttet worden war."

(6) Panisch: B. Zu ‚Panik', griechisch *pānikós* ‚zu Pan gehörend': dieser Hirtengott galt als Urheber plötzlichen und unbegründbaren Erschreckens.

(7) Der Dinkel: A. Althochdeutsch *dinkil*. Wort Südwestdeutschlands, dem Hauptanbaugebiet der Weizenart Triticum spelta, die sonst auch Spelt, Vesen, Zwei- oder Schwabenkorn heißt; die gedörrten, unreifen Körner, der Grünkern, dienen als Suppeneinlage.

(8) Falzen: B. Nebenform zu ‚falten' (althochdeutsch *faldan*), Zeitwort zu ‚Falz': 1. Gekniffte Papierkante. 2. Abgepreßte Kante an Bucheinbänden. 3. Verbindung umgebogener Blechränder. 4. Rechtwinklige Aussparung oder Rinne zur Aufnahme von Verbindungsstücken (Holz usw.).

(9) Das Katgut: C. Englisch *catgut* ‚Katzendarm'. Aus Schafs- oder Ziegendarm hergestellter Faden zum Nähen bei Operationen, der sich im Körper auflöst, also nicht mehr entfernt zu werden braucht.

(10) Intuitiv: D. Spätlateinisch *intuitivus* (*intueri* ‚betrachten'): was zur Intuition, dem Innewerden, gehört — „eine aus dem inneren Menschen sich entwickelnde Offenbarung" (Goethe). „Er begriff intuitiv, daß die Anwesenden ihm etwas verheimlichten."

(11) Die Makulatur: B. Vom lateinischen *macula* ‚Flecken, Makel' abgeleitet: unbrauchbar gewordene Druckbogen, Zeitungen usw. Übertragen: Wertloses, Unsinn.

(12) Allergisch: B. Was zur Allergie (aus griechisch *állos* ‚ander, fremd' und *érgon* ‚Werk, Wirkung') gehört: veränderter Körperzustand infolge der Einwirkung einer fremden Materie, vor allem Reizbarkeit gegenüber bestimmten, meist eiweißartigen Stoffen. „Heuschnupfenkranke sind gegen gewisse Blütenstaubarten allergisch."

(13) Der Kanake: C. Hawaiisch *kanaka* ‚Mensch'; daher übertragen allgemein für Bewohner der Südseeinseln.

(14) Trimmen: A. Englisch *to trim* ‚in Ordnung bringen'. 1. Ein Schiff in die richtige Schwimmlage bringen (wenn es trimmt, kommt es vorn oder hinten höher zu liegen); Fracht richtig verstauen. 2. Kohlen zu den Schiffskesseln schaffen. 3. Hunden die Haare zurechtstutzen und schneiden.

(15) Abgefeimt: C. Zum deutschen Stammwort *Feim* ‚Schaum': abgeschäumt, d. h. verfeinert, ‚raffiniert'. Nur in Wendungen wie abgefeimter Schurke u. ä.

(16) Der Turf: B. Englisch ‚Grassode, Rasenscholle': Boden, dessen Oberfläche mit dichtem Graswurzelwerk durchsetzt und daher für Pferderennen besonders geeignet ist. Danach: Rennplatz, Rennen, Pferderennsport.

(17) Prädestiniert: B. Aus lateinisch *prae-* ‚vor' und *de-stinare* ‚bestimmen' gebildet: durch göttliches Urteil zur Seligkeit oder Verdammnis vorbestimmt, allgemein daher ‚für etwas wie geschaffen sein'.

(18) Der Metropolit: C. Griechisch *mētropolitēs* ‚hauptstädtisch' (aus *mētēr*, Mutter' und *pólis* ‚Stadt': *mētrópolis* ist die Mutterstadt einer Kolonie). Titel eines Erzbischofs, der einer ganzen Kirchenprovinz vorsteht; in der Ostkirche geistlicher Ehrentitel.

(19) Schächten: D. Vom hebräischen *schāchat* ‚schlachten'. Da nach 3. Mose 3, 17 der Genuß von Blut verboten ist, wird Schlachttieren die Halsader durchtrennt, so daß das Fleisch völlig ausblutet.

(20) Die Megäre: A. *Mégaira* ‚Mißgönnerin' hieß eine der drei Erinnyen, der griechischen Rachedämoninnen. Daher auch (übertrieben unfreundlich) für manche Menschenfrauen.

Bewertung: **18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut**

Trockene Tatsachen über eine saftige Frucht

Aus der Zeitschrift Your Health

von T. E. Murphy

WENIGE FRÜCHTE sind für unsere Ernährung so wichtig und gleichzeitig so beliebt wie die Orange. Ihre Wanderung aus ihrem Heimatland China bis zu dem Gärtchen in Lissabon, aus dem die heutigen Orangenbäume stammen, ist eine der romantischsten Geschichten der Botanik.

Orangen brauchen bis zur Reife etwa ein halbes Jahr. Ihre Hauptterntezeit liegt im Spätherbst und in den ersten Wintermonaten, doch es gibt heute so viele verschiedene Züchtungen, daß frische Orangen praktisch das ganze Jahr zu haben sind.

Beim Einkauf achtet die Hausfrau meist darauf, daß sie keine grüngefleckten Früchte bekommt — die grünen sind unreif, denkt sie. Bei Orangen aber ist dies Grün weiter nichts als Chlorophyll und ein Zeichen dafür, daß sie während des Wachstums ungewöhnlich warmes Wetter hatten. Sind die Früchte, wenn sie zur Versandfirma kommen, außen noch grünlich, weil es ihnen an genügend kühlem Wetter während des Wachstums gefehlt hat — Orangen gedeihen noch nahe der Frostgrenze —, so bringt man sie gewöhnlich zuerst in „Kolorierkammern". Dort müssen sie ein bis drei Tage lagern, bei einer Temperatur von 30 Grad Celsius und unter Einwirkung einer schwachen Dosis Äthylen, eines schweren Kohlenwasserstoffgases, das der Luft zugesetzt wird und die grünen Stellen ausbleicht.

Manchmal werden Orangen vom Handel als „baumreif" angepriesen. Diese Bezeichnung ist irreführend: *jede* Orange ist am Baum gereift, wenn sie überhaupt reif ist. Denn im Gegensatz zu Tomaten, Bananen und anderen Früchten reifen abgepflückte Orangen nicht mehr nach.

Wenn Sie nur die allerbesten Orangen haben wollen, achten Sie beim Einkauf mehr darauf, wie die Früchte sich anfühlen, als auf ihr Aussehen. Die schweren haben am meisten Saft, und dünnschalige sind saftiger als dickschalige, obgleich auch einige Sorten mit dicker Schale, besonders die Navelorangen, hoch-

wertiges Tafelobst abgeben. Die Größe einer Orange ist übrigens für ihre Qualität und ihr Aroma kaum von Bedeutung.

Die köstliche goldene Frucht enthält mindestens dreiundzwanzig wichtige Grundstoffe. Bekannt ist ihr hoher Gehalt an Vitamin C (Askorbinsäure); sie liefert außerdem Fruchtzucker, Phosphor, Eisen und Vitamine der Gruppen B_1 und B_2 sowie Nikotinsäureamid (einen Pellagraschutzstoff). Von den Ärzten wird sie heute als Ergänzungskost bei Abmagerungskuren empfohlen, ebenso als Zusatz zur Diät bei erhöhtem Blutdruck und bei Magengeschwüren (vielen Magenkranken fehlt es an Vitamin C).

Auf das in den Orangenschalen enthaltene Öl reagieren manche Menschen allergisch. Wer gern selbstgepreßten Saft trinkt und eine Beimischung ätherischer Öle vermeiden möchte, sollte die Früchte möglichst vorsichtig ausdrücken und nicht aus Sparsamkeit den letzten Tropfen herauszuquetschen versuchen.

Orangensaft sollte nie durchgesiebt werden: das Fruchtfleisch ist reich an Mineralien und Vitaminen. Entgegen der allgemeinen Ansicht hält sich übrigens der Saft in zugedeckten Gefäßen im Kühlschrank sehr lange, ohne von seinem Vitaminreichtum einzubüßen.

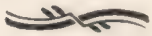
In China kennt man die süße Apfelsine — den „Apfel aus Sina" — schon seit vielen Jahrhunderten, und 1178 gab es dort, wie berichtet wird, bereits über siebenundzwanzig Sorten. Auf seiner zweiten Westindienfahrt 1493 führte Kolumbus Apfelsinenkerne mit sich, die in Haiti ausgepflanzt wurden. Im sechzehnten Jahrhundert war auch in Florida die Orange schon ziemlich verbreitet, und da die Indianer überall Kerne aussäten, gab es bald regelrechte Orangenhaine.

Die erste größere Orangenplantage Kaliforniens wurde, wie es heißt, im Jahre 1804 von Pater Thomas Sancho, einem Jesuitenpriester auf der Missionsniederlassung San Gabriel, angelegt. Von diesen ersten vierhundert Bäumchen existierten nach achtzig Jahren noch dreißig Stück, und ein besonders zäher Stamm erlebte sogar noch den Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Doch ist das ein ungewöhnlich hohes Alter; es bedeutet schon einen guten Durchschnitt, wenn Orangenbäume vierzig Jahre tragen.

Die Orange wird heutzutage überall auf dem subtropischen Erdgürtel bis zum 35. Grad nördlicher und südlicher Breite angebaut, mit Ausnahme des Mittelmeergebiets, wo sich der Anbaugürtel auf 44 Grad nördlicher Breite erweitert. Die besten Früchte wachsen bei Temperaturen von 23 bis 29 Grad Celsius. Sie gedeihen nicht nur in Mittelamerika, sondern auch in Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay. Sie werden außerdem in Spanien, Portugal, Italien, Australien, Indien, Palästina, Algerien, Ägypten, Südafrika, Neuseeland und natürlich in China angebaut.

Die Industrie hat mit der Zeit gelernt, die Orange restlos zu verwerten. Die Kerne werden zu Oleomargarin und zu Pflanzenfetten für die Küche verarbeitet, außerdem zu einem Färbemittel, mit dem man alle bekannten Farben in jeder Nuance auf Kunstseide fixieren kann. Aus der farbhaltigen Schicht der Schale werden Terpene (zum Beispiel für den Außenanstrich von Kriegsschiffen) gewonnen und Karotin, das jährlich Billionen Einheiten Vitamin A liefert. Aus dem Weißen der Innenschale erhält man Pektin, ein ausgezeichnetes Gelatiniermittel und gleichzeitig ein großartiges Geschenk für die Medizin, der es rasche Hilfe bei stark blutenden Fleischwunden ermöglicht. Fruchtfleisch, Kerne und Kernhülsen finden auch als Viehfutter Verwendung.

Und was geschieht mit dem Wasser, in dem vor der Pektinherstellung die Schalen gewaschen werden? Man hat entdeckt, daß es 10 Prozent reinen Zucker enthält, und macht nun Melasse daraus.



Laster

Nach einer Tagung saßen abends vier alte Freunde, alles „Stützen der Gesellschaft" in der gleichen Stadt, in der Hotelhalle beisammen und sprachen von alten Zeiten. Sie kamen dabei auch auf ihre verschwiegenen kleinen Laster. „Ich muß gestehen", sagte der eine, ein angesehener Geschäftsmann, der als Alkoholgegner bekannt war, „ich habe selbst so eine kleine Schwäche. Ich trinke gern. Es darf mich nur nicht bei der Arbeit behindern. Aber hin und wieder fahre ich in eine andere Stadt, nehme mir ein Hotelzimmer, mache mir einen vergnügten Abend und fahre dann wieder nach Haus."

„Wenn wir schon davon sprechen", sagte ein anderer, „meine Schwäche sind Frauen. Nur so gelegentlich — eine trostbedürftige Witwe — sehr diskret natürlich, ohne daß es jemand merkt."

„Bei mir ist es das Wetten", gestand der Bankgewaltige. „Sooft sich eine Gelegenheit bietet, setze ich beim Pferderennen. Nicht viel! Nur um von Zeit zu Zeit meiner Schwäche nachzugeben."

Alles sah nun erwartungsvoll den Vierten an, der jedoch nicht geneigt zu sein schien, nun auch seinerseits ein Geständnis abzulegen. „Nun, heraus mit der Sprache", sagten die anderen. „Wie steht's bei dir?"

„Ich — ich — ich möchte lieber nichts sagen", erwiderte er verlegen.

Sie sahen ihn mißtrauisch an. Welches finstere Laster verbarg sich da? Sie drängten und drängten und erklärten endlich, sie fänden es unfair von ihm, jetzt zu schweigen, nachdem sie selbst so offen gewesen waren.

„Also gut", sagte er widerwillig. „Wenn ihr es unbedingt wissen wollt — es ist Klatsch. Und ich kann es *kaum mehr erwarten*, daß wir hier aufbrechen!"

L. U.

Ein reizvoller Blick in die Welt hinter dem Vorhang des Schlafs

Meine platonische Liebe

Aus dem Buch „The Mysterious Stranger and Other Stories" von Mark Twain

Ich sah sie zum ersten Mal, als ich siebzehn war und sie fünfzehn. Es war in einem Traum. Es kam, wie immer im Traum, ganz plötzlich. Hier war ich: gerade im Begriff, eine Holzbrücke am Rande eines Dorfes in Missouri zu überschreiten, und dort, fünf Schritte vor mir, war sie; eine halbe Sekunde zuvor war keins von uns beiden dagewesen. Hinter uns war das letzte Haus des Dorfes. Es war die Schmiede, und das friedliche Tinkern der Hämmer kam zu mir herüber — ein Laut, in dem immer etwas von Einsamkeit mitklingt und eine leise Trauer um etwas, man weiß nicht, was. Vor uns war ein stiller, gewundener Feldweg.

Ich sehe noch alles vor mir — und auch das Mädchen, und wie sie ging und wie sie gekleidet war. Im Nu war ich an ihrer Seite. Ich legte den Arm um sie und zog sie an mich, denn ich liebte sie; und obwohl ich sie nicht kannte, schien mein Verhalten ganz natürlich und richtig zu sein. Sie zeigte weder Überraschung noch Unwillen, sondern legte ihren Arm um meine Hüfte und blickte froh und zärtlich grüßend zu mir auf. Sie nahm meinen Kuß hin wie etwas ganz Natürliches, für mich wie für sie.

Unser Gefühl füreinander war nicht die Zuneigung von Bruder und Schwester — es war stärker, und

Mark Twain war ein unermüdlicher Traumforscher. Schon in jungen Jahren schrieb er regelmäßig seine Träume auf, solange er sie noch in frischer Erinnerung hatte, um dann ihrem Ursprung nachzuspüren. Dieser Gewohnheit blieb er sein Leben lang treu. Hier erzählt er von einem Traum, der im Laufe von mehr als vierzig Jahren immer wiederkehrte.

doch auch nicht die Leidenschaft Liebender, dazu fehlte das Feuer. Es war etwas zwischen diesen Empfindungen, und schöner und feiner als beide.

Während wir so dahinschlenderten und miteinander plauderten, als wären wir Freunde seit Gott weiß wann, nannte sie mich George, und das kam mir ganz natürlich vor, obwohl ich gar nicht so hieß, und ich nannte sie Alice. Nach einer Weile kamen wir an ein Blockhaus und gingen hinein. Drinnen war ein Tisch gedeckt — ein gebratener Truthahn, Mais in der Hülse, Butterbohnen, alles dampfend heiß — und auf einem Baststuhl lag zusammengerollt eine Katze und schlief; aber kein Mensch war zu sehen; alles leer und still. Sie sagte, sie werde mal ins Nebenzimmer schauen, wenn ich auf sie warten wolle.

Sie ging durch eine Tür, die sich mit einem „Klick" hinter ihr schloß. Ich wartete und wartete. Dann ging ich auch durch die Tür und fand mich auf einem seltsamen Friedhof, einer Totenstadt, nichts als unzählige Gräber und Denkmäler weit und breit, rosa und golden angeleuchtet von der sinkenden Sonne. Ich lief zwischen den Gräberreihen hin und her und rief nach Alice; und dann wurde es mit einemmal Nacht, und ich konnte den Weg nicht finden.

In tiefem Schmerz um die Verlorene wachte ich auf und lag in meinem Bett in Philadelphia. Und ich war nicht mehr siebzehn, sondern so alt, wie ich wirklich war, neunzehn.

Zehn Jahre später fand ich sie in einem andern Traum wieder. Ich war wieder siebzehn und sie noch immer fünfzehn. Ich befand mich in der dämmrigen Tiefe eines Magnolienwaldes am Mississippi. Die Bäume waren über und über mit großen Blüten beschneit. Durch eine schmale Waldlichtung war in der Ferne ein Stück des Stroms zu sehen, der wie blankgeputztes Metall glänzte. Ich saß im Gras, in Gedanken versunken, als ein Arm sich mir um den Nacken legte, und da war Alice. Das hatte aber gar nichts Überraschendes, und ich hatte auch gar nicht das Gefühl, daß inzwischen soviel Zeit verflossen war. Sie nannte mich Jack und ich nannte sie Helen, und das schienen die wahren und rechten Namen zu sein.

Wir wanderten durch den Wald und waren glücklich und guter Dinge. Nach einer Weile kamen wir an einen seichten Wasserlauf, und sie sagte:

„Ich darf mir die Füße nicht naß machen, Liebling, trag mich hinüber."

Ich nahm sie auf die Arme und gab ihr meinen Hut zum Halten. Den ganzen lieben Nachmittag lang trug ich sie auf den Armen, und ich ging und ging, ohne eine Spur von Ermüdung. Nach Dunkelwerden erreichten wir ein großes Pflanzerhaus, wo sie daheim war.

Ich trug sie hinein, und die Ihrigen kannten mich und ich kannte sie, obwohl wir uns noch nie zuvor begegnet waren. Dann kam ein Ne-

gerdiener herein und fragte, ob ich mir Maß nehmen lassen wolle. Die Frage überraschte mich nicht, brachte mich aber in Verlegenheit, und ich sagte, ich würde mich gern mit jemandem darüber beraten. Er ging zur Tür, um Berater herbeizurufen; dann wurde die Beleuchtung immer trüber, und bald war alles in pechschwarzes Dunkel gehüllt. Im nächsten Augenblick aber kam eine Flut von Mondlicht und ein kalter Windstoß, und ich fand mich auf einem zugefrorenen See, über den ich mußte, und meine Arme waren leer.

Der Schmerz, der mich durchdrang, weckte mich auf, und ich saß an meinem Schreibtisch in der Zeitungsredaktion in San Franzisko. Ich sah an der Uhr, daß ich keine zwei Minuten geschlafen hatte. Und noch merkwürdiger, ich war neunundzwanzig Jahre alt.

Im Laufe der nächsten zwei Jahre kam mir meine Traumgeliebte ganz flüchtig einige Male zu Gesicht, das war alles.

Im Jahre 1866 verbrachte ich ein paar Monate auf Hawaii, und im Oktober desselben Jahres hielt ich meinen ersten Vortrag in San Franzisko. Im Januar darauf sah ich meine platonische Liebe wieder.

In diesem Traum stand ich wieder auf der Bühne des Opernhauses in San Franzisko und sollte mit meinem Vortrag beginnen. Ich sprach ein paar Worte und stockte, kalter Schweiß brach mir aus, denn es stellte sich heraus, daß ich gar kein Thema hatte, nichts, worüber ich hätte reden können. Ich würgte eine Weile und brachte dann ein paar Worte heraus, einen lahmen Versuch, die Sache ins Humoristische zu ziehen. Hier und da ließ sich ein höhnisches Lachen vernehmen; im übrigen blieb das Haus stumm. Ich hätte in den Boden versinken mögen vor Scham. In meiner Not begann ich unterwürfige Entschuldigungen zu stammeln, und das Publikum brach in Johlen und Zischen und Pfeifen aus und drängte dann zum Ausgang. Als das Haus leer war, redete mich eine traum-vertraute Stimme mit meinem Namen an, und mein ganzer Jammer war wie weggefegt — „Robert!"

„Agnes!" erwiderte ich.

Im nächsten Augenblick schlenderten wir durch eine blütenreiche Bergschlucht auf Hawaii, genannt das Iao-Tal, und pflückten die schönen Blüten des Ingwerkrautes. Dann setzten wir uns im Schatten nieder und erkletterten mit den Augen die grünüberrankten Steilwände, immer höher und höher himmelan, bis dorthin, wo ziehende weiße Nebelstreifen sie durchquerten, so daß die grünen Gipfel wie abgeschnitten, blaß und entrückt darüber schwebten, wie geisterhaft durch den Weltenraum treibende Inseln. Dann stiegen wir wieder zur Erde hinab.

Ein Fregattvogel ließ sich auf ihre Schulter nieder; ich nahm ihn in die Hände. Seine Federn fingen an auszufallen, und er verwandelte sich in ein Kätzchen; dann zog sich der Körper des Kätzchens zu einem Ball zusammen, aus dem haarige, lange Beine

hervorwuchsen, und schon war es eine Tarantel; ich wollte sie behalten, aber sie verwandelte sich in einen Seestern, und ich warf ihn weg.

Agnes sagte, es lohne sich nicht, Dinge behalten zu wollen; sie seien zu unbeständig. Mit Steinen, erwiderte ich, ginge es vielleicht eher; aber sie meinte, ein Stein sei genau so, der bleibe auch nicht bei einem. Sie hob einen Stein auf, und er verwandelte sich in eine Fledermaus und flog davon. Diese merkwürdigen Erscheinungen interessierten mich, wunderten mich jedoch nicht weiter.

Im Nu wechselte die Szene, und ich war wach und ging eben mit einem Bekannten über die Bond Street in New York. Wir hatten miteinander geplaudert, und es war keine merkliche Stockung im Gespräch eingetreten. Ich glaube, ich hatte nicht mehr als zwei Schritte getan, während ich schlief. Eine Viertelstunde später war ich daheim und trug, bevor ich zu Bett ging, noch rasch den Traum in mein Notizbuch ein. Dies getan, wollte ich eben das Licht löschen, als ein gewaltiges Gähnen mich befiel, denn es war spät, und die Augen fielen mir schon zu. Ich schlief ein und träumte weiter.

Ich war jetzt in Athen — einer Stadt, die ich noch nie im Leben gesehen hatte; aber ich erkannte den Parthenon, obwohl er wie neu aussah und völlig wiederhergestellt war. Ich ging daran vorbei und einen Wiesenhang hinan auf ein palastartiges Wohnhaus aus roter Terrakotta zu. Es war Mittag, aber kein Mensch zu sehen. Ich ging in das Haus. Es war licht und geräumig, die Wände aus glänzendem, reich getöntem Onyx. Ich beobachtete alle Einzelheiten — was ich vermutlich im wachen Zustand nicht getan hätte —, und sie prägten sich mir scharf ins Gedächtnis. Sie sind noch heute nicht ganz verblaßt, und der Traum liegt über dreißig Jahre zurück.

Eine Person war anwesend — Agnes. Sie trug ein schlichtes griechisches Gewand, und Haar und Augen hatten eine andere Farbe als eine halbe Stunde vorher in Hawaii. Sie saß auf einem kleinen Elfenbeinsofa und häkelte. Ich setzte mich zu ihr, und wir fingen zu plaudern an.

Während wir redeten, traten, lebhaft miteinander disputierend, einige würdevolle Griechen ein. Sie gingen mit höflich vertrautem Gruß an uns vorbei. Einer von ihnen war Sokrates. Ich erkannte ihn an seiner Nase.

Wenn ich an dieses große Haus in Athen und all sein Drum und Dran denke, sehe ich so recht, was für ein Genie an Geschmack, was für ein Meister der Zeichnung und Farbe und Anordnung der Traumkünstler ist, der in uns wohnt. In meinen wachen Stunden, wenn der geringere Künstler am Regiment ist, bin ich unfähig, die einfachste Bleistiftzeichnung zustande zu bringen. Ich bin unfähig, mir irgendein Gebäude, das ich gesehen habe, oder auch nur Gesicht und Gestalt irgendeines Bekannten innerlich genau vorzustellen. Aber mein Traumkünstler kann das alles vollendet darstellen, er kann in

allen Farben und Schattierungen malen, und immer mit Feinheit und Wahrheit. Und im wachen Zustand kann ich die Augen schließen und mir diese Menschen und den Schauplatz und die Gebäude wieder zurückrufen, nicht nur in allgemeinen Umrissen, sondern oft bis in alle Einzelheiten.

In unseren Träumen — ich weiß es! — machen wir die Reisen wirklich, die wir zu machen scheinen; wir sehen die Dinge wirklich, die wir zu sehen scheinen; die Menschen, Pferde, Katzen, Walfische, alle sind wirklich, keine Hirngespinste; es sind lebendige Geister, keine Schatten; und sie sind unsterblich und unzerstörbar.

In all den vierundvierzig Jahren, seitdem ich meine Traumlandgeliebte kenne, habe ich sie durchschnittlich nur alle zwei Jahre einmal gesehen. Ich habe sie erst vor einer Woche wiedergesehen, nur für einen Augenblick. Sie war fünfzehn, wie gewöhnlich, ich siebzehn, und nicht nahe an dreiundsechzig. Für mich ist sie ein wirkliches Wesen, eine der lieblichsten und erfreulichsten Begegnungen meines Lebens.

Im Traum ist alles inniger und stärker und schärfer und wirklicher als jemals in seinem blassen Abbild, dem unwirklichen Leben, das wir führen, wenn wir wach und in unser Schein-Ich gekleidet herumlaufen. Wenn wir sterben, werden wir vielleicht in der Gestalt unseres wahren Ichs ins Traumland hinüberwechseln und als Herren über den geheimnisvollen Geisteszauberkünstler gebieten, der hier nicht unser Knecht, sondern nur unser Gast ist.

Vermächtnis

Ein Mann, der sich einen Wagen kaufen wollte, fand in der Zeitung ein Inserat, in welchem ein Cadillac, Modell 1952, für 50 Dollar angeboten wurde. Zuerst hielt er es für einen faulen Witz. Als die Anzeige aber zum drittenmal erschien, wollte er sich den Wagen doch einmal ansehen. An der angegebenen Adresse fand er einen wundervollen Besitz. Die Eigentümerin des Wagens, eine elegante Dame mittleren Alters, zeigte ihm den Wagen und ließ ihn probefahren. Der Wagen war tadellos in Ordnung, und er kaufte ihn sofort. Als er aber die Quittung in der Hand hatte, konnte er seine Neugier nicht länger bezähmen. „Würden Sie mir vielleicht erklären", fragte er die Dame, „weshalb Sie diesen herrlichen Wagen, für den Sie bestimmt 4000 Dollar bekommen könnten, für 50 Dollar hergeben?"

„Das kann ich Ihnen sagen", erwiderte sie. „Mein verstorbener Mann hat in seinem Testament bestimmt, daß der Erlös für den Cadillac seiner Sekretärin zukommen soll, weil sie so nett zu ihm war."

Atomkrieg gegen den Verderb

Aus der Halbmonatsschrift Collier's

von Bill Davidson

Werden wir eines Tages unsere Lebensmittel durch Bestrahlung konservieren, wie es sich ein Atomphysiker erträumt?

Ein Wissenschaftler der Universität von Michigan zeigt seinen staunenden Bekannten gern eine Frikadelle, die er schon seit einem Jahr in der Tasche mit sich herumträgt. Sie liegt luftdicht abgeschlossen in einem durchsichtigen Plastikbeutel und sieht so saftig aus, daß man gleich hineinbeißen möchte. Und das könnte man auch getrost tun, denn der hochbetagte Fleischkloß ist hervorragend konserviert. Wissen Sie, wie? Durch Atomstrahlen!

Wie alle organischen Stoffe enthalten auch die Eßwaren winzige Lebewesen, die den Fäulnisprozeß bewirken. Beim Einmachen oder Gefrieren werden diese Organismen gewöhnlich getötet oder unschädlich gemacht. Es kann aber geschehen, daß ein paar am Leben gebliebene Bakterien sich weiter fortpflanzen. Dann verdirbt auch das Konservierte.

Setzt man die Lebensmittel aber durchdringenden Atomstrahlen aus, so werden die Mikroorganismen offenbar samt und sonders unfruchtbar, so daß sie nach Ablauf ihrer Lebensdauer, das heißt nach etwa zwanzig Minuten bis zwei Stunden, ohne Nachkommen sterben. Wenn also Eßwaren in luftdicht schließenden Dosen oder Plastikhüllen, in die keine neuen Bakterien eindringen können, bestrahlt werden, besteht kein Grund, warum sie nicht unbegrenzt frisch bleiben sollten.

Stellen Sie sich einmal vor, was ein für den allgemeinen Gebrauch geeignetes Verfahren dieser Art für die Menschheit bedeuten würde. Die

Hausfrau könnte immer steril verpacktes Frischfleisch in der Speisekammer vorrätig halten, und überall in der Welt würde man, unabhängig von der Jahreszeit, stets Frischgemüse und Obst bekommen.

Wie lange wird es noch dauern, bis sich dieser Traum verwirklicht? In den Laboratorien der großen amerikanischen Fleischkonservenfabrik Swift & Co. arbeitet man in dieser Richtung bereits mit einer Maschine, die Betastrahlen erzeugt. Andere große Firmen unterstützen gemeinsam die gleichlaufenden Versuche des MIT (*Massachusetts Institute of Technology*), einer der bedeutendsten technischen Hochschulen Amerikas. Ein Dutzend weiterer Forschungsstätten befaßt sich ebenfalls mit dem Problem.

Das MIT ist vertraglich auch in ein riesiges Konservierungsprojekt der amerikanischen Armee und Marine eingeschaltet. Unter anderem soll U-Boot-Proviant bestrahlt werden. Heute müssen die U-Boote ihre Vorräte häufig ergänzen, weil nur 1,3 Prozent ihres beschränkten Raums für Kühlanlagen verfügbar sind. Strahlungskonserviertes Fleisch und Gemüse aber könnte man unter völligem Verzicht auf Kühlanlagen in größeren Mengen überall an Bord unterbringen, in den Gängen, über den Torpedos, unter den Kojen.

Zur Zeit versucht man es mit zwei Bestrahlungsverfahren. Das eine arbeitet mit mächtigen Betastrahlenerzeugern, elektrischen Hochspannungsmaschinen wie dem Graaffschen Teilchenbeschleuniger, das andere mit natürlichen Gammastrahlern wie radioaktivem Kobalt. Das MIT benutzt die erste Methode, die Universität von Michigan die zweite.

Auf die Anwendung radioaktiven Kobalts ist man eigentlich erst durch die ahnungsvolle Wißbegier der AEC gekommen, der *Atomic Energy Commission*, des vielgenannten, aus Politikern, Militärs, Wissenschaftlern und Industriellen zusammengesetzten Führungsstabes, der die gesamte Atomenergieproduktion der Vereinigten Staaten lenkt. Die in den Atomwerken ständig tonnenweise anfallenden gefährlich radioaktiven Nebenprodukte müssen aus Sicherheitsgründen in erdbebenfesten, unterirdischen Eisenbetongewölben untergebracht werden. Könnte man — so fragte sich die AEC — diesen Abfall nicht vielleicht nutzbringend verwenden? Man bat die Universität von Michigan, doch einmal nachzuprüfen, ob sich damit nicht Lebensmittel bestrahlen ließen.

Im vergangenen Februar erhielt die Universität von der AEC hundert radioaktive Kobaltstäbe von Bleistiftgröße. Man versenkte sie innerhalb eines zu diesem Zweck mit meterdicken Mauern errichteten Betonbaus in einem Tank, der zum Schutz gegen die Strahlung drei Meter hoch mit Wasser gefüllt wurde. Sollen Lebensmittel bestrahlt werden, so hebt man die Stäbe mittels Fernsteuerung heraus.

Ein Spiegelsystem erlaubt einen

Blick in die Bestrahlungskammer. Ich habe kürzlich selber einmal hineingeschaut. Nur wenige Zentimeter von dem hochgezogenen Kobalt entfernt drehten sich auf elektrischen Uhrwerken große Konservendosen. Man lud mich ein, Brot, gekochte Kartoffeln und rohe Karotten zu kosten, die man tags zuvor für mich bestrahlt hatte. Ich fragte, wie wohl jeder gefragt hätte: „Ja, ist denn das nicht schädlich? Sind die Sachen jetzt nicht radioaktiv?"

Ich bekam zur Antwort, daß eine Substanz nur dann radioaktiv wird, wenn ihre Atomkerne von gewaltigen Energiequellen — etwa einer Atombombe oder einem Atombrenner — mit Kernteilchen beschossen und dadurch in ihrem Aufbau verändert werden. Eine solche Wirkung haben die hier angewandten Strahlen nicht.

Beruhigt kostete ich die bestrahlten Lebensmittel und zum Vergleich auch unbestrahlte. Bei Brot und Kartoffeln konnte ich keinerlei Unterschied im Geschmack feststellen, und die bestrahlten Karotten schmeckten eher noch besser als die unbestrahlten. Dann zeigte mir der Laboratoriumsleiter ein am 2. September 1952 bestrahltes großes Stück Schweinefleisch. Es sah frisch und appetitlich aus, während ein anderes, zur selben Zeit luftdicht verpacktes, aber unbestrahlt gebliebenes Stück schon längst verdorben war und seinen Behälter gesprengt hatte.

Ähnliche Konservierungswunder habe ich im MIT gesehen, wo man, wie gesagt, den Graaffschen Teilchenbeschleuniger benutzt, der in der Fachsprache „Bandgenerator" heißt. Wir betreten einen Betonraum. Aus der Decke ragt eine Art Kanonenrohr. Darunter bewegt sich ein Fließband mit allerlei Lebensmitteln. Der Teilchenbeschleuniger steht im Stockwerk über uns, ein dreieinhalb Meter hohes Gehäuse, das eine Kathodenröhre und ein mit hoher Geschwindigkeit über zwei Rollen laufendes endloses Band enthält. Das Band nimmt elektrische Ladung auf und wirbelt sie im Hundertkilometertempo herum, bis sie auf 3 Millionen Volt hochgespannt ist. Die „geschleuderten" Elektronen werden durch das Rohr auf die darunter vorbeiziehenden Lebensmittel geleitet.

Man weiß noch nicht, ob sich das Problem der Nahrungsmittelbestrahlung besser mit künstlichen, von Maschinen erzeugten Strahlen oder mit der natürlichen Strahlung radioaktiver Stoffe lösen läßt. Die bisher maschinell erzeugten Strahlen sterilisieren nur Lebensmittel in Behältern von der Höhe gewöhnlicher Ölsardinendosen, töten aber dafür die Mikroorganismen im Bruchteil einer Sekunde ab. Die radioaktive Strahlung dagegen hat zwar eine starke Durchschlagskraft und geht zum Beispiel mühelos durch ganze Schweinerümpfe und die größten Konservendosen, braucht aber für ihre Sterilisierungsarbeit mehrere Stunden. Gute Resultate versprechen beide Methoden bei Fleisch, Fisch und vielen Gemüsen.

Übrigens hat man entdeckt, daß man schon mit einer verhältnismäßig schwachen Strahlendosis auch Würmer und Insekten abtöten kann, die sich in Nahrungsmitteln eingenistet haben. Ein führender amerikanischer Trichinose-Spezialist meint, man könne die oft tödlich verlaufende Trichinenkrankheit vielleicht ausrotten, indem man Schweinefleisch stets schon im Schlachthaus bestrahlt.

Besteht Aussicht, daß ein erschwinglicher Bestrahlungsapparat auf den Markt kommt? Ein amerikanischer Fachmann erklärt hierzu: „Im Laboratoriumsversuch ist die Sterilisation durch Bestrahlung einwandfrei gelungen. Apparate für den gewerblichen Gebrauch aber sind noch im Entwicklungsstadium. Wenn jemand ein paar Millionen Dollar in die Sache steckte, könnten wohl schon in etwa zwei Jahren strahlungskonservierte Lebensmittel in den Regalen der Geschäfte stehen. Auf dem üblichen Weg wissenschaftlicher Forschung wird es allerdings noch wesentlich länger dauern."

Es sagte . . .

. . . eine Patientin zum Arzt: „Wäre mein Blutdruck auch in Ordnung, wenn ich vielleicht doch schon etwas über dreißig wäre?"

. . . eine Frau zu ihrem Mann: „Ich bestreite ja gar nicht, daß man über alles verschiedener Meinung sein kann. Ich sage nur, daß ich mir deine Meinung nicht angehört habe."

. . . ein kleiner Junge zu seiner Mutter, die ihn wegen der schmutzigen Fingerabdrücke an der Tür auszankt: „Die Flecke sind bestimmt nicht von mir, Mutti! Ich mache die Tür immer mit dem Fuß auf."

. . . ein Ehemann am Ende seiner Geduld zum Hausfreund: „Ich warne dich zum letztenmal — hör auf, mit meiner Frau zu flirten, sonst lasse ich sie dir eines Tages."

. . . ein Verkäufer zu einem Mädchen: „Und wie ist dieser Pullover, Fräulein? Zu klein genug . . . ?"

. . . eine ratlose Hausfrau zu ihrem Mann: „Am Montag haben dir die Bohnen geschmeckt, am Dienstag haben sie dir geschmeckt und am Mittwoch auch. Und am Donnerstag schmecken sie dir auf einmal nicht!"

. . . ein junger Mann zu seiner Braut, während der Juwelier Schmuckstücke vor ihnen ausbreitet: „Können wir denn nicht einfach so heiraten — ohne alle diese Formalitäten?"

. . . ein Mann zu seinem Freund: „Eigentlich habe ich zwei Wochen Urlaub. Eine Woche fahre ich weg, und in der nächsten fährt mein Chef."

Der repräsentative 8-Zylinder von

FORD

VEDETTE

Eine automobilistische Delikatesse – sagen seine Freunde von diesem großen Wagen. Sie meinen damit ebenso seine exklusive Ausstattung wie seinen 68 PS starken 8-Zylinder-Motor. Der 2,2 Liter V 8 des Vedette ist beispielhaft für Laufruhe, Elastizität und für eine Kraftreserve, die im rechten Augenblick das Gefühl der Überlegenheit gibt.

FP 5337

FORD WERKE AKTIENGESELLSCHAFT KÖLN

In der dunkelsten Stunde

Von
Robert O'Brien

Damals kam alles auf einmal. Meine Eltern benötigten gerade in dem Augenblick dringend finanzielle Unterstützung, als mich meine Zeitung infolge einer Wirtschaftskrise entließ. Als ich auf der Suche nach neuer Arbeit vergeblich die Straßen ablief, wurde auch noch Marys Vater schwer krank; sie war dadurch auf unbestimmte Zeit ans Haus gebunden. Noch vor wenigen Wochen hatten wir die schönsten Hochzeitspläne geschmiedet. Jetzt klopfte das Schicksal an unsere Tür.

Es war Winter — Winter draußen und Winter drinnen in unseren Herzen.

Als Berichterstatter hatte ich unzählige Male Menschen ausgefragt, die vom Schicksal heimgesucht worden waren. Arbeitslosigkeit, plötzliche Krankheit, ein schwerer Unfall — und das Glück einer Familie war zerstört. Mein Beruf verlangte, daß ich unpersönlich über solche Dinge berichtete. Jetzt war ich selber an der Reihe.

An einem grauen, düsteren Nachmittag zog ich mir einen dicken Pullover über und rief Mary von einem Café aus an.

„Kommst du mit? Ich brauche ein bißchen frische Luft."

„Laß uns an den Strand gehen", meinte sie. „Ich möchte gern einmal wieder das Meer sehen."

4711
ECHT KÖLNISCH WASSER
3,25 · 6,– · 9,– · 10,50
14,50 · 20,– · 38,–

4711 "TOSCA"
EAU DE COLOGNE
KARAFFE 14,- · 21,-

Bald stapften wir im verblassenden Schein des Spätnachmittags durch den Sand. Mit dumpfem Brausen überschlugen sich die glasklaren Wogen. Dahinter senkte sich kalter Nebel herab.

Wir setzten uns auf einen angetriebenen Baumstamm und sprachen miteinander. In unserem Rücken lag die breite Promenade hinter der hohen Strandmauer verlassen da. Wir waren allein auf der Welt — allein mit unseren Sorgen.

Mary faßte meine Hand. „Es wird schon wieder werden. Wir wollen arbeiten und warten." Sie bemühte sich, tapfer zu sein.

Ich schüttelte den Kopf. Wir durften uns nichts vormachen. „Nicht immer geht alles gut aus. Wenn das Schicksal einmal gegen einen ist, kann man nichts machen. Warum sollte es das Schicksal mit uns besser meinen als mit anderen?"

Sie starrte düster vor sich hin in den Sand. „Mary, wir haben keine andere Wahl. Wenn wir versuchen zusammenzubleiben, werden wir zusammen untergehen. Dein Vater kann dich nicht entbehren. Und ich kann dich nicht ernähren. Du mußt zu Hause bleiben, und ich muß gehen. Ich muß von hier weg, ein für allemal, und anderswo Arbeit suchen. Vielleicht wäre es das beste, wenn du mich vergessen könntest. "

Mary schwieg. Es war nichts weiter zu sagen.

Der klagende Ton eines Nebelhorns wehte im feuchten Abendwind zu uns herüber. Es wurde kälter. Mary zitterte. Wir standen auf und gingen mit schwerem Herzen den einsamen Strand hinunter.

„Sieh mal da!"

Mary zeigte auf die Brandung. Zuerst konnte ich nichts in den düster heranrollenden Wogen erkennen. Dann — dort trieb etwas im Wasser. Es war wohl nur ein Balken — aber schon wußten wir, daß es das nicht war. Wir liefen darauf zu. Das eisige Wasser umwirbelte uns bis zu den Knien, dann bis an die Hüften. Es war eine Frau. Mary griff nach dem einen Arm, ich nach dem andern. „Laßt mich!" schrie die Frau und versuchte sich loszureißen. „Laßt mich doch!"

Wir rangen mit ihr in der nebligen Dämmerung; in den schäumenden Wogen konnten wir uns mit unseren durchnäßten Kleidern nur mühsam bewegen. Schließlich stolperten wir mit ihr in das seichtere Wasser. Völlig erschöpft gab die Frau ihren Widerstand auf.

Sie war hübsch, etwa Mitte zwanzig. Ihre Handtasche, deren langen Riemen sie noch umklammert hielt, trieb neben ihr.

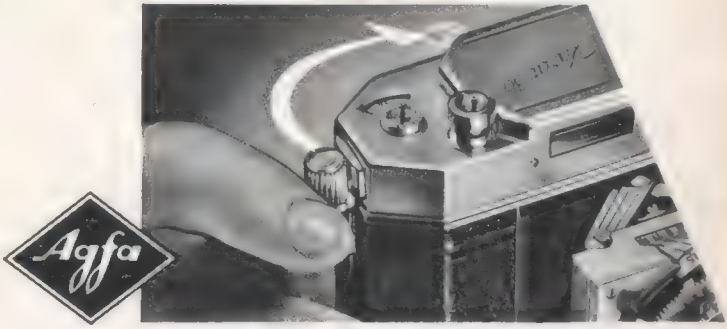
„Wir können hier nicht stehenbleiben", sagte Mary. „Wir müssen sie an den Strand bringen."

Die Frau blickte zu uns auf. Ihre dunklen Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht war bleich. Schauer liefen ihr über die schmächtigen Schultern. Die Brandung donnerte um uns, die Unterströmung zerrte an unseren Füßen, und der Sand scheuerte uns die Beine wund.

sehen - *schalten* - knipsen...

Ein Zug am Schnellschalthebel transportiert den Film und spannt gleichzeitig den Verschluß. Zusammen mit dem gekuppelten Ein-Blick-Meßsucher macht das die Agfa Karat so schnappschußfreudig. Mit Schneider Xenon 2,0 oder Rodenstock Heligon 2,0. Jetzt auch mit den Agfa Hochleistungs-Objektiven Agfa Solinar 2,8 und Agfa Solagon 2,0. DM 298.- und 378.-

AGFA KARAT 36



AGFA CAMERA-WERK AG. MÜNCHEN

Halb trugen, halb schleiften wir die Frau an den Strand. Noch ein paar Meter — dann glitt uns der schlaffe Körper aus den Händen. Den Rücken gegen den Wind, knieten wir nieder und rieben ihr die Handgelenke und Beine. Ihr Atem ging in langsamen, keuchenden Stößen.

„Ich hole Hilfe", sagte ich.

„Ja, schnell", antwortete Mary.

Nicht ganz einen Kilometer entfernt stand an der Promenade eine Imbißbude. Ein alter Mann mit weißer Schürze, der gerade Kaffee kochte, drehte sich nach mir um. Ich muß einen seltsamen Eindruck gemacht haben, wie ich triefend dastand. Von seinem Telefonapparat aus rief ich die Polizei an. Als ich wieder gehen wollte, sagte der alte Mann: „Hier!" und reichte mir ein Kännchen voll dampfenden Kaffees und mehrere Pappbecher. Er winkte ab, als ich bezahlen wollte.

So schnell ich konnte, stolperte ich durch die Dunkelheit an den Strand zurück. Ich wollte bei Mary sein, falls die Frau sterben sollte.

„Der Puls ist noch zu fühlen", sagte Mary.

Es war unmöglich, der Bewußtlosen Kaffee einzuflößen. Wir rieben ihr wieder Arme und Beine; sonst konnten wir nichts tun. In der Finsternis donnerte die Brandung triumphierend ihr uraltes Lied.

Da durchbohrte von der Strandmauer herab ein Scheinwerferstrahl den Nebel. Er tastete umher, bis er uns gefunden hatte. Dann eilten zwei Polizisten auf uns zu.

Der eine untersuchte den Inhalt ihrer Handtasche. Eine Zwanzigdollarnote. Ein Führerschein. Im Licht einer Taschenlampe las er den Namen: „Judith Snow. Achtundzwanzig Jahre."

Die Frau lag jetzt ganz still. Ich wußte nicht, ob sie noch atmete.

„Ich glaube, es ist vorbei", sagte der eine Polizist.

„Nein", sagte Mary, „ich spüre den Puls noch."

Wir hörten eine Sirene. Im Nebel wurden schattenhafte Gestalten sichtbar, und zwei Männer liefen mit einer Tragbahre herbei. Schnell, doch behutsam hoben sie die Frau auf die Bahre. Über uns tauchten Köpfe aus dem Nebel auf; eine Gruppe Menschen drängte sich hinter der Mauerbrüstung und schaute wie von einem Theaterrang auf uns herab; sie schienen aus dem Nichts gekommen zu sein.

Es war ein gespenstischer Zug: die Träger, die beiden Polizisten, Mary und ich. Sorgfältig wurde die Trage in den Krankenwagen der Polizei gehoben, der sofort abfuhr.

Mary und ich saßen im Kommandowagen, und einer der Polizisten schrieb unsere Namen und Adressen auf. Wir erzählten ihm, was Judith Snow gesagt und was wir getan hatten. In der trüben Beleuchtung des Rücksitzes sahen wir, wie er uns anschaute, ein junges, ernstes Gesicht.

„Noch ein paar Minuten, und es wäre aus gewesen. Wie fühlt man sich, wenn man ein Menschenleben gerettet hat?"

DENICOTEA -Geschenketui für die Dame. Mit dunkelgrünem, blauem oder weinrotem Bezug, enthält das seidengefütterte Etui eine Damenspitze Modell „Dux" mit Golddoublé- oder 800/000 Silber-Brenner sowie ein weißes oder andersfarbiges Ersatzmundstück und 13 Patronen.

Der innere Wert

eines solchen Geschenkes offenbart sich erst bei seiner Benutzung. Die Denicotea-Filterpatrone, erst schneeweiß, zeigt sich nach dem Genuß einiger Zigaretten in schwarzbraun verfärbtem Zustand, vollgesogen mit Teer und Nicotin. Das alles ist Ihrem Organismus erspart geblieben. Nur der reine, aromatische Rauch Ihrer Lieblingsmarke gelangt durch den Filter. Ob Zigaretten-, Zigarren-, Zigarillo- oder Pfeifenraucher, für jeden Geschmack gibt es formschöne Denicotea-Modelle. Prospekt von Denicotea GmbH, Refrath bei Köln 116. Sie schenken mehr als eine Spitze, Sie schenken gesünderes Rauchen mit:

NUR ECHT MIT ROTEM DECKEL!

DENICOTEA

IN ALLEN GUTEN TABAKWAREN-FACHGESCHÄFTEN

Mary drückte mir die Hand und sagte nichts. Ich konnte ihm ebensowenig antworten.

Spät am Abend riefen wir im Krankenhaus an. Als Berichterstatter hatte ich nachts wohl hundertmal in ähnlichen Fällen den Hörer abgehoben — stets ohne innere Beteiligung. Diesmal war es anders.

Die Schwester meldete sich.

Ich nannte unsere Namen. „Wir haben Fräulein Judith Snow am Strand gerettet."

Die Stimme der Schwester klang wärmer. „Fräulein Snow ist noch zu angegriffen, aber sie will wieder leben — ja, sie wird leben."

Am folgenden Nachmittag erhielt ich einen Eilbrief, der an Mary und mich gerichtet war. Die Schriftzüge waren klar und fest.

„Ich hatte geglaubt, ich sei allein und es sei dunkel in der Welt, und da fürchtete ich mich", lasen wir. „Warum Gott sich meiner angenommen hat, das weiß ich nicht. Gestern abend aber hat er mir gezeigt, daß ich nicht allein bin. Es wird mir immer wie ein Wunder Gottes sein, daß Sie da waren — zwei Fremde und dennoch zwei Freunde.

Ich werde mich nie mehr verloren fühlen. Ich danke Ihnen und ich danke Gott, der mir durch Sie ein neues Leben und eine neue Welt geschenkt hat. Judith Snow."

Als wir ihre Worte lasen, mußte ich an die selbstverständliche Freigebigkeit des Mannes in der Imbißbude denken, an das Mitgefühl des jungen Polizisten, das rücksichtsvolle Verhalten der Träger, die zuversichtlich klingende Stimme der Schwester — und an Judith Snow. Alle waren wir einander fremd — und doch war jeder dem andern der Nächste.

Die Welt um uns war plötzlich reich und warm; Mary und ich wußten jetzt, daß wir die Frage des Polizisten beantworten konnten: „Wie fühlt man sich, wenn man ein Menschenleben gerettet hat?" Wenn Judith Snow, um die es so dunkel und einsam gewesen war, nun ein neues Leben und eine neue Welt geschenkt war, so ging es uns nicht anders.

Wir haben uns seitdem nie mehr verloren gefühlt, werden uns nie mehr verloren fühlen. Das neu erwachte Vertrauen gab uns die Kraft, jede Not in eine Tugend zu verwandeln. Unter Marys aufopfernder Pflege erholte sich ihr Vater bald wieder. Ich aber betrachtete den Verlust meiner Stellung nicht mehr als bloßes Unglück, sondern als ein Ereignis, das mich aus festgefahrenen Bahnen gerissen hatte. Nachdem ich mich erst einmal entschlossen auf ein neues Arbeitsgebiet umgestellt hatte, verdiente ich bald genug, ein gemeinsames Leben mit Mary beginnen zu können.

Als wir nach unserer Trauung an einem Juniabend aus der Kirche traten, waren unsere Herzen voller Dankbarkeit.

„Dank", flüsterte ich.

Mary lächelte: „Dank".

Hoffentlich hat Judith Snow unsere Worte gehört.

Frohe Weihnachten!

So können Sie das Problem Ihrer Weihnachtseinkäufe in 5 Minuten lösen...

Schenken Sie Ihren Verwandten und Freunden

DAS BESTE *aus* READER'S DIGEST

Weihnachten rückt immer näher

Die Frage nach einem passenden Geschenk ist oft gar nicht leicht zu beantworten. Doch Weihnachten rückt immer näher! Ist es deshalb nicht ein guter Gedanke, auch andere an der Freude teilnehmen zu lassen, die Sie selbst jeden Monat bei der Lektüre unserer Zeitschrift empfinden? Ein Geschenkabonnement ist überall willkommen, und jeder wird Ihnen für diese schöne Gabe ein ganzes Jahr dankbar sein.

Schenken – leicht gemacht

Schreiben Sie einfach die Namen und Adressen Ihrer Lieben, die Sie auf diese bequeme, aber doch so zufriedenstellende Weise erfreuen wollen, auf die hier eingeheftete Bestellkarte und werfen Sie diese noch heute *unfrankiert* in den Briefkasten. Für Ihre Geschenkabonnements brauchen Sie vor Weihnachten kein Geld. Sie erhalten später von uns eine Rechnung, die erst Anfang nächsten Jahres zu bezahlen ist.

Vorzugspreise für Weihnachts-Geschenkabonnements

Ein Jahresabonnement DM 10.– Zwei Jahresabonnements DM 18.–
Jedes weitere Geschenk – ein Jahr nur DM 9.–

DAS BESTE *aus* READER'S DIGEST kostet monatlich DM 1.–, zwölf Hefte im Jahr also DM 12.–. Der Vorzugspreis für **ein** Jahresabonnement beträgt **DM 10.–.** Wenn Sie aber jetzt **zwei** Abonnements bestellen (Ihr eigenes und ein Geschenk bzw. zwei Geschenke), zahlen Sie insgesamt nur **DM 18.–.** Sie sparen also pro Abonnement 3 Mark gegenüber dem Einzelverkaufspreis bzw. 1 Mark gegenüber dem bereits ermäßigten Bezugspreis für ein einzelnes Jahresabonnement. Auch **jedes weitere** Geschenk kostet **nur DM 9.– pro Jahr.** Die gleiche Vergünstigung haben Sie, wenn Sie ein einzelnes Abonnement (Ihr eigenes oder ein Geschenk) gleich für zwei Jahre bestellen.

Ein Geschenk für die ganze Familie

»Ihre Zeitschrift ist in all den Jahren für unsere ganze Familie viel mehr geworden als nur ein Mittel zur Anregung und Belehrung«, schreibt Herr A. Thoms, Lampertheim. Und Herr Albert Biggel, Tannheim, sagt: »Bequemer können Sie es Ihren treuen Lesern gar nicht machen. Außerdem haben Sie damit vielen Lesern eine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach einem passenden Geschenk gegeben.«

Dies alles erhalten Sie kostenlos:

Allen Beschenkten lassen wir rechtzeitig als Ankündigung Ihres Geschenks eine schöne *Glückwunschkarte* zugehen, in die wir handschriftlich Ihren Namen eintragen. Zum Fest erhalten Ihre Lieben das erste von zwölf inhaltsreichen Heften in einem *weihnachtlichen Umschlag,* damit sie auch DAS BESTE als Gruß von Ihnen auf dem Gabentisch vorfinden. Wir tragen außerdem das *Porto* für jede Sendung.

Schicken Sie jetzt kein Geld – nur die ausgefüllte Bestellkarte

Ein Weihnachts-Geschenkabonnement erfreut jung und alt. Und wie gut können Sie sich damit Ihren Lieben nah und fern jeden Monat aufs neue in Erinnerung bringen. »Im vorigen Jahr bekam ich ein Geschenkabonnement von meinen Kindern und habe an den Heften jedesmal eine so große Freude gehabt, daß ich sie nicht mehr entbehren möchte«, schreibt Frau Anna Walsberg-Schwerdtfeger, Bordesholm.

Wenn Sie sich jetzt entschließen, Ihren Verwandten und Freunden mit einem Weihnachts-Geschenkabonnement DAS BESTE aus READER'S DIGEST ein ganzes Jahr Freude zu bereiten, haben Sie außer den untenstehenden Vorzugspreisen noch folgende Vergünstigungen:

- Sie brauchen keine Weihnachtskarten zu kaufen!
- Sie haben keine Mühe mit dem Verpacken Ihrer Geschenke!
- Sie verlieren keine Zeit auf überfüllten Postämtern!
- Sie brauchen nicht mehr in diesem Jahr zu bezahlen!

12 inhaltsreiche Hefte – Freude für ein ganzes Jahr!

Jeder Empfänger erhält von uns als Ankündigung Ihres Geschenks rechtzeitig zu Weihnachten eine festliche Glückwunschkarte, in die wir handschriftlich Ihren Namen eintragen. Außerdem findet er zum Fest das erste Heft des neuen Jahrgangs in einer bunten Weihnachtspackung als Gruß von Ihnen auf seinem Gabentisch vor.

»Für die gute Durchführung meiner drei Weihnachts-Geschenkabonnements möchte ich mich noch bedanken«, schreibt Herr H. Garske, Hamburg-Wilhelmsburg. »Sie trafen alle rechtzeitig ein und bereiteten den Beschenkten viel Freude.«

Vorzugsangebot zu Weihnachten

Ein Jahresabonnement DM 10.– Zwei Jahresabonnements DM 18.–
Jedes weitere Geschenk – ein Jahr nur DM 9.–

Für die schöne Weihnachtskarte, mit der wir Ihr Geschenk ankündigen, die farbenfrohe Weihnachtspackung und das Porto entstehen Ihnen keine weiteren Kosten. Sie benötigen außerdem für alle Abonnements, die Sie jetzt bestellen, vor Weihnachten kein Geld.

Bitte überlegen Sie nun, wen Sie mit diesem willkommenen Geschenk ein ganzes Jahr erfreuen möchten. Schreiben Sie die Namen und Adressen auf die hier eingeheftete Bestellkarte und geben Sie diese noch heute unfrankiert zur Post. Dann haben Sie in wenigen Minuten das Problem Ihrer Weihnachtseinkäufe auf einfache und glückliche Art gelöst.

WICHTIG Bitte schreiben Sie *Ihren* Namen und *Ihre* Adresse in den vorgesehenen Raum auf der anhängenden Bestellkarte, gleichgültig, ob Sie für sich selbst oder für andere bestellen. Wir werden Ihnen eine Auftragsbestätigung senden, damit Sie wissen, daß Ihre Bestellung bei uns eingegangen ist. Außerdem erhalten Sie eine Rechnung, die Sie erst im neuen Jahr zu bezahlen brauchen.

Bestellen Sie noch heute – Bezahlen Sie am 10. Januar 1954

So geschmackvoll ... und alles KOSTENLOS!

Eine schöne Weihnachtskarte

Wir nehmen Ihnen alle Mühe ab, die mit der Besorgung und mit dem Versand vieler kleinerer Geschenke verbunden ist.

Sie brauchen keine Weihnachtskarten zu kaufen! Ihre Verwandten und Freunde erhalten noch vor dem Fest als Ankündigung Ihres Geschenks diese von einer bekannten Künstlerin geschaffene Glückwunschkarte.

In jede Weihnachtskarte tragen wir Ihren Namen handschriftlich ein, damit die persönliche Note gewahrt bleibt und jeder Beschenkte weiß, wem er die schöne Gabe zu verdanken hat.

Ein weihnachtlicher Umschlag

Mit dem Verpacken Ihrer Geschenke haben Sie keine Mühe. Wir haben diesen hübschen weihnachtlichen Umschlag angefertigt, in dem wir jedem Empfänger das erste von zwölf inhaltsreichen Heften rechtzeitig zu Weihnachten zugehen lassen.

..... auch Postversand kostenlos

Sie verlieren keine Zeit auf überfüllten Postämtern. Wir sorgen für pünktlichen Versand Ihrer Geschenke und zahlen auch das Porto für jede Sendung.

Die Lufthülle der Erde

Aus der Wochenschrift Life von Lincoln Barnett

Wir Menschen halten uns für Wesen, die die Oberfläche ihres Planeten beherrschen, halten uns für autark. Tatsächlich aber leben wir am Grunde eines Hunderte von Kilometern tiefen Ozeans — am Grunde des großen Luftmeeres, das die Erde umschließt und von dem letzten Endes alles Leben abhängt.

Ohne die Lufthülle gäbe es weder Tiere noch Pflanzen, weder Fisch noch Vogel, weder Baum noch Grashalm; gäbe es kein Wetter, keinen Regen, keine Wolken und Winde, keinen strahlenden saphirblauen Himmel, keine flammenden Sonnenuntergänge noch die „rosenfingrige Morgenröte". Es gäbe auch kein Feuer, denn jeder Verbrennungsprozeß ist die Verbindung von Sauerstoff mit der verbrennenden Substanz; es gäbe keinen Schall, denn Geräusche und Töne sind nichts anderes als Luftschwingungen, die vom Trommelfell und dem Hörnerv des Ohres aufgefangen werden.

Die Lufthülle wirkt als großes Schutzpolster, das den Erdball gegen die unerträglich starke Ausstrahlung der Sonne abschirmt und deren schädliche Kurzwellenstrahlen zum großen Teil absorbiert. Nachts hält es wie das Glasdach eines riesigen Gewächshauses die gespeicherte Tageswärme zurück, so daß sie nicht in den Raum entweichen kann. Wäre die Lufthülle nicht, würde die Temperatur auf der Erde tagsüber bis auf $+110^0$ C steigen und alles versengen, würde nachts auf -185^0 sinken. Schließlich werden noch von der Atmosphäre praktisch all die Millionen Meteore abgefangen (und durch Reibungshitze „verbrannt"), die Tag für Tag aus dem Weltraum ins Gravitationsfeld unseres Planeten fallen und, von Urzeiten an, das Gesicht unserer Mutter Erde ebenso unbarmherzig mit Kraternarben übersät hätten wie das durch kein Luftpolster geschützte Antlitz des Mondes.

Die Luft: ihre Zusammensetzung und Erneuerung. Das Medium, in dem wir leben und das uns atmen läßt, ist ein Gemisch vieler Gase.

Fünf dominieren darin: Stickstoff bei trockener Luft mit 78 Volumenprozent, Sauerstoff mit 21, Argon mit rund 1, Wasserdampf (eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff) mit 0,01 bis 4 Prozent und Kohlensäure mit 0,03 Prozent.

Das Gewicht dieses großen Gasmantels ist enorm, obwohl wir es infolge des gleich hohen Drucks innerhalb unseres Körpers nicht spüren: 1,033 Kilogramm auf jeden Quadratzentimeter in Meereshöhe. Daß die Erdatmosphäre das entscheidende, lebenspendende Element — freien Sauerstoff — enthält, ist nach Ansicht der Wissenschaft das Ergebnis eines unendlich langen und langsamen Prozesses, der seit unvordenklichen Zeiten die Entwicklung pflanzlichen Lebens begleitet hat, ja dadurch bedingt worden ist. Denn die Pflanzen sind die wichtigsten Sauerstoffproduzenten unseres Planeten.

Der ewige Kreislauf von Verbrauch und Erneuerung der atmosphärischen Gase offenbart uns eine wunderbare Ausgewogenheit, zu der Erdboden und Luft, Menschen, Tiere und Pflanzen gleichermaßen beitragen. Wie die Pflanzen den freien Sauerstoff, so erneuern Menschen und Tiere beim Ausatmen ständig die atmosphärische Kohlensäure. Ebenso geben durch Bakterieneinwirkung verfaulende Pflanzen wieder Kohlensäure an die Luft ab. Und wenn wir Holz, Kohle oder anderes Brennmaterial verfeuern, steigt aus den Schornsteinen unserer Fabriken und Wohnhäuser Kohlensäure auf und kehrt in die Atmosphäre zurück. Ein mächtiges Reservoir für Kohlensäure ist auch das Meer, das in gelöster Form fünfzigmal soviel wie die Atmosphäre oben enthält.

Das weitverästelte Zusammenwirken von Boden, Luft und organischem Leben zeigt sich am anschaulichsten im Stickstoffkreislauf. Der Stickstoff, den alle Tiere und Pflanzen zum Aufbau brauchen, verbindet sich nur schwer mit anderen Elementen. Doch gewisse Bodenbakterien, die „Stickstoffsammler" (wie die sogenannten Knöllchenbakterien an den Wurzeln der Hülsenfrüchte), binden freien Luftstickstoff so energisch, wie es der modernen Wissenschaft noch nicht gelungen ist, und bauen aus ihm im Boden nützliche chemische Verbindungen auf. Diese liefern dann Nährstoffe für die Pflanzen, die ihrerseits wieder Nahrung für Mensch und Tier liefern. Und wenn Pflanzen oder Tiere sterben und verwesen, zersetzen andere Bakterien die toten Organismen. Nitrifizierende Bakterien wandeln das dabei entstehende Fäulnisammoniak in Salpeter um, und denitrifizierende Bakterien machen aus ihm Stickstoff frei und führen ihn der Luft zu — womit der Kreis sich wieder schließt.

Die Lufttemperatur. Sie nimmt nicht gleichmäßig mit zunehmender Höhe ab, wie die Erfahrung des erdgebundenen Menschen vermuten ließe. Bis in etwa elf Kilometer Höhe wird es zwar ständig kälter, da die von der Erdoberfläche ausstrahlende

MOUSON-Erzeugnisse sind auch in *Österreich*, der Schweiz, den Beneluxstaaten, Skandinavien und vielen anderen Ländern der Welt in *Originalqualität* zu haben.

Wärme die unteren Luftschichten noch erwärmt. In der Stratosphäre aber hört die Temperaturabnahme praktisch auf, bis das Thermometer dann in 29 Kilometer Höhe auf 40 Grad unter Null fällt. Von dort an — in der „Ozonosphäre" — wird es wieder wärmer, und zwar infolge des reichlicheren Gehalts an Ozon und anderen Bestandteilen, die die kurzwellige, ultraviolette Strahlung der Sonne fast völlig verschlucken und dadurch die Temperatur hinauftreiben. Bei 80 Kilometer etwa, wo der Ozongehalt verschwindet, fällt sie wieder auf — 83° C. Von da an steigt sie ständig und erreicht in 400 Kilometer Höhe + 2270° C.

Paradoxerweise würde der Mensch diese phantastischen Temperaturen mit seinen Sinnesorganen gar nicht wahrnehmen. Das Gefühl der Wärme, das wir an einem Sommertag haben, wird durch ein Bombardement unzähliger Luftpartikel verursacht, die je nach ihrer Geschwindigkeit die Empfindung von Hitze oder Kälte bei uns hervorrufen. Doch in der dünnen Luft großer Höhen sind dazu gar nicht genügend Partikel vorhanden. So würde von 80 Kilometer an aufwärts jedes Lebewesen, ohne den schützenden Mantel der Atmosphäre im Raum schwebend, an seiner der Sonne zugekehrten Seite zu Tode braten und an der anderen vereisen.

Das launische Wetter. Die auffälligste Eigenschaft der Luft ist wohl ihre Beweglichkeit, die wir im Wehen der Winde fast täglich erleben. Die größeren Windsysteme unsere Planeten werden von zwei gewaltigen Kräften angetrieben: von de Sonnenwärme und von der Erdrotation. Wäre die Sonne allein am Werk würden alle großen Winde von einen direkt unterhalb der Sonne gelegenen Punkt ausgehen und strahlenförmig in alle Himmelsrichtungen nach oben wehen. Doch da die Erd sich um ihre Achse dreht, wird di von wärmeren nach kühleren Regionen strömende Luft in riesigen zirkumpolaren Wirbeln nach Osten und Westen abgelenkt.

Die Atmosphäre ist kein stille Luftmeer, sondern ein unruhige Ozean in ewigem Auf und Ab, durchzogen von mächtigen Wogen. Und diese Wogen bestimmen überall auf der Erde den Wettercharakter. Immer, wenn die Luft oben sich aufwulstet und einen großen Wellenkamm bildet, befindet sich irgendwo darunter auf der Erde höchstwahrscheinlich ein damit in Beziehung stehendes Hochdruckgebiet.

Man kann sich ein „Hoch" als einen Berg oder ein Gebirge aus Luft vorstellen. Da in ihm mehr Luft massiert ist als in den umliegenden Schichten, drängen die Winde spiralförmig aus ihm nach draußen. Dann sinkt, um die Lücke zu füllen, von oben Luft nach und wird, während sie sich verdichtet, wärmer. In Hochdruckgebieten ist daher das Wetter im allgemeinen sonnig und trocken.

Ein „Tief" dagegen stellt eine Depression oder ein Tal in der Atmo-

Weihnachten – das Fest der Lichter und der Freude, der Tag, an dem nach altem Brauch Küche und Keller ihr Bestes aufbieten: wenn je, dann gehört an diesem Abend ein Glas Sekt dazu. Dann aber natürlich auch eine Flasche, die eines solchen großen Festtages würdig ist, dann eine Henkell Trocken!

HENKELL

TROCKEN

EIN KLASSIKER DES WEINKELLERS

W 0326H

sphäre dar. Die Winde blasen in die Niederdruckgebiete hinein, und die Feuchtigkeit der Luft, die dann in kühlere Höhen aufsteigt, schlägt sich in Nebel oder Regen nieder. In diesen Tiefdruckzonen der Erde, wo warme und kalte Luft aufeinandertreffen, entstehen die Stürme — von der rasch vorüberjagenden Bö bis zu den wildesten Orkanen.

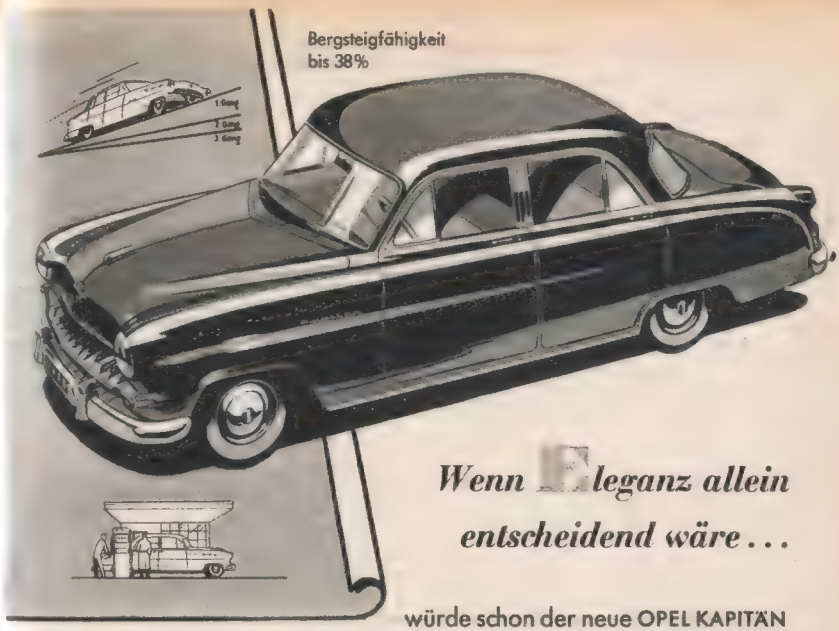
„Fronten" nennt man die Stirnflächen in Bewegung befindlicher Warm- oder Kaltluftmassen. Eine Kaltfront entsteht, wenn kühle, rasch dahinziehende Luftmassen Warmluft unterfahren und diese plötzlich nach oben drängen, was oft von Sturm und Gewitter begleitet wird. Meist ist dieser Aufruhr jedoch nur kurz und örtlich begrenzt. Eine Warmfront, die sich herausbildet, wenn warme Luftmassen kühlere einholen und sich über sie schieben, kann große Gebiete überlagern und ihnen trübes, regnerisches Wetter bringen, das tagelang anhält.

Die Wolken. Sie alle, vom drohenden Gewittervorreiter bis zu den schwellenden, schneeweißen Wattegebirgen sommerlicher Kumuluswolken, sind aus dem gleichen durchscheinenden Stoff — aus Wasserdampf. Er spielt kraft seiner strahlungsabsorbierenden Eigenschaft eine überaus wichtige Rolle bei der Aufrechterhaltung des Temperaturgleichgewichts, das das Leben auf unserem Planeten überhaupt möglich macht. Und das zweimal jährlich sich wiederholende Hinüberwandern von Milliarden Tonnen Wasserdampf über den Äquator, von der Sommer- zur Winterhalbkugel, hilft den Unterschied zwischen den heißen und kalten Zonen der Erde mildern.

An klaren, trockenen Tagen ist der Wasserdampf unsichtbar, doch wenn warme Luft sich abkühlt, kann man ihn sehen — bald fällt er als Regen, Hagel oder Schnee herab, bald überzieht er Baum und Strauch mit einem Zuckerguß glitzernder Eiskristalle, bald überfunkelt er Wiese und Feld mit morgendlichem Tau oder Reif. Und wenn der Wasserdampf zu winzigen Tröpfchen kondensiert (so mikroskopisch klein, daß fünf Milliarden erst einen Teelöffel füllten) und alles auf der Erde unten einhüllt, dann nennen wir ihn Nebel oder — zieht er am Himmel oben dahin — Wolken.

Wären Luftströmungen sichtbar, könnte man an einem warmen Julinachmittag über einer Landschaft unzählige Säulen von der Sonne erwärmter Luft vom Boden aufsteigen sehen, und jede Säule wäre von einer weißen Kumuluswolke gekrönt. Die Höhe, in der die Wolke sich bildet, zeigt den Punkt der Temperaturskala an, wo unsichtbarer Wasserdampf zu sichtbaren Tröpfchen kondensiert. Seine ewig sich wandelnde Formenwelt, in allen Zonen und zu allen Jahreszeiten anders, trägt viel zu dem wechselvollen Schauspiel bei, das der Himmel uns bietet.

Die Schönheit des Himmels über uns. Das meiste von dem, was wir in unserer äußeren Umwelt als schön



Verbrauch bei 80 km/h knapp 9 Ltr.

- **Sechssitzige Ganzstahlkarosserie**
- **Sitzbänke mit Schaumgummi-Auflage**
- **Riesiger Kofferraum, beleuchtet**
- **OPEL-Kurzhub-Motor, 6 Zyl., 2,5 Ltr.**
- **Überraschend große Kraftreserve**
- **Spitzengeschwindigkeit ca. 138 km/h**
- **Normverbrauch auf 100 km 10,1 Ltr.**

Wenn Eleganz allein entscheidend wäre ...

würde schon der neue OPEL KAPITÄN die ihm entgegengebrachte Bewunderung voll rechtfertigen. Aber dieser Wagen ist weit mehr als nur elegant. Als bequemer Sechssitzer mit seinem berühmten Sechszylinder-Motor bietet er einen Fahrkomfort, wie ihn bisher nur die großen „Amerikaner" hatten – seine Sparsamkeit dagegen ist echt europäisch. – Bitte überzeugen Sie sich durch eine unverbindliche Probefahrt.

4 türige Limousine
DM **9.500.-** a. W.

ADAM OPEL AG · RÜSSELSHEIM AM MAIN
OPEL-Händler überall · Im Ausland Vertrieb und Kundendienst durch die weltumfassende Organisation der General Motors

empfinden, ist letzten Endes der Atmosphäre zu verdanken. Der blaue Himmel und die blaue See, weiße Wolken und grünes Dämmerlicht, perlgrauer Novembernebel, ein Regenbogen oder das Aufzucken der Blitze — alles entstammt der Palette der uns umgebenden Luft.

Der Himmel zum Beispiel ist blau, weil die Luftmoleküle die kurzen blauen Wellenlängen auffangen und sie wie einen hauchdünnen, leuchtenden Schleier aus Luft und blauem Licht über den Himmel breiten. Das azurblaue „Firmament" reicht allerdings nur bis in rund 20 Kilometer Höhe hinauf. Darüber wird es dunkler, wird violett. Und in über 32 Kilometer Höhe ist es schwarz, und die Sterne werden sichtbar.

Die vielerlei Tönungen des Morgen- und Abendrots kommen auf ähnliche Weise zustande. Morgens und abends steht die Sonne tief am Horizont, so daß ihre Strahlen eine viel längere Strecke der Erdatmosphäre durchdringen müssen als zu Mittagszeit. Luftmoleküle, im Zusammenwirken mit Wassertröpfchen und anderen Partikeln, filtern den größten Teil der kurzen Wellenlängen aus. Und so dominieren die längeren — Rubin, Purpur und Rosa — in den schräg einfallenden Strahlen, die die Erde beim Aufgehen und Untergehen des Sonnenballs treffen.

Voller Schönheit und Geheimnis hat der ewig sich wandelnde luftige Baldachin — der die Erde schützend umschließt, der ihr Licht und Wärme und Farben schenkt und allem, was da lebt, Odem verleiht — schon immer Phantasie und Gemüt des empfindenden Menschen bewegt. „Zuzeiten sanft, zuzeiten launisch, zuzeiten schrecklich", heißt es bei John Ruskin über den Himmel, „nicht zwei Augenblicke lang sich gleichend: fast menschlich in seinem Wüten, fast beseelt in seiner Zartheit, fast göttlich in seiner Unendlichkeit."

Takt

Eine Norwegerin aus der Provinz, eine bekannte Persönlichkeit, war in Oslo in einem der besten Hotels abgestiegen. Da sie im gesellschaftlichen Leben und in Wohlfahrtsorganisationen eine Rolle spielte, hatte sie sehr viel zu telefonieren und erledigte das zumeist morgens im Bett, noch vor dem Aufstehen. Am ersten Morgen nun hatte sie telefonisch ihr Frühstück aufs Zimmer bestellt und dann mit ihren Anrufen begonnen. Um ihre Zimmernachbarn nicht zu stören, zog sie sich mit dem Telefon unter die Bettdecke zurück. Sie war so in ihre Gespräche vertieft, daß sie den Kellner, der das Frühstück brachte, völlig überhörte.

Er hatte den Tisch stillschweigend für zwei Personen gedeckt. F.

Jetzt sollten Sie nach USA fliegen!

Wintersaison-Preise
Günstige Flugzeiten

Nutzen Sie die Vorteile der jetzt beginnenden Wintersaison für Ihre nächste Amerika-Reise! Fliegen Sie mit Pan American!

Die neuen Abflugzeiten liegen äußerst günstig. Sie fliegen nachmittags ab Frankfurt oder Düsseldorf. Frisch und ausgeruht landen Sie am nächsten Morgen – zu Beginn der Geschäftszeit – in New York und können sich unmittelbar Ihren Plänen widmen. Die frühe Ankunft ermöglicht auch die besten Fluganschlüsse nach allen Teilen der westlichen Hemisphäre.

Der Preis für den Hin- und Rückflug ist seit 1. November erheblich verbilligt. Im Gegensatz zur Hochsaison sparen Sie in der 1. Klasse etwa DM 424,- und im Touristendienst rund DM 294,-!

Zwei Flugdienste zu Ihrer Wahl

„The President" heißt Pan American's luxuriöser 1. Klasse Dienst. Anspruchsvolle Reisende schätzen seine mit allem Komfort ausgestatteten Zweideck Strato-Clipper*.

„The Rainbow" ist der preisgünstige Touristendienst der PAA. Sie fliegen in riesigen, modernen Super 6 Clippern* mit höhendrucksicheren Kabinen.

Schmackhafte Mahlzeiten sind im Flugpreis einbegriffen.

Näheres in Ihrem Reisebüro oder bei Pan American.

Berlin W XII Telefon 919111 · Bonn Telefon 52655 · Bremen Telefon 55458 · Düsseldorf Telefon 10012 · Frankfurt a. M. Telefon 33291
Hamburg Telefon 351101 · Hannover Telefon 85681-83 · München Telefon 58171 · Nürnberg/Fürth Tel. 70610 · Stuttgart Tel. 93980

Die erfahrenste Fluggesellschaft der Welt

* Schutzmarke:
Pan American World Airways, Inc.

Die amerikanische Geheimdienstzentrale, an sich schon gut, wird unter dem hervorragend befähigten Allen Dulles noch besser

Der Mann mit dem harmlosen Gesicht

Aus der Wochenschrift Time

Zwei grosse Kriege sind gegen Amerika geführt und — verloren worden, hauptsächlich deshalb, weil seine Gegner die Stärke und die Führung der USA unterschätzten. Und Amerika selbst erlitt mit Pearl Harbor, weil es über den Feind unzulänglich unterrichtet war, einen der schwersten Überraschungsschläge der Geschichte. Seitdem dürften wohl weder die Vereinigten Staaten noch ihre Gegner vergessen haben, wie wichtig möglichst frühzeitige und genaue Informationen sind.

Über die Wesensart eines Gegners und seine auf lange Sicht angestrebten Ziele kann man sich meist leicht in öffentlich zugänglichen Quellen orientieren, wie in *Mein Kampf* oder Stalins Schriften. Doch jede Staatsführung will auch die besondere Stärke des Gegners und seine Reaktion in besonderen Fällen kennen. Diese speziellen Informationen müssen durch den „Nachrichtendienst" aufgespürt werden, dessen Tätigkeit sich am besten mit „Beschaffung von schwer zugänglichem Material" definieren läßt. Da das kommunistische Regime seine Zwangsherrschaft hinter dem undurchdringlichsten Wall von Geheimhaltung und Tarnung aufrechterhält, den die neuere Zeit kennt, sind fast alle Informationen über diesen Gegner nur sehr schwer zu beschaffen.

An der Spitze des US-Nachrichtendienstes steht in diesem kritischen Augenblick der Geschichte Allen Welsh Dulles, dessen älterer Bruder, Außenminister John Foster Dulles, gemeinsam mit dem Präsidenten und den Verteidigungschefs die Politik bestimmen muß, die hinsichtlich des Gegners zu verfolgen ist — und zwar auf Grund der von Allen Dulles' Geheimdienstzentrale beschafften Informationen. Das Personal der *Central Intelligence Agency* ist sehr zahlreich: die Schätzungen schwanken zwischen 8000 und

Das Geschenk von bleibendem Wert!

Der Parker „51" erfüllt die höchsten Ansprüche im Geschäftsleben und im privaten Gebrauch. Darum ist er das bevorzugte Geschenk derer, die stets das Beste wählen. Eine solche Gabe ist ein Zeichen echter Wertschätzung, die man dem Beschenkten gegenüber zum Ausdruck bringen möchte.

Der Parker „51" ist einzigartig durch sein aerometrisches Tinten-Fließsystem, das ihn auch beim leichtesten Ansetzen augenblicklich schreibfertig macht. Das Nachfüllen des Tinten-Reservoirs ist denkbar einfach und sauber.

Der neue

Parker "51"

Preis: Mit 14 kt Walzgold-Kappe DM 85,-, Garnitur DM 130,-

The Parker Pen Company

London, England Janesville, Wis, USA Toronto, Canada

30 000 Mitarbeitern. Die CIA verfügt allein in Washington über mindestens dreißig Gebäude. Ihr Budget ist zwar noch nie veröffentlicht worden, doch vorsichtige Schätzungen beziffern es auf rund eine halbe Milliarde Dollar im Jahr.

Der „Schuldirektor". Allen Dulles leitet mit seinen sechzig Jahren die Geheimdienstzentrale in der jovialen Art eines freundlichen Schuldirektors. Er ist die Verkörperung des hochgewachsenen, kräftigen amerikanischen Gelehrtentyps, raucht gern Pfeife, trägt eine randlose Brille und Anzüge konservativen Schnitts. Sein dröhnendes Lachen, seine jugendliche Begeisterungsfähigkeit machen ihn sympathisch. Aber obwohl er so harmlos wirkt, ist er doch hervorragend qualifiziert, die CIA zu leiten.

Mit acht Jahren schon verfaßte Allen Dulles eine 31 Seiten lange Geschichte des Burenkriegs, worin er die Engländer tüchtig heruntermachte. Verwandte von ihm ließen das Büchlein drucken, und trotz den orthographischen Schnitzern des „Wunderkinds" wurden 4000 Exemplare verkauft; sie brachten 1500 Dollar ein, die einem Unterstützungsfonds für die Buren überwiesen wurden. (Diese literarische Jugendsünde kam Dulles im Jahre 1920 gut zustatten, als er Professor H. A. Todd von der Columbia-Universität in New York um die Hand seiner Tochter bat. Professor Todd, ein Mann mit tiefem Respekt vor geistiger Arbeit, eilte in die Universitätsbibliothek, sah nach, ob Dulles irgend etwas veröffentlicht habe, und fand auch eine Karteikarte „DULLES, Allen W. — *The Boer War; a History*". Und ohne sich noch weiter zu erkundigen, so erzählt man sich, gab Professor Todd seine Zustimmung.)

Im Jahre 1916, nachdem Dulles an der Princeton-Universität seinen Magister der philosophischen Fakultät gemacht und ein Jahr praktischer Lehrerfahrung in Indien, am Christian College von Allahabad, hinter sich hatte, trat er in den diplomatischen Dienst ein. Nach einem Jahr in Wien wurde er in die Schweiz versetzt, wo er nach dem Kriegseintritt der USA zum erstenmal für den Nachrichtendienst tätig war und politisches Informationsmaterial aus Südosteuropa beschaffte.

Während dieser Tätigkeit mußte Dulles einen großen Teil seiner Zeit dafür opfern, mit allen möglichen Menschen zusammenzukommen. Aber leider nahm er, dem Rat seiner amerikanischen Kollegen folgend, die Gelegenheit nicht wahr, einen seltsamen Journalisten mit Spitzbart und allerlei radikalen politischen Ideen persönlich kennenzulernen. Der bärtige Skribent war, wie Dulles später erfuhr, Lenin, der gerade die Schweiz verlassen und — mit Hilfe des deutschen Generalstabs in plombiertem Eisenbahnwagen — nach Rußland wollte, um dort die bolschewistische Revolution zum Sieg zu führen. Seitdem gehört es zu Dulles' Grundsätzen, sich möglichst mit jedem zusammenzusetzen, der ihn sprechen will. „Man kann

Hat ER schon einen Auto-Knirps?
AUTO
Knirps
GES. GESCH.
Das richtige Geschenk
für den Autofahrer

nie wissen", sagt er, „wo der Blitz einmal einschlägt."

Mit dreiunddreißig wurde sich Dulles, damals Leiter der Nahost-Abteilung des Außenministeriums und Familienvater, klar darüber, daß seine Mittel ihm die kostspielige Lebenshaltung, die mit einer noch höheren Stellung im diplomatischen Dienst verbunden sein würde, nicht gestatteten. Und so kehrte er 1926, nachdem er sein juristisches Examen gemacht hatte, nach New York zurück und trat in das Anwaltsbüro seines Bruders John Foster ein. Die folgenden fünfzehn Jahre verdiente er sein Geld als Rechtsanwalt der Wall-Street-Hochfinanz.

Kaum sechs Wochen nach Pearl Harbor war Dulles wieder im Regierungsdienst, diesmal in dem neu zu schaffenden *Office of Strategic Services* (OSS). Ein paar Monate später war er auf dem Wege in die Schweiz.

Verschwörer und Spione. In Bern, wo es von Agenten, Abwehragenten, Emigranten und Oppositionellen von einem Dutzend Regimes wimmelte, richtete er das OSS-Hauptquartier für Europa ein. Es wurde mit der Zeit zu einem Mittelpunkt der europäischen Widerstandsbewegungen und zu einem der ergiebigsten Informations-Sammelbecken auf alliierter Seite.

Durch den deutschen Regierungsrat Hans Gisevius, einen Gegner des Hitler-Regimes, erfuhr Dulles Einzelheiten über die Attentatspläne der deutschen Widerstandsbewegung. Dulles konnte zwar die alliierten Stellen nicht dazu bewegen, die Verschwörer zu unterstützen, doch als das Attentat vom 20. Juli mißlang, konnte er wenigstens Gisevius retten, der mit gefälschten, vom OSS besorgten Papieren aus Deutschland herauskam.

Von einem anderen Gegner des Nationalsozialismus mit dem Decknamen „Wood" erhielt Dulles die Kopien von 2600 hochgeheimen Schriftstücken des deutschen Auswärtigen Amtes. Und auf Grund des Materials von Wood fand Dulles die ersten Beweise dafür, daß jemand von der britischen Botschaft in Ankara hochwichtige Geheimdokumente der Alliierten an die Deutschen verkaufte. Dulles' Hinweis nachgehend, entdeckten die Engländer schließlich den Schuldigen: es war Botschafter Sir Hughe Knatchbull-Hugessens Kammerdiener „Cicero", der durch den Film *Der Fall Cicero* der berühmteste Spion des zweiten Weltkriegs geworden ist*).

Nach Kriegsende ging Dulles nach New York und in seine Anwaltspraxis zurück. Doch als General Walter Bedell Smith Direktor der Geheimdienstzentrale wurde, willigte Dulles ein, ein halbes Jahr als sein „Stabschef" auszuhelfen, blieb dann aber und wurde stellvertretender Direktor. Als Smith im Januar 1953 zum stellvertretenden Außenminister ernannt wurde, übernahm Dulles die Leitung der Geheimdienstzentrale.

*) Siehe „Deckname Cicero", Das Beste aus Reader's Digest, Juni 1950.

CINZANO

ROSSO (Rot) — BIANCO (Weiß)

GRÖSSTE
Vermouth-Produktion
DER WELT

S.A. FRANCESCO CINZANO & CIA. TORINO - ITALIA

Agenten und Akten. Als Chef des gesamten Nachrichtendienstes, der sein Metier von Grund auf kennt und sich darin seine Sporen verdient hat, ist Allen Dulles in Amerika ein Novum. Und auch die Organisation, die er leitet, ist es. Die *Central Intelligence Agency* wurde 1947 zu dem Zweck gegründet, sämtliche bis dahin einzeln arbeitenden Nachrichtendienste (des Heeres, der Marine und so weiter) zu koordinieren.

Obgleich CIA-Beamte es in der Öffentlichkeit nicht zugeben, hatte die Geheimdienstzentrale von Anfang an auf den verschiedensten Gebieten alle möglichen „dunklen Aktionen" durchzuführen: Spionage, Unterstützung von Widerstandsbewegungen, vielleicht auch Sabotage. Doch in den letzten zwei, drei Jahren hat sich die CIA mehr auf ihre eigentliche Funktion einer Auswertungszentrale konzentriert — eine Arbeit, bei der die Informationen schwer zu beschaffen und noch schwerer ihrem wahren Wert nach einzuordnen sind und wobei die Spionage nur eine von vielen Möglichkeiten ist.

Die Massenorganisation des modernen Militär-, Wirtschafts- und Staatsapparats führt dazu, daß jede Regierung Tausenden von Offizieren, Ingenieuren, Industriellen, Handwerkern und Beamten Tausende von Einzelheiten zugänglich machen muß, die die Regierung viel lieber geheimhalten möchte. Und eine Folge davon ist, daß der moderne Nachrichtendienst kaum noch von einem großen Forschungsinstitut zu unterscheiden ist. Zu seinen wichtigsten Hilfsmitteln gehören Zeitungen, Fachzeitschriften und -literatur, Stenogramme von Rundfunksendungen, Interviews mit zurückkehrenden Auslandsreisenden und vor allem ein umfangreiches Kartei- und Aktenmaterial.

Aus diesen Quellen unzählige Einzeltatsachen zu sammeln und sie dann in aufschlußreiche Beziehung zueinander zu bringen, erfordert ganz verschiedene Arten von Spezialisten. Der mit Details vollgestopfte Experte für die Wirtschaftsgeschichte irgendeines Landes hat in einer solchen Organisation genau so seinen Platz wie der Jurist oder der Archäologe, der darauf trainiert ist, aus lückenhaftem Material seine Schlüsse zu ziehen. Und die CIA hat aus diesen beiden Kategorien sehr viel mehr Mitarbeiter als eigentliche Agenten.

Allen Dulles leitet die Geheimdienstzentrale mit leichter, sicherer Hand und mit einer offenbar unerschöpflichen Energie. Er ist jeden Morgen um 8 Uhr im Dienst, arbeitet oft bis 11 Uhr nachts durch. Obgleich er eine Unmenge Dokumente lesen und die unvermeidliche Belastung durch zeitraubende Sitzungen auf sich nehmen muß, empfängt er nebenbei noch jeden Tag zahlreiche Besucher — vom ausländischen Botschafter bis zum Geheimagenten. Um unliebsame Begegnungen zu vermeiden, werden die Besucher häufig auf mehrere nahegelegene Räume verteilt, und Dulles geht dann von Zimmer zu Zimmer

Öllampen maßen die Zeit . . .

Vor 200 Jahren, wenn der Tag ins Dunkel der Nacht überging, wurden in vielen Häusern Öllampen entzündet. Mit dem Absinken des Ölspiegels im Glasbehälter verrann Stunde um Stunde, deren genauer Stand an der Skala abgelesen wurde. So maß man damals vielfach die Zeit . . . . .

Im Jahre 1926 wurde die erste wasserdichte Armbanduhr, die Rolex Oyster, als ein Wunder des Fortschritts und der Präzision bestaunt. Seither besitzt sie den Ruf, eine der besten wasserdichten Uhren zu sein.
Ihre Wasserfestigkeit gilt in erster Linie der Sicherheit vor jeglichem Eindringen von Staub und Feuchtigkeit, um die absolute Zuverlässigkeit des Präzisionswerkes zu bewahren. Daß dies erreicht wurde, brachte die Rolex Uhren in die Reihe der höchstqualifizierten der Welt.

Das rote Siegel an den Rolex Uhren bezeugt, daß die Schweizer Regierung für ihre Überprüfung verantwortlich ist und sie als Chronometer anerkannt hat. Jede Rolex Uhr trägt das rote Rolex-Siegel!

ROLEX

Rolex Uhren A. G. Genf (Generaldirektor H. Wilsdorf)
Generalvertreter für Deutschland
Walter Clauss, Pforzheim, Postfach 18

— wie ein vielbeschäftigter Großstadt-Zahnarzt.

Verbesserungsmöglichkeiten. Dulles selbst ist der erste, der offen zugibt, daß in der *Central Intelligence Agency* noch mancherlei verbessert werden und daß sie es mit ihrer schlimmsten Konkurrenz noch nicht aufnehmen kann. Da die Vereinigten Staaten *kein* hermetisch abgeschlossenes Staatswesen sind, hat es der kommunistische Nachrichtendienst in Amerika erheblich leichter als die CIA in Rußland. Eines Tages aber, hofft Dulles, wird sein Stab von Gelehrten, Wissenschaftlern, Juristen und Agenten keinem anderen Geheimdienst mehr nachstehen.

Wie andere Sie sehen

HABEN Sie sich mitunter selbst schon gefragt, ob Sie Ihren Mitmenschen eigentlich sympathisch sind? Hier können Sie die Antwort erfahren. Die nachstehenden Fragen sind auf psychologischen Tests aufgebaut und geben Ihnen die Möglichkeit, den Grad Ihrer Beliebtheit und Ihrer Fähigkeit, Freunde zu gewinnen, selbst zu prüfen. Beantworten Sie gewissenhaft jede Frage mit „ja" oder „nein" und vergleichen Sie dann das Ergebnis mit den Antworten auf Seite 215.

1. Äußern Sie rückhaltlos und unaufgefordert Ihre Meinung?
2. Fühlen Sie sich dreien Ihrer besten Freunde überlegen?
3. Essen Sie gern allein?
4. Lesen Sie die Mordberichte in den Tageszeitungen und Zeitschriften?
5. Haben Sie Interesse für Tests wie diesen?
6. Sprechen Sie gern über Ihre Hoffnungen, Enttäuschungen und persönlichen Dinge?
7. Leihen Sie sich oft etwas?
8. Brechen Sie Ihr gegebenes Wort ebensooft, wie Sie es halten? (Zweimal überlegen!)
9. Erwähnen Sie jede kleine Einzelheit, wenn Sie etwas erzählen?
10. Sind Sie gern Gastgeber, auch bei Veranstaltungen, die Sie Geld kosten?
11. Bilden Sie sich etwas auf Ihre absolute Offenherzigkeit ein?
12. Lassen Sie die Leute, mit denen Sie eine Verabredung getroffen haben, warten?
13. Haben Sie Kinder wirklich gern (nicht Ihre eigenen)?
14. Spielen Sie Ihren Mitmenschen gern einen Schabernack?
15. Halten Sie es für albern, wenn sich ein Mensch in mittleren Jahren verliebt?
16. Sind Ihnen mehr als sieben Personen ausgesprochen unsympathisch?
17. Sind Sie nachtragend?
18. Brauchen Sie häufig Ausdrücke wie „schrecklich", „furchtbar", „grauenvoll"?
19. Ärgern Sie sich leicht über Schaffner oder über Verkaufspersonal in Geschäften?
20. Halten Sie Leute, die Ihre Begeisterung für Musik, Sport oder Bücher nicht teilen, für dumm und interesselos?
21. Ist es Ihnen angenehmer, wenn bei gemeinsamem Besuch von Lokalen oder auf einem Ausflug jeder seine Zeche selbst bezahlt?
22. Kritisieren Sie häufig Ihre Familie, Ihre besten Freunde und Ihre Angestellten in deren Anwesenheit?
23. Sinkt Ihre Stimmung gleich auf Null, wenn Ihre Angelegenheiten schlecht stehen?
24. Freuen Sie sich darüber, wenn Ihre Freunde Erfolg hatten? (Auch wenn Sie selbst Pech gehabt haben?)
25. Neigen Sie dazu, interessante Klatschgeschichten weiterzuerzählen?

E. E.

Luxus der Hautpflege im Bereich jeder Frau

KALODERMA
aktivcreme
SPEZIAL-NÄHRCREME
fettreich

KALODERMA
gesichts
wasser

KALODERMA
reinigungs
CREME
spezial

velvetcreme
SPEZIAL-TAGESCREME

KALODERMA

junocreme Eine mittelfette Schönheitscreme mit universellem Charakter. Sowohl als Nährcreme für den Nachtgebrauch wie als mattierende und hautschützende Tagescreme von hervorragender Wirkung. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

aktivcreme Fettreiche Spezial-Nährcreme. Wird von der Haut in kurzer Zeit restlos absorbiert, verhindert und beseitigt Faltenbildung, kräftigt das Hautgewebe und erhält die Haut jugendfrisch und elastisch. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

velvetcreme Hautglättende und mattierende Spezial-Tagescreme. Egalisiert den Teint, verleiht der Haut einen bleibenden, samtartig matten Schimmer und schützt sie gegen Witterungseinflüsse. Ideale Puderunterlage. *Tube DM 1,20 Topf DM 2,50*

reinigungscreme Spezial-Reinigungscreme von intensiv tiefdringender Wirkung, die sich bis in die feinsten Porenkanälchen erstreckt und sie von allen die Hautatmung behindernden Verunreinigungen befreit. *Topf DM 2,50*

gesichtswasser Porenreinigendes Haut-Tonikum von ausgesprochen erfrischender und belebender Wirkung. Verhindert Bildung großporiger Haut und stimuliert Blutzirkulation und Aktivität der Hautzellen. *Flasche DM 2,20 Doppelfl. DM 3,60*

W 02448

Was muß man tun, um sich klarer auszudrücken?

Der beste Rat meines Lebens

Von Aneurin Bevan

Führer des linken Flügels der Britischen Arbeiterpartei, Mitglied des Unterhauses; Gesundheitsminister 1945 bis 1951, Arbeitsminister 1951

Ich war erst siebzehn Jahre, aber ich habe nie vergessen, was Walter Conway damals in Tredegar, einer Kleinstadt des walisischen Kohlengebiets, zu mir gesagt hat. Conway war ein genialer Autodidakt, der im Armenhaus zur Welt gekommen war. Er hatte es zum Vorsitzenden der Medizinischen Gesellschaft von Südwales gebracht. An jenem Tage faßte ich mir ein Herz und gestand ihm, wie sehr es mich quälte, daß ich stotterte.

„Sie stottern", sagte Conway, „weil Ihre Gedanken unklar sind. Wenn Sie etwas nicht sagen können, wissen Sie es nicht. Wenn Sie dagegen über eine Sache genau Bescheid wissen und ganz von ihr erfüllt sind, können Sie Ihre Gedanken auch fließend ausdrücken."

Ob dieser Rat auch anderen Stotterern hilft, weiß ich nicht. Für mich war er ein Geschenk des Himmels. Er hat mir nicht nur damals geholfen, wenn ich reden mußte; er hat mein ganzes Leben mitgestaltet.

Mein lebhaftes Interesse galt dem Kampf der Bergarbeiter um bessere Lebensbedingungen. Nun bemerkte ich, daß ich keine Hemmungen hatte und frei und fließend sprechen konnte, wenn ich unter Tage mit wenigen Leuten oder auch mit größerenGruppen im Gewerkschaftshaus über Lohnerhöhungen oder bessere Wohnverhältnisse diskutierte. Darum sprach ich jetzt seltener und bemühte mich, um so mehr zu lernen. Ich saß jede Woche stundenlang in unserer Arbeiterbibliothek und studierte Geschichte der Technik, Soziologie und Philosophie.

Ein Jahr danach sollte sich zeigen, ob mir Conways Rat geholfen hatte. Als erster Vorsitzender unserer Gewerkschaft war ich der Führer unserer Abordnung bei Lohnverhandlungen mit Vertretern der Direktion. Ich war nervös und hatte Angst vor dem Zusammentreffen; wenn ich mich nicht durchsetzte, war ich für meine Leute erledigt. Sowie aber die Sitzung eröffnet war, hatte ich meine Angst vergessen. Über alle Fragen des Bergarbeiterwesens wußte ich genau Bescheid, und die tiefe Überzeugung, daß unsere Forderungen gerecht waren, gab mir mitreißende Worte ein. Wir erreichten eine kleine

Der große deutsche Sekt
MM
SEIT 1811
Matheus Müller · Eltville
SEIT 1811

Lohnerhöhung. Das war für mich ein doppelter Sieg.

Bei dieser Zusammenkunft stellte ich fest, daß mir nur dann die Worte fehlten, wenn der Führer der Gegenseite über Dinge sprach, die mir fremd waren. Er war ein gebildeter, intelligenter Mann, der ein weit größeres Wissensgebiet beherrschte als ich; er verglich die heutigen Verhältnisse mit denen vor hundert Jahren und erwähnte dabei, was Männer wie John Stuart Mill und Jeremy Bentham getan hatten. Als ich ihm zuhörte, stieß ich dauernd an die Grenzen meines Wissens — und es war nicht weit bis dahin.

Also machte ich mich daran, diese Grenzen zu erweitern. Auch versuchte ich ständig, mit meinen Freunden über die Gedanken zu sprechen, auf die mich meine Lektüre brachte. Wenn ich diese Gedankengänge ausdrücken wollte, stellte ich oft fest, daß sie mir nicht so klar waren, wie ich angenommen hatte. Dann ging ich hin und las mehr über das Thema, bis ich ohne zu stocken darüber sprechen konnte.

Wenn ich meine Gedanken in privaten Gesprächen und öffentlichen Reden vortrug, merkte ich, daß ich auch alles lesen mußte, was mit dem betreffenden Gegenstand irgendwie zusammenhing, und daß ein Gegenstand nur dann in seiner wahren Bedeutung erscheint, wenn man ihn in Verbindung mit anderen Dingen sieht. Das führte mich auf alle möglichen Gebiete, sogar auf das der Kunst, mit der ich mich bisher nie beschäftigt hatte. Wo aber könnte man die Lage der arbeitenden Bevölkerung im achtzehnten Jahrhundert besser studieren als auf den Zeichnungen Hogarths, wo deutlicher den Einfluß des Krieges auf die Menschen erkennen als bei Goya?

Nach meiner Jungfernrede im Unterhaus war ich Conway wiederum Dank schuldig. Es ist nach einer solchen Rede üblich, daß der nächste Redner dem Neuling seine Glückwünsche ausspricht. In meinem Fall unterblieb diese Höflichkeitsbezeigung aus Versehen. Winston Churchill bemerkte dies, kam zu mir und sagte: „Ihre Rede hat mir gefallen. Alles klang spontan — wie in einem Wortgefecht."

Er wußte nicht, wie recht er hatte; ich hätte gar nicht anders sprechen können. Ich hatte mir Conways Mahnung gemerkt und mich nicht auf eine geschriebene Rede verlassen.

Eine Rede ist natürlich nur eine der Möglichkeiten, sich auszudrükken. Ob man aber als Ausdrucksmittel Worte, Töne oder Farben wählt, Walter Conways Rat ist wohl immer richtig: „Wenn man etwas nicht sagen kann, weiß man es nicht."

»»««

Drei Dinge muß man lernen, wenn man skilaufen will: man muß lernen, wie man die Skier anschnallt, wie man den Abhang hinunterfährt und wie man nachher wieder auf die Beine kommt. J. A. N.

Zwei Trümpfe für Sie
CUTEX
NAGELLACK
CUTEX
LIPPENSTIFT
CUTEX
NAGELLACK
harmonisch
aufeinander
abgestimmt
Über korrekte Nagelpflege
unterrichtet Sie unsere Schrift
10 CUTEX-Tips
Schreiben Sie bitte an: PATRIZIER-HAUS, Köln-Ehrenfeld, Postfach 165 M 12

Ein Mensch, den man nicht vergisst

Von Corey Ford

In der Eingangshalle des „Gasthofs" zu Center Ossipee in New Hampshire steht eine gewaltige Bärenfalle; mit ihren rostigen, gezahnten Bügeln hält sie einen Lederstiefel gepackt, aus dem ein bleicher Schienbeinknochen herausragt. Neue Gäste schrecken vor diesem Anblick zurück und bitten den Wirt um Aufklärung.

„Ist für Kunden, die sich vor dem Bezahlen drücken wollen", erklärt ihnen Jack Hill. „Der letzte da hat sich das Bein selbst durchgenagt und ist uns doch entwischt."

Uns Einheimischen ist dieser drastische Humor etwas Selbstverständliches. Wir kennen Jack Hills unbändige Energie — er muß in den Sechzigern sein, ist klein und schlank, aber noch flink wie ein Wiesel. Wenn er lächelt, legt sich sein Gesicht wie zusammengeknülltes Papier in tausend Fältchen. Sein Händedruck ist fest, als ließe er Freunde nur ungern fort.

Wer zum erstenmal in den „Gasthof" kommt, kann es erleben, daß der spaßhafte Wirt etwas Pappe zu Stükken von Toastgröße zerschneidet, die Scheiben in einem dünnen Eierteig braun brät und sie ihm dann mit Ahornsirup serviert — aber wir im Ort wissen, daß Jack Hills robuste, aber harmlose Scherze einen Zweck verfolgen: der fremde Gast entspannt sich, lacht von Herzen — und kommt das nächstemal, wenn er in der Gegend ist, wieder.

Darum ist Jack Hill auch zu einer legendären Gestalt bei uns geworden

Für die festliche Tafel das Rosenthal Stilservice »Sanssouci« mit einer stilechten Dekoration und dem dazu in Form und Dekor abgestimmten Ro-

Rosenthal

Weltmarke des Porzellans

und der intime Freund vieler prominenter Geschäftsleute, Schriftsteller und Sportgrößen, die häufig einen weiten Umweg machen, nur um die Nacht in seiner gemütlichen Herberge zu verbringen.

Gerne bewirtet er Angler und Jäger, die zu den Forellenflüssen oder dem wildreichen Hügelland im Norden Neuenglands unterwegs sind, und verschmäht es auch nicht, sie mit etwas List und Tücke dazu zu bewegen, seinen Gasthof zu ihrem Standquartier zu machen. Kürzlich servierte er zwei Anglern aus New York, die in den Nachbarstaat Maine wollten, das Mittagessen und stellte dabei sogleich mit kundigem Blick fest, daß sie recht wohlhabend aussahen. Einer der beiden fragte Jack Hill so nebenbei: „Wird hier geangelt?"

„Wie's heut ist, weiß ich nicht", antwortete mit einem Unschuldsblick der Wirt. „Hausknecht ist heut früh fort, sein Glück versuchen. Müßte eigentlich gleich zurück sein."

Dann eilte er in die Küche und trug seinem Hausknecht auf, Wasserstiefel anzuziehen und sein Angelzeug zurechtzumachen. Aus seiner Kühlanlage holte er dann drei riesige Forellen, die aus dem Zuchtteich stammten und bei ihm in Aufbewahrung gegeben waren.

Ein paar Augenblicke darauf öffnete sich die Haustür, und in die Eingangshalle kam der Hausknecht gestapft. Mit scheinheiliger Miene rief Jack Hill ihm zu: „Glück gehabt?"

„Nööö—", knurrte der Hausknecht und hielt die drei Mammutforellen hoch, „weiter nix wie die kleinen Bratfischchen da!"

Die New Yorker sind eine ganze Woche geblieben.

Touristen müssen bei ihrem ersten Besuch im „Gasthof" feststellen, daß die Gäste alle Anmeldeformalitäten selbst zu erfüllen haben. Ist Jack Hill gerade abwesend, so zeigt irgendein anderer Gast dem Neuankömmling das nächste freie Zimmer. Reist ein Gast am frühen Morgen ab, braucht er deshalb den Wirt nicht zu stören — er rechnet einfach selbst den Preis aus und steckt das Geld unter den Tintenlöscher auf dem Empfangstisch. Wenn während des Abendessens das Telefon klingelt, geht der Tischgast, der der Tür am nächsten sitzt, an den Apparat.

Sollte sich ein Gast beklagen, weil in seiner Badewanne der Stöpsel fehlt, dann ist Jack Hill imstande, ihm zu raten, doch den Fuß auf den Abfluß zu stellen. Ankommende Post bleibt auf dem Anmeldeblock liegen und wird von den Gästen selbst durchgesehen; die eigentlichen Brieffächer hinter dem Empfangstisch sind nämlich für allerlei Bedarfsartikel reserviert. Ein Reisender, dem ein Knopf abgegangen ist, weiß, daß zum Beispiel in Fach 11 immer Nadel und Faden liegen; Klebstreifen und Bindfaden sind in Fach 9, Briefmarken in Fach 13, ein Spiel Karten liegt in Fach 5.

„Kritisieren Sie das Essen nicht!" steht auf einem von Jack Hills Schildern gedruckt. „Wenn es Ihnen nicht

Von innen heizen . . .

DEZEMBER — der Winter kommt. Die ersten Schneeschauer stürmen um die Häuserecken. Rauhreif deckt die Dächer weiß.

DER Kragen wird jetzt hochgeschlagen und eilig sucht man seine Hütte auf.

AM häuslichen Herd aber überlegt die Mutter, wie der jetzt besonders rege Appetit der Familie ausreichend zu stillen wäre. Es ist doch etwas Merkwürdiges, denkt sie, kaum wird es kalt, marschieren alle mit Bärenhunger an den Tisch.

MERKWÜRDIG? Nein! Der Körper braucht mehr Eigenwärme als an sommerlichen Tagen, und diese Eigenwärme spendet unsere Nahrung — wir heizen uns von innen!

DAZU braucht man Fett und Vitamine. Vollwertig muß die Nahrung sein. Das ist's!

SANELLA *gibt hier beides:*
Reine, nahrhafte Fette und
lebenswichtige Vitamine

schmeckt, dürfen Sie gern in die Küche gehen und versuchen, es besser zu machen." Der Kühlschrank ist stets unverschlossen, und so kann man nachts jederzeit in der Speisekammer Gäste antreffen, die sich da in aller Ruhe Salzbiskuits mit Käse belegen, Apfelpasteten den Garaus machen oder an einem kalten, vom Abendessen übriggebliebenen Hummer herumnaschen.

Hinten auf dem Herd steht immer heißer Kaffee, und ein Topf mit Suppe brodelt dort ständig — seit jenem Tage vor fünfzehn Jahren, an dem Jack Hill den „Gasthof" übernommen hat. Niemand vermöchte den Inhalt des Topfes zu analysieren; aber jeder hungrige Wandersmann käme mit Freuden kilometerweit über vereiste Landstraßen gekrochen, nur um das Gesicht über einen dampfenden Teller mit dieser Suppe zu beugen.

Jack Hills Küche ist das Herz des „Gasthofs"; der gescheuerte Holzfußboden glänzt, und die uralten Wände strömen ein Aroma von Pfeifenqualm, frisch aufgebrühtem Kaffee, gebratenen Steaks, Schokoladenkuchen und gebackenen Bohnen aus. Die lange, ungestrichene Tischplatte steht voller Glasgefäße mit süßem Gebäck, selbsteingemachtem Essiggemüse und frischen Apfelpasteten. Und rund um diesen Tisch hockt bequem auf hintübergekippten Stühlen allabendlich eine freundschaftlich gemischte Gesellschaft, in der man Hotelgäste, Holzfäller, Förster, Gendarmen, Fernfahrer und ein paar Geschäftsleute aus dem Städtchen antrifft. Den Vorsitz führt dabei meistens Jack Hill selbst, der das Garn seiner Erinnerungen spinnt, Jägerlatein zum besten gibt und Geschichten von den Hinterwäldlern auftischt.

„Jemals was gehört vom alten Harker Meserve und dem Bären?" fängt er dann an. „Also der Harker, der hat ganz allein gehaust mit seinem Hund und seinen sechs Schweinen. Jeden Samstagabend hat er seinen alten Gaul eingespannt und den Hund genommen und ist nach Conway, Geschäfte machen.

Aber der Bär, der kriegt schließlich raus, daß der Harker jeden Samstagabend weggeht, und da ist er denn immer vom Berg herunter und holt sich eins von den Schweinen. Zuletzt ist dem Harker bloß noch ein einziges geblieben. In die Stadt hat er aber gemußt — also hängt er eine Laterne an den Schweinestall und meint, die schreckt den Bären ab. Aber wo er wieder heimkommt, da hört er schon, wie seine letzte Sau zeter und mordio schreit!

Der Harker wie nix ins Haus, holt sich seine Büchse und läuft hinten um den Stall herum. Da marschiert der Bär gerad auf den Hinterbeinen davon und hat die quiekende Sau unter dem einen Arm, und am andern hängt ihm die Laterne! Der Harker legt an und stemmt sich fest gegen die Stallwand, aber wie der Bär den Hahn knacken hört, da holt er ganz tief Luft und pustet die Laterne aus. Der arme Harker hat

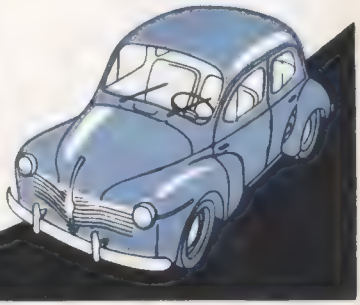
Ihr **4** *PS wird nie müde*

Vor allem wünschen Sie sich einen Wagen, der Ihnen ohne Murren bei Ihrer Tagesarbeit hilft. Praktisch und robust läßt Sie der 4 PS nie im Stich. Vier Personen und 100 kg Gepäck trägt er bequem im 100 km-Tempo. Ihr 4 PS ist in der Stadt ebenso zu Hause wie auf der schlechtesten Landstraße: ein Fahrzeug, auf das Sie sich wirklich verlassen können. Dieser unermüdliche Wagen bereitet Ihnen keine Sorgen: dank seinen auswechselbaren Zylinderlaufbüchsen fallen die Kosten für die Überholung des Motors kaum ins Gewicht.

4-Sitzer 100 km/Std.
6 l auf 100 km

RENAULT

AUTOMOBILGESELLSCHAFT
FÜR DEUTSCHLAND GMBH
BADEN-BADEN
RHEINSTRASSE 13-15



keinen einzigen Schuß anbringen können!"

Sobald ein durchreisender Jäger mit einem wundervollen Schuß auf große Entfernung zu prahlen anfängt, wird er von Jack Hill mit verächtlichem Knurren unterbrochen: „Das nennen Sie einen Schuß, junger Mann? Also wir hier oben, wir schießen so weit, daß wir beim Laden jedesmal eine Portion Steinsalz mit hineintun müssen, damit uns das Wild nicht verdirbt, bis wir hinkommen!"

Jack Hill behauptet, die gute Fee an seiner Wiege sei eine Küchenfee gewesen. Bevor er nach Ossipee kam, hatte er in Sanbornville in New Hampshire eine Speisewirtschaft mit dem Spitznamen „Zum fröhlichen Nierchen". Viel Geld brachte das Unternehmen nicht ein, und so bot Hill es zum Verkauf aus. Als er erfuhr, daß ein Interessent an einem bestimmten Abend in sein Lokal kommen wollte, verteilte er den ganzen Vormittag Eindollarscheine an die Bummler und Eckensteher in der Stadt und schärfte ihnen ein, am selben Abend zum Essen bei ihm zu erscheinen. Als der ahnungslose Käufer ankam, fand er einen solchen Betrieb vor, daß alle Stühle besetzt waren und die Leute sich an der Theke drängelten. Jack Hill konnte mit einem hübschen Reingewinn verkaufen. Daraufhin erwarb er dann den „Gasthof" in Center Ossipee.

Bei allen Ereignissen von mehr als lokaler Bedeutung ist Jack Hills Hotel das Hauptquartier der Zeitungsreporter, die aus Concord un Boston, sogar aus New York kom men. Jack Hill kennt die Vorliebe d Presseleute für ausgedehnte Nach sitzungen und spätes Aufsteher Wenn es der Morgenglocke nicht g lingt, sie aus den Betten zu treiben füllt er ein Pfännchen mit brutzeln dem Frühstücksspeck und zieht d mit gemächlich durch die Korridor so daß der aufreizende Duft in al Schlafzimmer dringt. Versagt auc diese Methode, dann verkleidet sich als Soldat der Befreiungskrieg und stürmt so von einem Zimme zum andern mit dem Schreckensru „Auf! Die Briten kommen!" In Jac Hills Hotel hat noch nie ein Repo ter seinen Auftrag verschlafen.

Stets sorgt Jack Hill dafür, daß b ihm wohnende Zeitungsleute auc „Material" bekommen. Vor einige Jahren wurden in der Gegend e paar sanfte Erdstöße verspürt; ba darauf war der „Gasthof" voll Fotografen und Artikelschreiber. D Jack Hill seinen Gästen unbedin etwas bieten wollte, zerschlug er e nen Stapel Schüsseln, malte Zick zackrisse auf die Gipswände, warf i Hof eine Klafter Holz um und hol — um dem Ganzen noch etwas wirl lich Erdbebenmäßiges zu geben mit dem Jagdgewehr ein paar Ziege steine aus dem Schornstein herunte Die Fotografen machten überzeu gende Aufnahmen, und Hills Einnah men von seinen Pressegästen deckte die Reparaturkosten reichlich.

In Center Ossipee erzählt man sic heute noch von dem Weihnacht

Geschenke, die dem Empfänger wirkliche Freude und dem Spender Ehre machen, müssen mit liebevoller Überlegung ausgewählt werden. Scharlachberg hilft Ihnen die rechten Geschenke zu finden: die drei Meister-Marken aus dem Hause Scharlachberg wird man überall freudig begrüßen.
Meisterbrand
DEUTSCHER WEINBRAND
Scharlachberg Meisterbrand
Scharlachberg MEISTER-LIKÖR
Scharlachberg Meisterbrand
WEINBRAND-PRALINEN
Scharlachberg Meisterbrand
Scharlachberg Meisterbrand

fest, an dem Jack Hill die Kinder, die nicht mehr an den Weihnachtsmann glaubten, bekehrt hat. Er lieh sich ein Shetlandpony, band ihm ein Hirschgeweih an den Kopf und legte dem Tier eine scharlachrote, mit künstlichen Schneeflocken besetzte Decke über. Dann zog er ein entliehenes Weihnachtsmannkostüm an, band sich seine Skier unter, schulterte ein Bündel Spielsachen und zog so mit dem Pony durch die Hauptstraße. Vor jedem Haus hielt er an und erklärte den staunenden Kleinen: „Mein Schlitten ist auf einen Bahnübergang von so einem neu modischen Stromlinienzug zertrüm mert worden — aber bis Mittag hab ich sämtliche kleinen Buben und Mädel in Center Ossipee versorgt Kommt und holt eure Geschenke!"

Jack Hill zuckt nur die Achseln wenn man ihm vorhält, daß er sich wohl nie als reicher Mann zur Ruh setzen werde. „Möglich schon, daß ich mir nicht viel Geld erwerbe" sagt er, „aber viele Freunde! Und die sind dauerhafter, denk' ich."

Irrungen — Wirrungen

FÜNFUNDZWANZIG TAGE lang hatte der junge Schäferhund vor einem verlassenen Schacht einsame Wache gehalten. Bis schließlich phantasievolle Mitbürger auf die Vermutung kamen, sein Herr müsse in den Schacht gefallen sein. Sie bestanden darauf, daß das Wasser aus dem 40 Meter tiefen Loch ausgepumpt wurde. Tausende von Neugierigen standen um die Stelle herum, als die siebentägige, kostspielige Arbeit vollbracht war. Die „Retter" fanden einen verwitterten großen Knochen. N.

DER FAHRER eines schwarzen Austin saß im Wagen und wartete auf seine Frau, als eine Dame mit genau dem gleichen Wagen neben ihm parkte. Kameradschaftlich beugte er sich hinaus und sagte: „Zwillinge, was?"

Die Dame lächelte verschämt und nickte. Als sie ausstieg, bemerkte er mit nicht geringer Verlegenheit, daß sie deutlich schwanger war. M.

ES HATTE in der Nacht kräftig geschneit. Als ich am nächsten Morgen vor die Tür trat, sah ich meine sechsjährige kleine Nachbarin, die mit einer Schneeschaufel bewaffnet unschlüssig die Schneedecke abschätzte, die den Weg zum Haus bedeckte.

„Nur Mut", rief ich, mit der großzügigen Begeisterung, die wir so gern für Arbeiten aufbringen, die andere vor sich haben. Dann setzte ich auch noch der Sache die Krone auf, indem ich zitierte: „Fängst du eine Arbeit an, hör nicht auf, bis sie getan; ob sie groß ist oder klein, mach es gut, sonst laß es sein!"

Das war zuviel! Die Kleine nahm ihre Schaufel über die Schulter. „Dann lasse ich es sein", sagte sie entschlossen und ging ins Haus. R. A.

Schuppen stoßen ab!

Kopfschuppen sind ein verbreitetes Leiden und besonders peinlich, weil sie als Ungepflegtheit gelten. Niemals soll man Schuppen „auf die leichte Schulter" nehmen; denn

Schuppen sind Warnzeichen!

Die Kopfhaut ist unterernährt. Das Haar ist in Gefahr. Jetzt ist es höchste Zeit für die regelmäßige Massage mit Seborin. Dieses neue Haartonic von Schwarzkopf versorgt die Kopfhaut wieder mit Ergänzungsstoffen (Thiohorn), an denen sie Mangel leidet. Seborin erfrischt und belebt. Bald schwinden Schuppen und Kopfjucken. Gesund und kräftig wächst Ihr Haar nach.

Jedes Fachgeschäft führt Seborin. Ihr Friseur wird Sie gern mit diesem wirksamen Haartonic von Schwarzkopf behandeln.

Seborin macht schuppenfrei!

Zwei Tage, die die Welt in Atem hielten

So soll nach kommunistischer Auffassung eine Revolution vor sich gehen: das Volk stürzt die verhaßte Regierung durch die Wucht seiner Masse und durch Arbeitsniederlegung. Genau so ging der ostdeutsche Volksaufstand vom 16. und 17. Juni vor sich — allerdings war es ein Aufstand nicht für, sondern gegen den Kommunismus.

Von Louis Fischer

Wenn einst die Geschichte vom Aufstieg und Untergang des Sowjetreiches geschrieben wird, könnte die Darstellung des Untergangs sehr gut mit den Ereignissen des 16. Juni 1953 beginnen.

Als jener Tag anbrach, begehrten achtzig Bauarbeiter in Ostberlin gegen die sowjetischen Antreibermethoden auf. Am folgenden Tag war dieser kleine wilde Streik zu einer Volkserhebung angewachsen, bei der über eine Million Menschen durch die Straßen fast aller Städte in der Sowjetzone Deutschlands marschierten, „Nieder mit der Regierung! — Wir wollen keine Sklaven sein!" schrien und Bilder von Stalin und anderen roten Götzen verbrannten.

Dieser Ausbruch des aufgespeicherten Volkszorns fegte die kommunistische Regierung der Sowjetzone Deutschlands einfach beiseite: die führenden Männer versteckten sich; die Polizei war machtlos. Um die Ordnung wieder herzustellen, mußte Moskau einen großen Teil des russischen Besatzungsheeres einsetzen, in Berlin allein 20 000 Mann und viele Tausende außerhalb Berlins, mit Panzern, Kampfwagen und motorisierten Maschinengewehrschützen.

Der Juniaufstand hat Deutschland lauter neue Nationalhelden gebracht; keine ruhmreichen Generäle, sondern Söhne und Töchter des Volkes. Die aufgebrachte Menge rammte Balken zwischen die Ketten der Panzer und stopfte Aktentaschen und Ziegelsteine in die Geschütze. Erst

Louis Fischer ist seit vielen Jahren ein aufmerksamer Beobachter der Vorgänge in Sowjetrußland. Allein vierzehn Jahre lang war er als Korrespondent amerikanischer Zeitungen in Moskau tätig. Er hat eine Anzahl beachtlicher Bücher verfaßt, darunter *Soviets in World Affairs* und *The Life and Death of Stalin*. Louis Fischer ist kürzlich in Berlin gewesen und hat sich bei den führenden Männern des Juniaufstandes die Unterlagen für ein demnächst erscheinendes Buch beschafft.

Das köstliche
Aroma
ausgewählter
Kaffeesorten
NESCAFE
Aus 100%
Bohnenkaffee
Kaffee-Extrakt in Pulverform

als die russischen Maschinengewehre zu rattern anfingen, mußte die unbewaffnete Bevölkerung nachgeben. Es dauerte lange, bis die Kommunisten die Zone und ihre eigenen Nerven wieder beruhigt hatten; vierundzwanzig Tage lang war fast über den ganzen sowjetisch besetzten Teil Deutschlands das Standrecht verhängt.

Entfacht wurde die Flamme des Juniaufstandes in der Stalinallee im Block 40 des „Nationalen Aufbau-Projekts", eines riesigen Wohnungsbau-Vorhabens für Regierungsbeamte und andere bevorrechtete Personen in Ostberlin. Ein dreiundzwanzig Jahre alter Rohrleger mit lebhaft-klugen Gesichtszügen und entschlossenen Gebärden beschreibt diesen Anfang:

„Wir waren achtzig Arbeiter in meiner Schicht. Am Montag, dem 15. Juni, standen wir in der Frühe alle beisammen und besprachen eine neue Regierungsverordnung, die wieder einmal mehr Arbeit für denselben Lohn verlangte. Einige Zimmerleute meinten, wir sollten streiken. Mittags erschien der kommunistische Gewerkschaftsführer auf der Bildfläche; er sagte, wir sollten keine Dummheiten machen und an die Arbeit gehen. Wir schrien ihn nieder. Dann hat keiner von uns mehr viel gearbeitet, und um 2.30 Uhr ging die halbe Belegschaft nach Hause.

Beim Abendessen besprach ich die Sache mit meinem Vater. Er sagte: ‚Als Malenkow im März Ministerpräsident wurde, hat er eingesehen, daß Stalins Politik in allen russischen Satellitenstaaten zu wirtschaftlichem Niedergang und allgemeiner Unruhe im Volk geführt hat. Er hat sofort Reformen angeordnet und Ulbricht, Grotewohl und die anderen Marionetten der Russen, die uns regieren, öffentlich abgekanzelt. Sie sind jetzt eingeschüchtert. Macht euch ihre Schwäche zunutze; dies ist der Augenblick zum Handeln.'

Am nächsten Morgen handelten wir. Als die Tagesschicht vollzählig beisammen war, stieg ein Maurer auf einen Ziegelhaufen und redete, dann ein Zimmermann und dann ich. Wir sagten, wir wollten die Arbeit niederlegen, zum Regierungsgebäude marschieren und unsere Freiheit fordern. Alle waren einverstanden. Ehe wir losgingen, stiegen noch einige Arbeiter aufs Dach und rissen die Propaganda-Spruchbänder herunter; wir verbrannten sie. Dann marschierten wir los."

Hier setzt ein anderer, ein junger Dachdecker von der Baustelle C Süd, den Bericht fort:

„Die Männer vom Block 40 kamen zu uns herüber und forderten uns auf, mitzumachen", sagt er. „Sie trugen ein umgedrehtes kommunistisches Spruchband, auf das sie ‚Wir fordern Herabsetzung der Normen!' gemalt hatten. Wir marschierten mit ihnen durch die Stalinallee und riefen anderen Arbeitern zu, sie sollten sich anschließen. So wuchs unsere Zahl auf etwa tausend an. Zwei Kommunisten, die uns aufhalten wollten, wurden verprügelt. Als wir ins Stadt

ETERNA·MATIC

FÜNF KUGELN: DAS ETERNA-SYMBOL

Die erste sich selbstaufziehende
... und kleinste automatische Uhr der Welt

MIT KUGELLAGER

Der beste *Beweis* für den hohen Wert des Eterna-Matic-Aufzugssystems mit Kugellager liegt darin, dass es auch für die winzigen Damenuhren Gültigkeit hat! Dank den fünf beinahe mikroskopischen Eterna-Kugeln hat Eterna das kleine technische Wunder vollbracht, *gleichzeitig* eine Damenuhr mit einer Gangreserve von über 40 Stunden anzubieten d. h. mehr Reserve als bei den meisten automatischen *Herren*uhren vorhanden ist, und eine Eterna-Matic für Herren, die eine Gangreserve von mindestens 44 Stunden aufspeichert. Das erklärt die Bedeutung der Eterna-Matic ... ● Namhafte Journalisten in New York und beinahe allen Ländern haben spontan darüber berichtet.

Automatisch * Antimagnetisch * Stoßgesichert * Wasserdicht

Modell 07 BDT-1249
Für Herren:

In Edelstahl wasserdicht	ab DM 221.—
In Gold 14 Karat	ab DM 493.—
In Gold 18 Karat wasserdicht	ab DM 751.—

Modell 07 BDT-1194
Für Damen:

In Edelstahl wasserdicht	ab DM 258.—
In Gold 14 Karat	ab DM 490.—
In Gold 18 Karat wasserdicht	ab DM 556.—

innere kamen, hielten die Schutzleute den Verkehr für uns an. Die Straßenbahnen mußten unseretwegen halten, und die Fahrgäste sind samt Wagenführern und Schaffnern zu uns gestoßen.

Fünfhundert Mann, die am Bau der Staatsoper arbeiteten, reihten sich geschlossen ein. Bei der Humboldt-Universität kamen einige Studenten mit. Wir müssen an die vier- bis fünftausend gewesen sein, als wir gegen 1.30 Uhr beim Haus der Ministerien anlangten. Die Volkspolizeiposten dort zogen sich in den Hof zurück und ließen das Scherengitter herunter. Zehn Minuten lang riefen wir im Sprechchor: ‚Wir wollen die Brille sehen; wir wollen den Spitzbart sehen!' (Walter Ulbricht hat einen Spitzbart, und Otto Grotewohl trägt auffällige Augengläser).

„Daraufhin", fährt der Dachdecker fort, „kam Fritz Selbmann, der Minister für Bergbau, zu uns heraus; jemand brachte einen Tisch, den Selbmann bestieg, um zu uns zu sprechen. ‚Ich bin auch Arbeiter!' fing er an. Dieser Ausspruch rief Hohn und Gelächter hervor.

Ein stämmiger Steinträger mit nacktem Oberkörper stieg auf den Tisch. Er streckte seinen Arm aus, ließ seine Muskeln spielen und fegte Selbmann vom Tisch; dann rief er: ‚Hier stehen nicht nur die Bauarbeiter von der Stalinallee. Hier steht Berlin und die ganze Zone! Wir fordern freie und geheime Wahlen!' In den Beifall der Menge mischte sich der Ruf ‚Nieder mit der Regierung!'

Ein blondes Mädchen in FDJ-Uniform stieg auf den Tisch. Sie zog ihre Jacke aus und warf sie in die Menge. Es gab donnernden Beifall. ‚Freunde', rief sie, ‚es sind Spitzel unter uns, Parteibonzen, die ich kenne und die ihr Parteiabzeichen weggesteckt haben. Seht euch vor!'

Als sie herunterkletterte, sprang ein Bauarbeiter auf den Tisch und schrie: ‚Kollegen, ich habe bei den Nazis fünf Jahre im KZ gesessen; ich scheue mich nicht, bei diesen Brüdern noch einmal zehn Jahre für die Freiheit zu sitzen. Darum sage ich: freie Wahlen; nieder mit der Regierung!'

Immer wieder rief die Menge im Sprechchor: ‚Es hat keinen Zweck — der Spitzbart muß weg!' Professor Havemann, ein hoher Staatsbeamter, stellte sich jetzt auf den Tisch und suchte die Erhöhung der Arbeitsnormen zu rechtfertigen; eine Beschleunigung der Erzeugung, sagte er, werde uns bessere Lebensbedingungen bringen. Die Menge lachte und höhnte laut.

Havemann verschwand, und eine Hausfrau wurde samt ihrer Markttasche auf den Tisch gehoben. ‚Kollegen', rief sie aus, ‚wir wollen uns nicht beschwichtigen lassen, die Berliner Hausfrauen sind mit euch. Freie und geheime Wahlen!'

Dann erklomm ein junger Maschinist, ein von Natur etwas schüchterner Mensch, den Tisch und forderte Ulbricht auf, sich zu einer Unterredung zu stellen. ‚Freunde', rief er, ‚wenn Ulbricht in der nächsten hal-

Freudig überrascht
Ellocar herb
ELLOCAR-DÜSSELDORF
EAU DE COLOGNE
Ellocar
durch
Ellocar

ben Stunde nicht erscheint, wollen wir den Generalstreik ausrufen!' Die Menge jubelte Beifall.

Wir warteten fünfunddreißig Minuten lang. Der Spitzbart ließ sich nicht blicken. So begannen wir — es müssen zu diesem Zeitpunkt etwa siebentausend Menschen gewesen sein — in geschlossenen Reihen in Richtung Bahnhof Friedrichstraße abzurücken.

Auf der Straße standen Volkspolizisten und wollten uns den Weg versperren. Wir hakten uns in den vorderen Reihen ein und marschierten geradeaus. Die Vopo-Sperrkette löste sich auf.

Beim Oranienburger Tor begegnete uns ein Lautsprecherwagen, der uns aufforderte, auseinanderzugehen, und verkündete, daß die Regierung die Erhöhung der Arbeitsnormen rückgängig gemacht habe. Aber über die rein wirtschaftlichen Forderungen waren wir längst hinaus. Wir wollten eine andere Regierung.

Wir zerbogen die Antennen des Lautsprecherwagens und brachten ihn zum Schweigen. Er fuhr ab. Einen anderen Lautsprecherwagen übernahmen wir selbst. Jetzt konnten wir beim Weitermarschieren unsere eigenen Losungen über den Lautsprecher ausgeben, und wir wurden immer mehr. Die Zuschauer lachten über das ganze Gesicht, als sie sahen, daß wir einen Lautsprecherwagen hatten. Eine Frau rief uns zu: ‚Jetzt seid *ihr* die Regierung!' "

Den ganzen Tag lang meldeten sich am 16. Juni Ostberliner Arbeiter im Gebäude des RIAS in Westberlin und berichteten dem Leiter des politischen Programms, Gordon A. Ewing, von den Streiks in ihren Werken und dem Marsch der Massen durch die Straßen. Ewing, der sich über die Bedeutung dieser Ereignisse sofort im klaren war, ließ den ganzen Tag lang unaufhörlich Nachrichten über die Taten und Losungen der Streikenden aus der Stalinallee und über die wohlwollende Haltung der Bevölkerung in die Sowjetzone übertragen.

Die Zone erfuhr alles — und handelte entsprechend.

Am Abend des 16. Juni spielte der Musiker K. in Frack und weißer Binde in der *Fledermaus* vor vollem Hause in Magdeburg. Am folgenden Morgen aber führte er die Aufständischen an, und zwei Tage später meldete er sich als Flüchtling in Westberlin.

Wie kam es, daß ein Musiker, ein Mann, der sich nie politisch betätigt hatte, einen Tag lang zum Aufrührer wurde?

K. erzählte mir, daß er am Abend des 16. Juni, ehe er zu Bett ging, eine RIAS-Sendung über die Demonstrationen in Berlin gehört habe. Am folgenden Morgen, als er zur Stadt ging, begegnete er einem langen Zug streikender Straßenbahner, die unter dem Beifall der Zuschauer zum Bahnhofsplatz marschierten. Er schloß sich an. Der Platz war schon gedrängt voll, als sein Zug dort eintraf.

K. sah, wie etwa vierzig Demon

Pappi hat seinen schlimmen Morgen

Frau Klausner ist eine vernünftige Frau. Sie weiß: Männer müssen mitunter abends mit Geschäftsfreunden, Kollegen oder anderen Bekannten zusammensitzen. Und daß es dabei nicht ohne Rauchen abgeht, versteht sie auch. Aber der andere Morgen: Dieses Ächzen, Husten, Räuspern, Würgen, Spukken – es ist nicht zum Mitanhören!

»Was hat denn der Pappi?« fragen die Kinder mit großen Augen. Da steht man nun als Mutter und weiß nicht, was man antworten soll.

»Das hört sich ja an, wie die reinste Familientragödie«, lachte die Freundin Ella, als ihr Frau Klausner ihr Leid klagte. »Ein bißchen Raucherkatarrh – das ist doch nicht der Rede wert. Vier EMSER – und der Fall ist behoben!«

Erst schüttelte Frau Klausner ungläubig den Kopf. Als sie aber von den Spurenelementen in den echten EMSER PASTILLEN erfuhr, die so wunderbar wirken, machte sie doch einen Versuch. So fand denn Herr Klausner nach einer abendlichen Sitzung 4 EMSER auf seinem Nachttischchen, und Frau Klausner bat ihn mit ihrer sanftesten Stimme: »Laß bitte vor dem Einschlafen die 4 EMSER langsam im Mund zergehen.« Seitdem hat Pappi nie wieder seinen schlimmen Morgen gehabt; der Raucherkatarrh gehört endgültig der Vergangenheit an, durch 4 EMSER.

4 EMSER befreien . . . .

vom Raucher-Katarrh

Vor dem Einschlafen die 4 Pastillen nacheinander langsam im Mund zergehen lassen. Die echten EMSER PASTILLEN mit oder ohne Menthol gibts in Drogerien und Apotheken.

Flachpackung mit 36 Pastillen	DM 1.35
Röhrchen mit 22 Pastillen	DM 1.05

stranten in das siebenstöckige Haus der kommunistischen „Freien Deutschen Jugend" eindrangen, und ging mit. Sie begegneten keinem Widerstand; sie liefen von Zimmer zu Zimmer und warfen die Bilder von Stalin, Grotewohl und Ulbricht samt roten Fahnen, Propagandaschriften und Akten zum Fenster hinaus. Aus diesem Papier machte die Menge auf der Straße ein Feuer; als die Flammen emporschlugen, wurden die fallenden Blätter und Bilder von der aufsteigenden heißen Luft erfaßt und brennend hochgewirbelt. Aus einem Fenster sah K., daß sich vor dem Hochhaus der kommunistischen *Volksstimme* das gleiche abspielte.

Er blieb etwa eine halbe Stunde lang im Haus der Jugend; dann ging er zum Bahnhofsplatz zurück und zertrümmerte einen hölzernen Propagandastand. Ich fragte ihn, warum er das getan habe. Er antwortete: „Mein Haß ging mit mir durch; der ganze Schwindel war mir schon lange zuwider."

Ein Zug aus Westdeutschland fuhr ein, und der Musiker forderte die Menge auf, den Zug als Sinnbild der nationalen Einheit zu begrüßen. Als er anhielt, bewillkommnete ihn die versammelte Menge mit dem Ruf „Schluß mit den Zonengrenzen!" Acht Volkspolizisten versuchten einzuschreiten, aber die Demonstranten entwaffneten sie, sperrten sie in einen Dienstraum und zerbrachen ihre Karabiner.

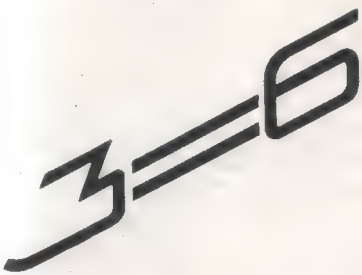
Mehrere Züge wurden auf diese Weise empfangen. In einem gingen K. und drei andere Männer von Abteil zu Abteil und forderten die Fahrgäste auf, die Abzeichen der SED oder der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft abzulegen. „Damit ist es jetzt aus", erklärte K., „Magdeburg hat sich gegen die Regierung erhoben. Und Berlin auch." Kein einziger weigerte sich. Viele Fahrgäste jubelten ihnen zu.

An einen der einfahrenden Züge war ein Gefangenenwagen angehängt. K. führte die Demonstranten hin. Als einer der Volkspolizeiposten seine Pistole zog, hieb ihm jemand eine Flasche über den Kopf. Er sprang blutüberströmt auf den Bahnsteig und flüchtete.

„Ich betrat den Wagen mit zwei anderen Männern", erzählt K., „und befahl den beiden Volkspolizisten im Innern, mir die Papiere der Gefangenen auszuhändigen. Angesichts der auf dem Bahnsteig versammelten Menge bequemten sie sich dazu und machten sich dann aus dem Staube. Es waren keine Verbrecher in diesem Transport, sondern nur „Politische", im ganzen vierundzwanzig: enteignete Geschäftsleute, Bürger, die den ‚Staat verächtlich gemacht' hatten, Bauern — einer war vierundsiebzig Jahre alt —, die beschuldigt waren, ihr Getreide-Ablieferungssoll nicht erfüllt zu haben. Wir machten die Zellentüren eine nach der anderen auf und gaben jedem Gefangenen seine Papiere und den Rat, sofort zu verschwinden."

Durch diesen Erfolg ermutigt, führte K. die Menge, jetzt etwa zwei-

Schnell wie ein Pfeil flitzt die neue **DKW**-*Sonderklasse dahin.* Und wenn die Straßenverhältnisse noch so schlecht sind, wenn Regen und Schnee die Wege grundlos machen und Eisesglätte droht — einem **DKW** macht das nichts aus. Dank Frontantrieb und Schwebeachse ist er einzigartig kurvensicher, richtungsstabil und schleuderfest. Man kann deshalb auch bei schlechten Straßenverhältnissen seine hohe Geschwindigkeit ausnutzen. Die **DKW**-Sonderklasse ist schnell und fahrsicher!



Mit diesem geheimnisvollen Zeichen versehen, verlassen seit Mitte September Tag für Tag an hundert Wagen der neuen **DKW**-Sonderklasse das Werk Düsseldorf der AUTO UNION. Was bedeutet: 3 = 6? Ein Rätsel? Eine technische Formel?

3 = 6 besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß das Herz der **DKW**-Sonderklasse, der neue **DKW**-3-Zylinder, dank Zweitakt in seiner Leistungscharakteristik dem 6-Zylinder-Viertakter entspricht. Denn beim 3-Zylinder-Zweitakter wie beim 6-Zylinder-Viertakter treffen auf jede Kurbelwellenumdrehung 3 Kraftimpulse. Das ergibt einen äußerst ruhigen, ausgeglichenen Lauf, eine große Weichheit und Elastizität im Fahren.

Ein Zweitakt-3-Zylinder bedeutet aber noch mehr: Das Zweitakt-System ermöglicht, aus kleinstem Volumen größte Kraft zu entfalten. Aus nur 900 ccm Zylinderinhalt entwickelt der **DKW**-3-Zylinder volle 34 PS und erzielt 115—120 km/st. Auch Kraftstoffverbrauch und Steuer halten sich — eben dank dem kleinen Volumen — in niedrigen Grenzen: Normverbrauch nur 8,0 l; Steuer nur DM 162,— im Jahr.

So ist das Zeichen 3 = 6 Symbol eines außergewöhnlich leistungsstarken, geschmeidigen und wirtschaftlichen Motors. Dem **DKW**-3-Zylinder-Zweitaktmotor gehört eine große Zukunft!

tausend an der Zahl, zum Polizeipräsidium, um weitere Gefangene zu befreien. Es war etwa ein Uhr mittags, und während ihres Marsches hörten sie plötzlich das mahlende Geräusch von zwei russischen T 34, die von hinten näher kamen. Der Zug gab die Mitte der Straße frei und ließ die Panzer durch. Die Luken waren offen, und in jeder stand ein russischer Soldat; aber weder diese noch die Demonstranten machten irgendeine feindselige Geste.

„Als wir das Polizeipräsidium erreichten", erzählt K., „waren uns andere Aufständische schon zuvorgekommen; mit Steinen und Brecheisen hatten sie die Tore aufgebrochen und den inneren Hof gestürmt. Als sich mein Zug durch den Eingang drängte, feuerten Volkspolizisten vom Dach. Ich sah, wie drei von unseren Leuten erschossen und acht verwundet wurden. Trotzdem erzwangen sich einige Zutritt ins Gebäude und verlangten die Freilassung der Gefangenen. Es herrschte in diesem Augenblick zwar allgemeine Verwirrung, ich erfuhr aber, daß fünfundzwanzig Gefangene befreit wurden, ehe russische Soldaten uns hinaustrieben.

Gegen 2 Uhr mittags waren zwischen 15 000 und 20 000 Menschen um das Polizeipräsidium versammelt. Da fuhren zehn russische Panzer und zehn Kampfwagen in die Menge und zersprengten sie, während eine Kompanie russischer Infanterie sie von dem Platz in die Seitenstraßen abdrängte."

Als K. am Nachmittag des 17. zu Hause ankam, erfuhr er, daß die Polizei seine Wohnung durchsucht hatte. Er flüchtete nach Westberlin.

Von Magdeburg aus breitete sich der Aufruhr auf die Umgebung aus, die Bauern auf dem Lande erhoben sich. Noch wochenlang nach dem Aufstand fuhren die Funktionäre aus den Dörfern des Kreises Staßfurt allabendlich in diese etwa 40 Kilometer von Magdeburg gelegene Kreisstadt, um die Nacht im Schutz der russischen Panzer zu verbringen, statt in ihren eigenen Betten zu schlafen, wo sie Gefahr liefen, von erbitterten Nachbarn angegriffen zu werden. In den thüringischen Dörfern standen mit Heugabeln und Spaten bewaffnete Bauern in den Häusern derjenigen Gemeindebeamten Wache, die sich dem Aufstand angeschlossen hatten, und boten der Polizei, die sie verhaften wollte, Trotz.

In jedem wichtigen Industriezentrum kam es zum Aufstand. Streikende aus den Zeiß- und den Schott-Werken in Jena zum Beispiel drangen in das Regierungsgebäude und das kommunistische Gewerkschaftshaus ein und warfen die Akten auf die Straße; sie stürmten das Gefängnis und befreiten die politischen Gefangenen. In den Leunawerken bei Merseburg, der größten Fabrikanlage in der Sowjetzone, traten 25 000 Arbeitnehmer in den Streik und forderten eine andere Regierung. 8000 Arbeitnehmer der SAG Agfa-Wolfen bei Halle und die Belegschaft der

Farina
FARINA
KÖLNISCH
Johann Maria
gegenüberdem Jüch
FESTLICHE
GESCHENKE
UR·ECHT KÖLNISCH WASSER
ORIGINAL KÖLNISCH JUCHTEN
AUS DER ÄLTESTEN KÖLNISCH WASSER FABRIK DER WELT

Buna-Fabrik bei Merseburg taten das gleiche.

Richard S., vierunddreißig Jahre alt, war Geschäftsführer einer „volkseigenen" Fabrik in Dresden. Als er am Morgen des 17. Juni in sein Büro kam, standen alle seine Mitarbeiter umher und besprachen die RIAS-Berichte über den Streik in der Stalinallee. Die 1800 Arbeitnehmer eines nahegelegenen Werkes waren draußen versammelt und forderten jeden auf, die Arbeit niederzulegen und mit ihnen zu marschieren. „Nieder mit der Regierung!" riefen sie im Sprechchor. Das Büropersonal schloß sich der draußen versammelten Menge an.

Richard S. selbst fuhr den Demonstranten von Fabrik zu Fabrik voraus und forderte die Belegschaften auf, sich anzuschließen. Ich fragte ihn, wie das im einzelnen vor sich gegangen sei.

„Also", antwortete er, „ich ging zum Beispiel in eine Vorhangfabrik. Der Pförtner fragte mich nach dem Ausweis, aber ich sagte: ‚Lassen Sie den Unfug; ich bin in wichtigen Geschäften hier', ließ ihn stehen und ging hinein. Im Maschinensaal schrie und winkte ich mit den Armen, bis sie die Webstühle abschalteten. Dann sagte ich: ‚Ihr habt von den Helden der Stalinallee gehört. Wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Wir fordern ein vereinigtes Deutschland und freie Wahlen. Kommt mit uns auf die Straße.' Fast die gesamte Belegschaft kam heraus."

Richard S. und zwei seiner Ingenieure bildeten den Revolutionsausschuß. Jedesmal, wenn sie einen Lastwagen begegneten, überredeten sie den Fahrer, mitzukommen, und bald verfügten sie über eine beträchtliche, mit Frauen und älteren Leuten voll beladene motorisierte Abteilung. Um 11 Uhr vormittags zählte dieser Zug etwa 15 000 Menschen.

„Aus den Fenstern und von den Gehsteigen winkten uns die Leute freudig zu", erzählt S. „Ich fühlte mich wie neugeboren. Ich schickte jetzt fünfzig Mann zu Rad aus, die den Rundfunksender besetzen sollten; sie kamen jedoch mit der Nachricht zurück, daß die Russen und Volkspolizisten ihnen zuvorgekommen waren. In diesem Augenblick fuhren fünfzehn sowjetische Motorräder mit Maschinengewehren in ihren Beiwagen auf unseren Zug zu. Da ihnen niemand den Weg frei machte, hielten sie an. Streikende hoben das erste Motorrad auf und setzten es in umgekehrter Richtung wieder hin, worauf alle anderen kehrtmachten und davonbrausten.

Als wir den Theaterplatz erreichten, bemerkte ich in einer Seitenstraße dichtgedrängt 12 russische Panzer, 25 motorisierte Maschinengewehre, etwa 200 Volkspolizisten und ungefähr 400 Soldaten. Von einem Lautsprecherwagen wurde die Verkündung des Standrechts verlesen und den Demonstranten befohlen, auseinanderzugehen. Da begann die Menge abzubröckeln. Um 5.30 Uhr war der Theaterplatz leer."

Voller Enttäuschung lief Richard

...DARAUF EINEN Dujardin

S. umher. Auf dem Postplatz schwelte noch ein riesiges, auf Holz aufgezogenes Stalinbild. In der Nähe hatten die Russen eine Straßensperre errichtet, und dahinter hatten sich viele Menschen, die auf dem Heimweg waren, angesammelt. In der Annahme, daß sich ein neuer Demonstrationszug bildete, feuerten die Truppen in die Menge. S. sah, wie vier Personen fielen.

Am folgenden Nachmittag wurde er gewarnt; die Polizei sei hinter ihm her. Er flüchtete aus Dresden und gelangte nach Westberlin.

Die meisten, die bei dem Aufstand die Initiative ergriffen haben, waren junge Männer wie der achtundzwanzig Jahre alte Hans M. und der achtzehnjährige Günther K., zwei Arbeiter aus Gommern.

Am Abend des 16. Juni hörte Hans den RIAS-Kommentar über die Demonstrationen in Berlin. Am nächsten Morgen rief er auf der Arbeitsstätte seine Kollegen zusammen. „Wir sind nicht nur gegen die neuen Arbeitsnormen", sagte er, „wir sind gegen die Regierung." Noch während er sprach, brachte eine Kollegin die Nachricht, daß in der Frühe ein Transport politischer Gefangener im Gefängnis Gommern angekommen sei. Das erzählte er der Versammlung, und alle riefen: „Zum Gefängnis!" Fünfhundert Männer und Frauen marschierten los, und unterwegs schlossen sich ihnen mehr als tausend an.

„Beim Rathaus", sagte Hans M., „suchte ich zwanzig Mann aus un führte sie ins Büro des Bürgerme sters. Der hatte sich, zu Tode e schrocken, in einem Schrank ve steckt, aber wir ließen ihn in Ruh und zerstörten nur die roten Fahne Dann gingen wir ins Polizeirevi und schnitten die Telefonleitunge durch. Ich verhandelte mit de diensttuenden Offizier, und er schlo widerstrebend die Waffen ein. W nahmen sieben unbewaffnete Po lizisten mit. Beim Gefängnis befal ich ihnen, hineinzugehen und d Liste der politischen Gefangenen z holen. Ich machte sie darauf aufmerk sam, daß wir das Gefängnis stürme würden, wenn sie nicht in dreißi Minuten zurück seien.

Als die halbe Stunde vorbei wa ohne daß die Polizisten zurückge kommen waren, holten wir dre Baumstämme aus dem nahen Gehöl und rammten das schwere Holzto Von innen riefen die Gefangenen ‚Holt uns raus, holt uns raus!' Bein siebenten Stoß stürzte das Tor ein, und unser Haufen drang in den Ho

Wir befreiten insgesamt 121 „Po litische", darunter 70 Frauen und einige Jugendliche. Ein paa Frauen wurden vor Aufregung ohn mächtig; wir mußten sie aus de Zellen tragen. Wir sagten den Ge fangenen, sie sollten so schnell wi möglich verschwinden, aber einig von ihnen gingen noch zur Verwal tung hinüber, um ihre Zivilkleide zu holen. Etwa zwanzig Minuten später hielten zwei Lastwagen vo dem Gefängnis und luden achtzig

Aus dem Hause KRAFT

Diese vier Käsespezialitäten, von denen jede ihren eigenen Geschmack, ihren besonderen Charakter besitzt, bieten Ihnen willkommene Abwechslung. Wohlgeschmack verbindet sich mit hohem Nährwert. Allen gemeinsam ist die besondere Güte der KRAFT-Produkte. Sie stammen aus dem Hause KRAFT mit seiner jahrzehntelangen weltweiten Produktionserfahrung und sind

deshalb vollkommen

russische Soldaten aus. ‚*Dawai, dawai!* (Los! Los!)' kommandierten sie. Während sich die Menge verlief, fingen die Russen die meisten der Gefangenen wieder ein, die noch auf ihre Kleider warteten. Es war ein herzzerreißender Anblick; vielen von uns traten die Tränen in die Augen."

EINS der dramatischsten Ereignisse des Aufstandes war der Marsch der 12000 Hennigsdorfer Stahlarbeiter nach Ostberlin. In festgefügten Achterreihen kamen sie anmarschiert, in verschmutzter Arbeitskluft und schwarzgrauen Schirmmützen, ihre Schutzbrillen um den Hals gehängt. Vom Werk Hennigsdorf im Norden vor Berlin marschierten sie 20 Kilometer weit in Reih und Glied bis in den Westsektor, die diagonale Müllerstraße entlang und wieder in den Ostsektor. Es hatte stark geregnet, und von ihren Anzügen und Gesichtern tropfte das Wasser. Viele von ihnen trugen Holzschuhe, und der gleichmäßige Takt ihrer Schuhe auf dem Asphalt hallte durch die Straßen. Sie strahlten und trugen Blumen, die ihnen von Mädchen angesteckt worden waren.

Im Westsektor, durch den sie auf ihrem Weg zum Regierungsgebäude in Ostberlin hindurch mußten, wurden sie von den Zuschauern, die sich auf den Gehsteigen drängten, und von Frauen und Kindern, die ihnen aus den Fenstern zuwinkten, mit Jubel begrüßt. Gaststätten und Cafés schickten ihnen belegte Brote und Obst hinaus; Zuschauer beschenkten sie mit Zigaretten und Schokolade.

„Nieder mit der Regierung! Freie Wahlen!" riefen zwölftausend tiefe Stimmen. „Freie Wahlen!" antworteten die Menge von den Gehsteigen.

Dies *war* bereits eine freie Wahl. 12000 Männer gaben durch diesen Marsch im strömenden Regen ihre Stimme gegen die kommunistische Herrschaft ab. Es war ein Teil der großen nationalen Volksabstimmung, die an jenem Tage landauf, landab in der ganzen Sowjetzone stattfand; Männer und Frauen aus allen Bevölkerungsschichten wählten die Freiheit.

In Berlin stimmten sie am 17. Juni ab, indem sie die Arbeit verweigerten und marschierten; *alle* Räder standen still. Unter den Linden lauerten Gruppen von Streikenden den Wagen auf, in denen kommunistische Funktionäre saßen. Sie zwangen sie, auszusteigen und ihre Parteiabzeichen abzulegen; einige Wagen wurden in Brand gesteckt. Die deutsche Sowjetzonenregierung aber war verschwunden; die Minister wagten nicht, sich zu zeigen, und versteckten ihre Familien eiligst auf dem Land.

DANN kamen die russischen Panzer. Hunderte von Panzern. Jugendliche schleuderten ihnen große Steine entgegen. Junge Männer sprangen darauf und versuchten, die Luken zu öffnen und die Besatzungen anzugreifen. Dann feuerte der nächste Panzer aus Maschinengewehren auf die Angreifer. Die Panzer fuhren in die Menge hinein. Als ein Passant

Rote Nelke

So heißt dieses Cocktailkleid. Das echte Nelkenrot finden Sie auch bei HELUAN „Nelke", dem schönsten HELUAN-Nagellack. Regelmäßige Nagelpflege mit HELUAN-Lack und Lackentferner-Creme steigert Ihre Anziehungskraft und gibt Ihnen Charme und natürliche Sicherheit mit jeder Handbewegung. Millionen Frauen in der Welt wissen: HELUAN mit Stabilan trocknet sofort und haftet gut. HELUAN FEST, der Lackentferner in Cremeform ist praktisch und erhält die Nägel gesund u. schön.

Erst wenn Sie HELUAN kennen, wissen Sie, wie schön Ihre Nägel sein können.

heluan

PARIS - LONDON - NEW YORK

Dr. Wurmböck GmbH. München

Ein Name, der die Welt erobert....

von den Raupenketten zu Brei zerwalzt wurde, warf man eine Decke auf seine Überreste und errichtete darauf aus zwei Latten ein Kreuz.

Um 11.15 Uhr vormittags erschienen mehrere Panzer vor dem Brandenburger Tor. Sie feuerten auf drei junge Männer, die oben auf dem Tor standen.

Der eine war ein Autoschlosser mit frischem Gesicht und lockigem Haar. Bei Kriegsende, als die Russen kamen, war er fünfzehn Jahre alt gewesen und politisch ein unbeschriebenes Blatt. Aber die acht Jahre seitdem haben ihn zum leidenschaftlichen Gegner des Kommunismus gemacht. Am Morgen des 17. Juni schloß er sich dem Zug in der Stalinallee an; er marschierte mit ins Stadtinnere und riß Spruchbänder und Plakate herab. Dann ging er hinüber zum Brandenburger Tor, von dessen First die rote Sowjetfahne wehte.

Mit seinen Kameraden kletterte er auf einer Leiter hinauf und holte die Fahne vom Mast ein. Von unten riefen die Menschen ihnen zu: „Achtung! Russen! Kommt runter!" Sie stiegen herab. Der eine aber borgte sich ein Messer und kletterte wieder nach oben. Während die Panzer ihre Geschütze auf ihn richteten, schnitt er die Fahne ab und warf sie der Menge zu, die sie in Stücke riß. Fotografen, die, nur fünfzig Meter entfernt, vom Westsektor aus diese Szene für die Nachwelt festhalten konnten, hatten ihren großen Tag.

Der junge Mann rutschte die Leiter hinunter und wurde wie ein Held empfangen. Dann ging er in den Westsektor und kaufte eine Stadtfahne von Berlin mit dem stehenden Bären. Anderthalb Stunden später stieg er wieder zum First des Brandenburger Tores und hißte die Stadtflagge. Die Maschinengewehre dreier Panzer schossen, was die Gurte hergaben, aber er entkam, während die Panzer weiter die Fahne beschossen.

Um 11.45 Uhr vormittags versammelten sich 50 000 Berliner zu einer Demonstration gegen die Regierung im Lustgarten. Um 12 Uhr stellten Straßenbahn, Omnibus und Untergrundbahn den Verkehr ein. Die Volkserhebung zog immer weitere Kreise — den Panzern zum Trotz.

Um 1 Uhr mittags verkündete Generalmajor Dibrowa, der russische Militärkommandant des Sowjetsektors von Berlin, das Standrecht und eine Ausgehsperre. Es wurde verboten, Gruppen von mehr als drei Personen auf der Straße zu bilden.

Aber Massenbewegungen können nicht so leicht abgeschaltet werden. Immer noch waren die Straßen voller Menschen. Panzer und Volkspolizisten feuerten in die Menge. Es gab viele Tote; eine große Anzahl Schwerverwundeter wurde aus dem Ostsektor in Westberliner Krankenhäuser getragen. Am Ende aber gewann die sowjetische Panzerwaffe die Herrschaft über die Straßen zurück — ein Ersatz für die nicht mehr vorhandene Regierung.

Das war echter Militarismus und

Und immer sind sie dabei...
ZentRa-Uhren
in den Preislagen
DM 42.- bis 400.-
ZentRa
ZentRa-Uhren nur im Fachgeschäft,
erkenntlich an dem roten Wappen.

schlechter Marxismus. Eine Anzahl Beobachter behauptet, daß das russische Militär zeitweise gegenüber den Demonstranten eine zögernde Haltung eingenommen habe. Manche Soldaten winkten den Streikenden aus ihren Panzerluken zu. Bestimmt haben sie in ihren sowjetischen Schulbüchern Geschichten über solche Volkserhebungen gegen den Zaren gelesen, und hier wurden ihre bolschewistischen Texte zur lebendigen Wirklichkeit. So soll nach kommunistischer Auffassung eine Revolution vor sich gehen: durch die Wucht der Massen und Arbeitsniederlegung stürzt das Volk die ihm verhaßte Regierung.

Diese Beschreibung trifft genau auf den Volksaufstand vom 16. und 17. Juni 1953 zu; nur war er nicht das Werk der Kommunisten, sondern richtete sich *gegen* sie. Er zeigte, daß die meisten Menschen in der Sowjetzone frei sein wollen und sehr wohl wissen, daß weder materieller Wohlstand noch Freiheit möglich sind, solange Kommissare des Kremls über sie herrschen. Ohne das Ei greifen der russischen Panzer hätte die Aufständischen gesiegt. 18 Mi lionen Deutsche der Sowjetzone w ren frei gewesen und hätten sich m den 48 Millionen Westdeutsche vereinigt. Dieses Ziel aber blei bestehen.

In einem Zeitalter, in dem Indie Pakistan, Burma und Indonesien ih Unabhängigkeit erreicht haben u in dem die übrigen Länder Asie und Teile Afrikas eine ähnliche E leichterung erstreben, können n Phantasten glauben, daß europäisch Nationen die sowjetische Herrscha noch lange ertragen werden. A Ende wird die Freiheit siegen.

Der Tag der Befreiung ist dur den Juniaufstand näher gerückt. D tapfere Herausforderung der russ schen Tyrannei hat allen andere versklavten Satellitenvölkern ne Hoffnung gegeben. Diktatoren li ben die Tapferkeit nicht und such sie durch Terror auszurotten; u wenn ihnen das nicht gelingt, si sie letzten Endes machtlos.

EIN BESUCHER sah im Kreml zwei Ölgemälde und erkundigte sich, wen das erste, mäßig große Porträt darstelle. Das sei das Bildnis des großen russischen Erfinders Iwanow. „Er hat das Radar, das Radio, die Artillerie, die Eisenbahn, den Bleistift, das Klavier und den Beton erfunden."

Der Besucher fragte nach dem zweiten Porträt, das zehnmal so groß war. „Das ist Petrow, unser größter Erfinder."

„Und was hat der erfunden?"

„Iwanow."

N. Y. H. T.

MAG DER STURM AUCH TOBEN

Aus dem Buch „Let the Hurricane Roar"

von

ROSE WILDER LANE

INE ERZÄHLUNG von dem Mut und der Zuversicht der ersten Siedler der noch ungezähmten Prärie von Dakota. Mit dieser Schilderung ist ose Wilder Lane in die Reihe der wenigen Autoren aufgerückt, die am erk sind, ein aus den Wurzeln amerikanischen Volkstums genährtes chrifttum von bleibendem Wert zu schaffen.

Der Roman wurde bei seinem Erscheinen vom amerikanischen Publikum nd der Presse mit Begeisterung aufgenommen. Er hat seither beinahe des Jahr eine Neuauflage erlebt.

Die vollständige deutsche Buchausgabe ist unter dem Titel „Laßt den Sturm nur heulen" im VERLAG DER GREIF Walther Gericke Wiesbaden erschienen.

Mag der Sturm auch toben

Als sie noch Kinder waren und zusammen spielten, sagten sie, sie würden einander heiraten, sobald sie alt genug wären, und als sie alt genug waren, heirateten sie.

Caroline konnte sich nie genug darüber wundern, daß ein Mann wie Charles, lachend, verwegen, ein kühner Jäger, ein Tänzer, Geiger und Kämpfer, sie, die Stille und Schüchterne und gar nicht besonders Hübsche, zur Frau genommen hatte.

Als sie heirateten, gab es im Umkreis der Siedlung nur noch wenig guten Grund und Boden. Weiter westlich war das Land noch nicht besiedelt, und man sagte, es sei fruchtbar und eben und ohne Wälder, die man erst hätte roden müssen. Also zogen sie nach Westen.

Eigentlich gehörte Charles' Arbeitskraft bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahr seinem Vater. Aber der Vater war großzügig und konnte sich das auch leisten, da er außer Charles noch sechs jüngere Söhne hatte: er erließ ihm die mehr als zwei Jahre, die Charles noch hätte bei ihm bleiben müssen, und schenkte ihm obendrein das Gespann und den Wagen, die sein Arbeitslohn gewesen wären, wenn er bis zum einundzwanzigsten Jahr bei ihm gearbeitet hätte.

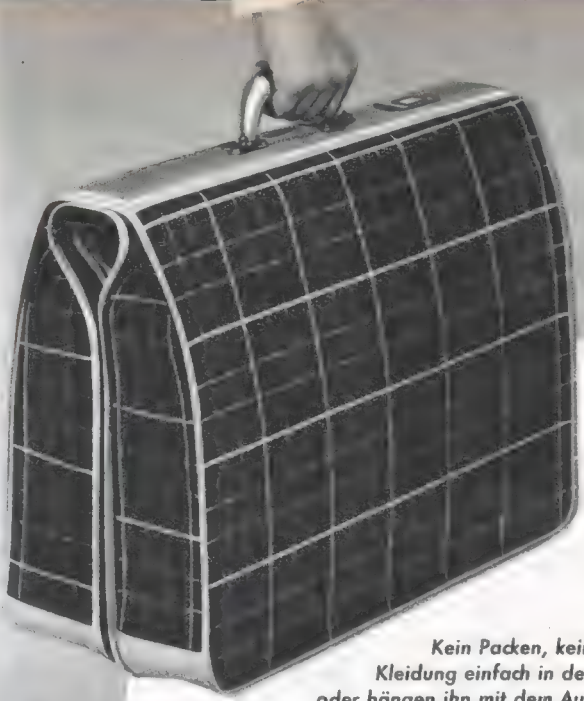
Carolinens Eltern gaben ihr zwei Wolldecken und zwei mit Wildgansdaunen gestopfte Kopfkissen mit, nebst Kochtopf, Bratpfanne und Tiegel. Sie gaben ihr einen Schinken, einen Käse, Ahornzucker und Tennysons *Gedichte*, schön in Grün und Gold gebunden, mit Stahlstichen. Sie nahm auch die Steppdecken mit, die sie selber aus Flicken zusammengenäht hatte. So fuhren sie wohlversorgt ab.

Sie wußten nie, was schöner war – die abwechslungsreiche Fahrt bei Tage westwärts auf unbekannten Wegen, oder die Abende am Lagerfeuer, wenn Charles auf seiner Geige spielte, während die Pferde grasten und die Sterne oder der Mond zu ihren Häupten schienen und die Nachtluft so herrlich duftete. Bei seinem Lieblingslied sprang er immer auf, und seine Stimme trug die trutzigen, triumphierenden Worte über die rauhen Felder hin, daß es von den weiten, unbezwungenen Wäldern widerhallte:

Was Wetter und Wind!
Was Sturmgebraus!
Das geht vorüber,
Das halten wir aus!
Ein Steuermann führt uns mit starker Hand
Zuletzt an Kanaans glücklichen Strand.

Später schüttete Caroline das Feuer zu, Charles band die Pferde für die Nacht fest, und sie gingen im Wagen zu Bett.

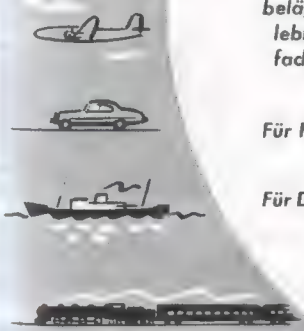
Charles schoß täglich ein Stück Wild, und wenn sie Mehl und Tee und Zucker brauchten, kampierte sie in der ersten besten Siedlung, w



Der Schrank in der Hand ★

der neue
ALL-ZWECK
MÄDLER
Aviatic
AUTO-SACK

Kein Packen, kein Knittern. Sie hängen Ihre Kleidung einfach in den Autosack, legen ihn flach oder hängen ihn mit dem Auto-Fensterhaken auf. Faltet sich zum bequemen Tragen zusammen. Mit Ledergriff und Lederbelägen, Schloß und Packgurte. Aus braun oder grün Popeline oder lebhaftem Karostoff mit kariertem Futter und extra Reißverschlußfach, mit 4 Spezial-Bügeln.

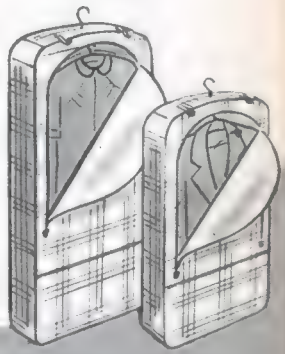


Für Herren für 4 Anzüge 100 cm lang DM **67.50**

Für Damen für 10 Kleider 137 cm lang DM **76.50**

Prospektblatt kostenlos

★ D.B.G.M. 1 661 618



MÄDLER

Eigene Verkaufsstellen in Frankfurt a. M. - Hamburg - Düsseldorf - Stuttgart - Zürich - Basel

Fabrik in Offenbach a. M.

er sich durch seine Arbeit Lebensmittel verdiente.

Es war Spätsommer, als sie die westliche Prärie erreichten. Charles fand mit seinem Gespann Arbeit beim Eisenbahnbau. Mit dem Ansiedeln habe es ja noch Zeit, sagte er. Er wollte sich nach etwas Geeignetem umtun, und sie sollte unterdessen im Camp bei der Bahn bleiben. Sie erwartete ein Kind, und er wollte Geld verdienen.

Das Camp für die Männer, die die Bahn nach Westen vortrieben, lag winzig inmitten der unabsehbaren Ebene; Schlafhaus, Lagerküche und Kantine. Mrs. Baker und ihre Schwester, die in der Küche regierten, waren grobe, pausbäckige Weiber, und Caroline wollte nicht bei ihnen wohnen. So baute Charles ihr eine Hütte aus Rasenstücken. Er stach die zähen Streifen aus, und sie half ihm, die Wände aufzuschichten und die Wagenplane darüberzubreiten. Ein Binsendach hielt die Sonnenglut ab. In zwei Tagen stand die Hütte fix und fertig da, sauber und kühl und ganz ihr eigen.

Charles fuhr Proviant zu dem 30 Kilometer weiter westlich gelegenen neuen Camp. Jede zweite Nacht war sie allein. Man konnte die Wölfe in der Ferne heulen hören. Aus der Kantine nahebei dröhnte das Stiefelgepolter und rauhe Stimmengewirr der Männer, die dort tranken und ihr Geld verspielten. Charles hatte ihr ein Gewehr gegeben, und sie fürchtete sich nicht. Aber sie fühlte sich einsam.

Als der September kam, wurden die Winde schneidend, und den ganzen Tag lang hallte der graue Himmel wider von den Schreien südwärts ziehender Vögel. Die Camps wurden geschlossen, die Arbeit ruhte bis zum nächsten Jahr. Charles hatte Geld genug für den Wintervorrat und für Werkzeug und Saatgut verdient — und er hatte einen Platz gefunden, wo sie sich ansiedeln konnten.

Seine blauen Augen funkelten, als er es ihr sagte. Es sei dort, erzählte er, schon ein regelrechter Unterstand mit Rasendach und ein Stall aus Rasenstücken vorhanden, und 20 Hektar Boden seien schon umgebrochen. Ein anderer habe das Grundstück in Besitz gehabt und das alles schon geschafft, gebe es aber nun auf und kehre nach dem Osten zurück; er könne, habe er gesagt, einen zweiten Winter in dieser Einsamkeit nicht aushalten.

„Wird's dir nicht auch zu einsam sein, Caroline?" fragte Charles. „Du wirst auf 50 Kilometer keinen anderen Menschen haben."

„Du wirst nicht wegmüssen?"

„Nein, ich werde da sein, aber —"

„Nein, es wird mir nicht zu einsam sein", sagte sie.

Mitten in der Nacht machte Charles sich auf den Weg zum Registrierungsamt, 50 Kilometer weit, um sich dieses Grundstück zu sichern, ehe ihm ein anderer zuvorkäme. Er war noch keine zwanzig Jahre alt, aber das Haupt einer Familie, so brauchte er mit dem Antrag nicht zu warten, bis er einundzwanzig war.

Dorndorf

Der Markenschuh,
ein Geschenk,
das gefällt,
paßt und hält

Geschäfte, die Dorndorf-Schuhe führen, nennt Ihnen die Dorndorf-Schuhfabrik, Zweibrücken

Am dritten Tag, als es bereits dunkelte, hörte Caroline ihn schon von weitem singen, daß es das Rattern des Wagens übertönte. Er hatte die Papiere. In fünf Jahren würden sie Herren auf eigenem Boden sein.

Die Arbeit ruhte in den Camps. Zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß zogen die Männer nach Osten zurück, ins besiedelte Land. Caroline half Charles beim Verladen der Vorräte, und sie brachen nach Westen auf.

Mrs. Baker war außer sich, als sie hörte, daß Charles und Caroline den Winter über nicht nach Osten gingen. Die Hände in die Hüften gestemmt, trat sie vor Charles hin.

„Dieses Kind, in dem Zustand!" herrschte sie ihn an. „Wollen Sie sie umbringen?"

Charles erschrak. Noch nie hatte er darüber nachgedacht, daß es gefährlich sein könne, ein Kind zu bekommen, und er war bereit, alles aufzugeben und Caroline zu ihren Angehörigen zurückzubringen. Aber Caroline dachte an das Stück Land. Sie wußte, wenn Grundstücksmarder sich unterdessen dort einnisteten, konnte es sein, daß sie Charles umbrachten, wenn er im Frühjahr wiederkam. So etwas kam oft vor. Mit ihrer sanften Stimme sagte sie höflich: „Leben Sie wohl, Mrs. Baker, wir müssen jetzt fort."

Sie fuhren ab, aber Charles war noch immer bereit, umzukehren. Caroline erwähnte wohlweislich nichts von Grundstücksmardern. „Kinderkriegen ist doch etwas ganz Natürliches", sagte sie nur ruhig. „Ich kann unseres ebensogut dort zur Welt bringen wie anderswo."

Sie fuhren den ganzen Tag und begegneten keinem Menschen. Einmal sahen sie in der Ferne einen Reiter, einen Indianer vielleicht, oder vielleicht einen der weißen Banditen, die weiter westlich ihre Schlupfwinkel hatten.

Den ganzen Tag blieb der Horizont rings um sie her unverändert, das Steppengras wogte leise im Wind. Nachmittags kamen sie an einer einsamen Pappel vorbei, einem Wahrzeichen für die ganze Gegend, und Charles lenkte vom Wege ab, um etwas Pappelsamen mitzunehmen.

Gerade vor Sonnenuntergang bogen sie um das Ende eines Rieds, und die Pferde blieben stehen.

„Da sind wir!" rief Charles.

Caroline machte große Augen, als sie auf das Wasser in dem Bachbett hinunterschaute. Charles lachte laut. Er hatte ihr nichts von diesem Bach gesagt, um sie zu überraschen. Sie hatte nicht gewußt, daß das Grundstück Wasser hatte. Sie brauchten also keinen Brunnen zu graben.

„Ich hab' mir gedacht, wir nennen ihn ‚Wildpflaumenbach' ", sagte Charles. Zwei kleine wilde Pflaumenbäume standen am Wasser. „Sie haben Leben in sich", sagte er. „Im Frühjahr werden sie blühen."

Er konnte es kaum erwarten, ihr den Unterstand zu zeigen. Er lag unter ihren Füßen. Er war ebenmäßig mit Prärierasen gedeckt, und Gras verbarg das Ende des Ofen-

EAU DE COLOGNE AB DM 1.90

PARFUM AB DM 2.25

rohrs. Ein Fußweg führte schräg an der steilen Bachböschung hinunter zum Eingang.

Durch die Tür trat man in einen Raum, groß genug, alle Vorräte aufzunehmen. Der Lehmfußboden war glatt und hart gestampft; über die Decke und einen Teil der Wände war Zeltleinwand gespannt. Ein Bettkasten war da, ein Tisch, eine Bank und ein eiserner Kochofen. Charles hatte das alles vom bisherigen Eigentümer erstanden. Die Sonne schien zur Tür herein, durch die der Blick über das niedere Westufer des Baches hinweg auf die grenzenlose Prärie ging. Es gab sogar eine kleine, mit Ölpapier verschlossene Fensterluke; da konnte im Winter Licht hereinkommen.

Wo hätten sie's kühler im Sommer und traulicher für den Winter haben können? Und dieses ganze behagliche Nest und was an Annehmlichkeiten dazu gehörte — der aus Rasenstücken gebaute, gute Stall, die 65 Hektar fetten, baumlosen Bodens, der Bach und sogar ein Stück Ried, das Heu für die Pferde hergeben würde und Heu zum Heizen des Ofens — alles das war ihr eigen! Sie brauchten bloß hier zu leben und das Land zu bebauen, und in fünf Jahren gehörte es ihnen!

Alles war wohlversorgt, bevor die Schneestürme kamen. Die Pferde hatten es warm im Stall, Heu und Hafer war da, genug bis zum Frühjahr. Charles hatte die ganze Wiese gemäht, und die Schober standen hoch aufgetürmt neben dem Sta

Die Winde heulten, und tief Schnee legte sich in Wehen über d Land. An klaren Tagen zog Charl mit seinem Gewehr aus und kam m Fleisch und Forellen heim. Caroli schrubbte und buk und wusch u bügelte und kochte. An Tagen, denen die Schneestürme pfeifen und fauchend von Nordwesten k men, tastete sich Charles nur eb bis zum Stall und zurück. Er hat vom oberen Ende des Fußwegs b zur Stalltür ein Seil gespannt, so ve lor er in dem Schneetreiben, das eine ganz blind machte, nicht den We

Aus zwei Kisten machte Charl eine Wiege. Er schabte das Holz sor fältig mit einer Scherbe eines ze brochenen Lampenzylinders, bis so glatt war wie seine Hand, und i das Kopfbrett schnitzte er zwei Vö gel und ein Nest. Freundlich schie die Lampe, vom Ofen kam Wärm und leckerer Duft von Gebratenem Später nahm Charles seine Geig aus dem Kasten und spielte und sang wobei er mit dem Fuß den Tak klopfte. Im Februar war die Wel lautlos in Schnee begraben. Carolin war jetzt schwer und unbeholfe und kurzatmig. Obwohl gutes Jagd wetter war, ließ Charles sie doch ni lange allein. Das Schweigen diese meilenweiten, von Menschen völli unberührten, nur von den unmensch lichen Winden und den Pfoten wil der Tiere gezeichneten Schneeflähe war ohne Feindschaft und ohne E barmen.

Caroline suchte sich an alles zu e

Haben Sie heute schon einen **UNDERBERG** *getrunken?*

Um die Weihnachtszeit hat es der Magen bestimmt nicht leicht, er streikt mitunter. Da ist man dankbar für einen

UNDERBERG

Täglich **UNDERBERG** *und Du fühlst Dich wohl!*

innern, was sie über Geburt und Geburtshilfe gehört hatte; es war sehr wenig. Sie ließ Charles nicht merken, wie sehr sie nach ihrer Mutter verlangte.

Die Wehen begannen an einem frühen Nachmittag. Sie hatte gerade Brotteig angerührt und beiseite gestellt; sie holte ihn jetzt näher an den Ofen, damit er schneller aufgehe. So konnte sie den Teig kneten und zu Broten formen, bevor Charles ihr Gesicht sah. Sie hatte gewußt, daß die Schmerzen arg sein würden, und war entschlossen, nicht zu schreien. Sie wollte es nicht noch schwerer für Charles machen.

Die Nacht war sehr lang. Sie lag im Bett und lächelte Charles zu, sooft sie konnte. Schlimmer noch als der Schmerz war die Todesangst. Verzweifelt klammerte sie sich an Charles, aber auch er war ratlos. Dann verschwamm ihr alles. Sie hörte Schreie und wußte, sie kamen von ihr; sie war nicht imstande, sie zu unterdrücken. Die ganze Welt war eine einzige unerträgliche Qual, sie selber am Vergehen, Verschwinden...

Das Kind, ein Junge, kam am Morgen des zweiten Tages zur Welt, an ihrem siebzehnten Geburtstag, wie ein Geschenk. Sie nannten ihn Charles John. Es war ein dicker, gesunder Bub. Er schrie fast nie. Caroline wusch täglich seine Wäsche und badete ihn im Schneewasser, das sie auf dem Ofen wärmte. Wenn sie ihn im Arm hielt und ihm die Brust gab, war ihr, als könnte sie so viel Glück gar nicht fassen.

Im Frühjahr schwand der Schne fast von einem Tag auf den andern über Nacht war die Prärie bunt vo wilden Blumen. Den ganzen Ta über stand die Tür offen, und Caroline nahm das Baby und ging zu den Feld, wo Charles pflügte. Das ganz Land ringsum war von Verheißun geschwellt.

In diesem Jahr sollte die Eisenbahnstrecke bis auf 16 Kilomete Entfernung von ihrem Grundstück weitergeführt werden. Eine ganze Anzahl Familien kampierten scho an der Stelle, wo die Stadt geplan und bereits abgesteckt war, und schon nächstes Jahr, hieß es, würden die Züge laufen. Überall wurden Grundstücke angekauft, und Caroline und Charles waren froh, daß sie zuerst gekommen waren und das Beste erworben hatten. Sie würden den ersten Weizen in dieser Gegend haben.

Eines Morgens im Mai, als das Weizenfeld schon grünte und Charles beim Kartoffelnstecken war, kam ein von Ochsen gezogener Planwagen über die Prärie daher. Am Abend zeigte Charles seiner Frau ein Lagerfeuer, etwa einen Kilometer weit entfernt, und am Morgen darauf waren die Ankömmlinge schon dabei, eine Hütte aus Rasenstücken zu bauen.

„Wir bekommen Nachbarn", sagte Charles freudig. Am nächsten Morgen ging er hinüber, um die „Neuen" zu begrüßen. Er kam enttäuscht zurück, es waren Schweden, die kaum ein Wort Englisch sprachen.

Cadet-hop" — Hopsereien — nannte man spaßhaft die Bälle der Marinekadetten von Westpoint im Jahre 1859. Die Tanzkleider von Margaret Astor Ward und ihren Freundinnen waren ganz bewußt farblich auf die Uniformen ihrer Tanzpartner abgestimmt.

ASTOR

Eine Waldorf-Astoria Cigarette

im Königsformat mit Korkmundstück

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG-MÜNCHEN

Ein paar Wochen später um die Mittagszeit erschien Mr. Svenson in der Tür, ein großer Mann in staubigen Kleidern, mit schwieligen Händen und einem kummervollen breiten Gesicht. Tränen glänzten in seinen blauen Augen. Er streckte die Arme gegen die weite Prärie hin und stieß dabei ein seltsames Heulen aus, ähnlich dem ewig sausenden Geräusch des Windes. Er hielt zwei Finger hoch; der eine, gab er ihnen zu verstehen, war er selber, der andere seine Frau. Er hob flehend die Hände zu Caroline. Seine Frau fühle sich so einsam.

Am selben Nachmittag zog Caroline ihr bestes Kleid an, setzte ihre beste Haube auf, nahm ihr Baby in die Arme und wanderte über die Prärie. Vor der Wolldecke, die der Hütte der Schweden als Tür diente, blieb sie stehen und rief schüchtern: „Mrs. Svenson?"

Eine flachshaarige Frau, nicht älter als Caroline, lüftete die Decke. Ganz zittrig vor Aufregung führte sie Caroline an der Hand in die Hütte. Als einziger Stuhl diente der Wagensitz, den sie herausgenommen hatten. Eifrig lächelnd und unverständlich redend nötigte Mrs. Svenson ihren Gast, Platz zu nehmen. Dann tat sie Kaffee und Wasser in den Topf und eilte hinaus, um ihn über ein Büffeldungfeuer zu setzen. Sie hatte keinen Ofen.

Die Wagenplane lag zusammengefaltet auf dem Fußboden, und darauf war ein dickes Unterbett nebst Kissen und Deckbett sauber hergerichtet. Einige Fässer und zw große bemalte Truhen standen einer Ecke. Mrs. Svenson öffnete ei der Truhen, nahm zwei Tassen u Untertassen heraus und brachte da den Kaffee.

„Tasse", sagte Caroline, darauf hi deutend. „Tasse!" sprach Mrs. Sve son nach. Sie lachte und zeigte da ihre kräftigen weißen Zähne.

„Untertasse", sagte Caroline.

„Untertasse", echote Mrs. Sve son eifrig. Dann deutete sie auf alle hand andere Dinge. Es war wie ei Spiel. „Bee-bii", wiederholte Mr Svenson viele Male, und Carolin überließ ihr den Kleinen für ei Weile. Er lachte und strampelte ihren Armen.

Als Caroline ging, führte Mr Svenson sie noch zum Stall, um ih zwei Bienenstöcke zu zeigen. Carol ne brachte ihr „Bienen" und „Ho nig" bei und machte sich dann au den Heimweg, begeistert, daß s nun Charles soviel zu erzählen hatte

Von nun an verbrachten die be den jungen Frauen oft, zuweile zweimal in der Woche, einen Nach mittag miteinander, im Unterstan oder in der Schwedenhütte. Da Caroline jetzt in kaum einem Kilo meter Entfernung eine Nachbari hatte, schien ihr ein Anzeichen d für zu sein, wie rasch die Besiedlun des Landes fortschritt.

Der Anbau stand gut; außer de Weizen würden sie Kartoffeln, weiß und gelbe Rüben und Mehl für de nächsten Winter haben und Gel genug für den übrigen Bedar

Erregt überall Bewunderung

Der neue Lamy 27

Seine vornehme Eleganz und die bestechende Harmonie seiner Linienführung erfreuen jedes Auge. Wer ihn sieht, bewundert ihn. Doch seine wichtigsten Merkmale sind technischer Art. Sie offenbaren sich in seiner Zuverlässigkeit, in seiner Schreibsicherheit in jeder Lage, in seiner fast unbegrenzten Haltbarkeit.

Wichtige Vorzüge des Lamy 27:

- Neuartige Tintenführung (Patent angem.), stets gleichmäßiger Tintenfluß.
- Große Ausgleichskammern von verstärkter Kapillarität, gegen Wirkung der Schwerkraft gesichert. (Pat. angem.)
- Unempfindlich gegen Luftdruckschwankungen, daher flug- und hochgebirgssicher.
- Neuartige patentierte Federbefestigung (DBP). Seitliches Verschieben der Feder unmöglich.
- Neuartige Feder ermöglicht druckloses, nicht ermüdendes Schreiben (kein Schreibkrampf).
- 14karätige Goldfeder mit Osmium-Spitze gewährleistet fünfundzwanzigjährige Schreibdauer.
- Durch vier längliche Kontrollfenster (DBP) läßt sich Tintenvorrat jederzeit feststellen.
- Elegante und ausgeglichene Form, die gut in der Hand liegt.
- Bei 27 R, 27 CL und 27 C Schiebekappe mit zuverlässigem Federverschluß.

Preis:
19,50

In Luxusausführung
25,-
32,-
39,-

LAMY 27

Es ist eine Freude, mit ihm zu schreiben

In guten Fachgeschäften erhältlich. Lieferbar in 4 Farbtönen und der für Ihre Hand passenden Federspitze

EIN SPITZEN-ERZEUGNIS DER
C. JOSEF LAMY GMBH · HEIDELBERG

Übers Jahr, wenn alles gut ging, konnten sie vielleicht eine Kuh anschaffen. Wenn Charles die Eigentumsurkunde bekam, wollten sie ein Holzhaus bauen.

Sie pflanzten die Pappelsamen in Doppelreihen rings um den Platz, den sie für das Haus ausgesucht hatten. Täglich, wenn die andere Arbeit getan war, schleppte Caroline Dutzende Eimer Wasser vom Bach zu den Pappelsämlingen. Sie sollten einmal einen hohen Windschutz abgeben.

Gegen Ende Juni sagte Charles eines Morgens: „Ich will dir was zeigen." Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Sie folgte ihm den Fußweg hinauf und durch das Ried und blieb dann überrascht stehen. Die grünen Halme des Weizenfeldes stiegen vor ihr auf, so hoch, daß sie ihr bis an die Brust reichten.

„Schau, Caroline!" Charles' Stimme schlug fast über. „Das gibt 27 Doppelzentner pro Hektar! Weizen steht hier jetzt über dreieinhalb Dollar der Doppelzentner. Macht 2000 Dollar für die Ernte hier!"

Sie stand wie betäubt. Es war eine Summe, die ins Unwirkliche ging. Ganz ehrfürchtig sagte sie: „Wir könnten eine Kuh haben."

„Eine Kuh!" rief Charles. „Eine Herde Kühe! Wir werden das Land einzäunen. Wir werden das Haus bauen. Ich werd' dir ein seidenes Kleid kaufen! Wir werden einen Kutschwagen haben und eigens ein Gespann dazu!" Er nahm sie auf die Arme, schwenkte sie rundherum, daß ihr schwindlig wurde, und tan te und schrie nur immer: „Wir sin reich, Caroline, reich!"

Abend für Abend gingen sie hin aus, um nach dem Weizen zu schau en. Die Frostzeit war vorbei, un Regen brauchte die Frucht nich mehr. Charles ging daran, innerhal der Doppelreihe winziger Pappe schößlinge den Keller des neue Hauses auszuschachten. Caroline wa in einer Blockhütte zur Welt g kommen, aber Charles hatte noc eine schwache Erinnerung an ei weißgetünchtes Haus weit drübe im Osten; so sollte auch dieses Ha hier werden.

Sein Reich war ihm jetzt nich mehr groß genug. „Ich sollte noc ein Stück Land beantragen, wo ma Bäume pflanzen kann", sagte e

„Caroline, jetzt werden wir grof zusammen mit dem größten Lan der Erde!"

„Da würden wir hundert Bäum pflanzen und fünf Jahre lang pflege müssen", erwiderte sie. „Du würde dich zu Tode rackern mit zwei s großen Grundstücken."

Er lachte übermütig. „Wozu is Geld da? Wir können uns Hilfskräft leisten."

Vor Sonnenaufgang fuhr er mi dem Bretterwagen los. Es gab jetz ein Registrierungsamt in der künfti gen Stadt; er konnte abends wiede zurück sein.

Ihr Tagewerk war jetzt nur noc wie eine Hülse, gefüllt mit einer Zu kunft, die ihr wirklicher war als di Gegenwart. Bei dem neuen Hau

C-W

Stets ein Geschenk, das Freude weckt!

Bi
STRÜMPFE
Punkt für Punkt perfekt

würde es einen Brunnen geben, mit einer Pumpe, da brauchte sie das Wasser nicht mehr aus dem Bach heraufzuschleppen. Der Kleine würde weiche Flanellröckchen bekommen und feine, spitzenbesetzte Kleidchen. Und die Fußböden würden aus Holz sein, leicht zu fegen und aufzuwischen.

Als die Sonne unterging, trug sie getreulich Wasser zu den Schößlingen. Den müden Rücken aufrichtend, betrachtete sie das unfertige Loch im Boden, das der Keller werden sollte. Das weiße Haus stand ihr vor Augen, geborgen im Windschutz hoher Bäume, umgeben von Feldern, die ihren goldenen Weizensegen verströmten. Unser Daheim! Der Kleine wird nie von einem anderen wissen. Hier in dem großen weißen Haus wird er zum Jüngling und zum Mann heranwachsen, wird auf den Weizenfeldern und in den geräumigen Stallungen arbeiten und auf seinem eigenen Pferd durch die Prärie reiten. Er wird keine Erinnerung an das Leben in einer armseligen Erdhöhle haben.

Es war schon dunkel, als sie den Wagen kommen hörte. Sie ging mit einer Laterne hinaus, um Charles am Stall zu empfangen. Der Lichtschein fiel auf eine Ladung Bauholz, und hinter dem Wagen tauchte eine nagelneue, rotlackierte Mähmaschine auf; ihre Stahlteile blinkten im Licht. Neben Charles lag ein Haufen Pakete.

Er sprang übers Rad herunter und schloß sie in die Arme, daß ihr der Atem verging. „Rate, was ich dir mitbringe!"

„Aber, Charles, wie — ach, du ha doch nicht etwa Schulden gemacht?"

„Warum nicht? Wir sind doch g dafür? Du solltest sie mal über u sern Weizen reden hören, in d Stadt! Ich habe einen Antrag auf d Grundstück überm Bach eingereich Wir haben den besten Boden in d ganzen Gegend! Wenn hier er überall Weizen steht... Ja, du ha doch wohl nicht gedacht, ich würd die 16 Kilometer mit leerem Wage fahren? Die Mähmaschine müsse wir haben, nicht? Und das Holz doc auch?"

So ein Abendessen, so ein Aben war noch nicht dagewesen. Charl hatte ein Beefsteak mitgebrach Konfekt, Rosinen und sogar ei Pfund Butter und ein Pfund weiße Zucker. Er hatte eine Klapper fü den Kleinen gekauft und Stiefelchen die noch viel zu groß für ihn waren Dann öffnete er ein Paket, und e liche Meter schimmernder braune Seide kamen zum Vorschein. Caro line blieb der Atem weg. Sie traut ihren Augen nicht. Sie berührte de Stoff ehrfürchtig. „Dein Haar is noch viel seidiger." Charles bemüht sich, leichthin zu sprechen. Abe dann kam's ihm doch aus tiefem Her zen: „Gott sei Dank, daß ich von nu an für dich und das Kind sorge kann."

Nach dem Abendessen saßen si miteinander in der Tür und schaute auf die Sterne und ruhten mitein ander aus in dem Bewußtsein de Sicherheit, die die Aussicht auf di Weizenernte ihnen gab.

Rolleicord
(IV)
Rolleiflex
(3.5)
Rolleiflex
(2.8C)
ROLLEIFLEX
für jeden
die richtige Rollei
FRANKE & HEIDECKE BRAUNSCHWEIG

„Ende nächster Woche werd' ich ihn schneiden", sagte Charles.

Tags darauf trug Caroline eben das Essen auf, als sie plötzlich gellende Rufe einer Frau hörten.

„Bleib du hier", sagte Charles. Er nahm sein Gewehr, und fort war er. Caroline traute sich nicht weiter von ihrem Baby weg als bis ans obere Ende des Fußwegs.

Mrs. Svenson kam gerannt, und Charles rannte ihr entgegen. Sie stammelte atemlos ein paar Worte der Warnung, des Entsetzens, drehte sich um und deutete nach oben. Eine Wolke, wie Caroline noch nie eine gesehen hatte, kam von Nordwesten und zog sich rasch über die Sonne. Mrs. Svenson rannte schluchzend zu ihrer Rasenhütte zurück.

Ein Geräusch wie von Regen war auf dem Gras rings um Caroline, aber sie konnte nichts sehen als raschelnde Halme. Charles stand wie erstarrt. „Allmächtiger — Gott —!" stieß er hervor.

Heuschrecken kamen vom Himmel und fielen zu Hunderten herunter. Die Wolke — das waren Heuschrecken.

Charles stürzte zum Stall und schrie: „Füll den Waschkübel, mach Decken naß! Vielleicht können wir's noch mit Feuer retten!"

Bevor noch der ganze geflügelte Schauer niedergegangen war, hatte Charles sein Gespann dreimal um das Weizenfeld gelenkt und drei Furchen gepflügt, so daß, als er nun das Steppengras in Brand setzte, die aufgeworfene Erde den Weizen vor dem Feuer schützte. Zum Glück gi kein Wind.

Carolines Aufgabe war es, de Feuer an den Furchen entlang z folgen und zu verhüten, daß di Flammen doch hier oder da auf d Feld übersprangen. Charles hatte schwerer, er mußte das Feuer i Gras überwachen, damit nicht etw die ganze Gegend in Brand geriet In den sauberen Rauchgeruch misch te sich ein öliger Gestank von Heu schrecken, die die emporzüngelnd Glut erhascht hatte.

Es schien, als ob es nie etwas an deres gegeben hätte oder gebe würde als diesen grimmigen, erbi terten, verzweifelten Kampf. Abe schließlich endete er. Caroline san zitternd zu Boden.

Charles eilte zu ihr. Er war vo Rauch geschwärzt, seine Wimper und auch die Haare an den Arme waren abgesengt. Der Weizen stan wie zuvor, goldgrün und schön, mi einem Geschwirr von Heuschrecke darüber.

„Geh du jetzt hinein und ruh dic aus", sagte er. „Ich werde hier eine dicken Qualm machen, das wir ihnen den Spaß verderben!"

Caroline watete durch Heuschrek ken; sie knirschten widerlich unte ihren Füßen, sie kamen ihr ins Haar in die Ärmel, unter die Röcke. Si versuchte sich taub zu stellen gegen das Schwirren ihrer Flügel.

Mechanisch versorgte sie das Baby Zur gewohnten Zeit fütterte sie di Pferde, führte sie ans Wasser un kochte dann das Abendessen. Charle

Die FILTER Zigarette
für Anspruchsvolle
Das feine Virgin-Aroma von SUPRA, ihr klarer Geschmack und die Schutzwirkung des FILTERS - ein beglückender Dreiklang und die Vollendung moderner Rauchkultur.
SUPRA
Filter
8½ Pf
SUPRA
GESCHENKPACKUNG
48 St 4.- DM
Gefilterter Rauch - Reiner Genuß!

schnitt Riedgras und häufte es auf den abgebrannten Streifen rings um das Weizenfeld. Dicker Rauch stieg auf und verbreitete sich in der windstillen Luft.

Caroline hielt das Abendessen lange Zeit warm. Endlich kam Charles, zu erschöpft und unruhig, um essen zu können. Sie ging mit ihm zum Weizenfeld. Im Sternenschein häuften sie neues Gras auf die schwelenden Haufen und sorgten dafür, daß der Qualm nicht nachließ.

Trüb dämmerte der Morgen durch den Rauch. Als die ersten Sonnenstrahlen über die Prärie fielen, stieg ein Geräusch aus ihr auf. Es kam von Tausenden und aber Tausenden winziger nagender, knirschender Kiefer. Im Weizenfeld hob ein Zittern an. Die Halme bebten, und da und dort bewegte sich einer, als setzte er sich zur Wehr, schwankte dann und lehnte sich schlaff an seine Brüder.

Charles stieß einen heiseren Schrei aus und stürzte sich in das Feld. Er raufte ganze Arme voll der kostbaren Halme aus. Ihm war, als risse er sich das eigene Fleisch vom Leibe, wie er so die reifende Frucht aus dem Boden riß und anhäufte und in Brand steckte; aber wenn man einen Teil opferte, konnte man vielleicht das übrige retten.

„Geh hinein und bleib drin!" schrie er Caroline durch den Rauch zu. „Du kannst das hier nicht machen — wo du noch das Kind stillst!" Die Tränen, die ihm aus den entzündeten Augen rannen, verschmierten den Ruß auf seinen Wangen.

Stündlich brachte sie ihm etw Kühles zu trinken. Auch Essen, ab dafür nahm er sich nicht Zeit.

„Wenn ich bloß so viel rette, daß zur Aussaat langt", keuchte er ei mal. „Wenn wieder was wächst, stu den sie mir die Schulden schon."

Am nächsten Tag stand das G nicht mehr aufrecht auf der Prär Es lag wie gemäht und regte und b wegte sich dabei immerzu. Caroli kam mit einem Eimer Wasser vo Bach. Sie blieb stehen und star die beiden Pflaumenbäumchen a Kein Blatt war mehr an ihnen.

Als Charles heimkam, waren sei Augen rot, das Gesicht verrußt. „D Weizen ist hin, Caroline. Bis auf d letzten Halm." Er ließ sich schw auf die Bank fallen.

Sie durfte jetzt nicht zulassen, d er die Nerven verlor.

„Ich meine", sagte sie, „wenn ke Weizen mehr da ist, werden w auch ohne ihn auskommen. Es doch bis jetzt auch ganz gut oh ihn gegangen." Sie setzte sich neb ihn, und er zog sie an sich. Sie fühl wie es ihn schüttelte, als er sein G sicht an ihre Schulter lehnte. W sie sich an ihn geklammert hatte, a das Baby geboren wurde, so klam merte er sich jetzt an sie in diese Unglück, das zu groß war, als da er es allein hätte tragen können.

„Ach, Caroline, wär' ich doch bl nicht so ein Narr gewesen! Fast 2 Dollar Schulden! Nicht mal Me für den Winter, nicht mal Saatgut

„Laß jetzt. Du wirst schon all machen. Jetzt schlaf erst mal, d

DEINHARD & CO
SEIT 1794
KOBLENZ/RHN
Dein
Sekt
sei
Deinhard
DEINHARD KABINETT TROCKEN · DEINHARD HOCHGEWÄCHS TROCKEN
DEINHARD LILA EXTRA DRY · 1942er DEINHARD SENIOR

nach sieht man's ganz anders an."

Er schlief, bleischwer, erschöpft. Am Morgen war sein Gesicht zerfurcht, die Augen geschwollen. Nachdem er die nötigsten Arbeiten verrichtet und gefrühstückt hatte, überredete sie ihn dazu, sich wieder hinzulegen. Er schlief im Nu ein, und Caroline saß still bei ihm, um ihn nicht zu stören.

Plötzlich hörte sie ein schabendes, rasselndes, kratzendes Geräusch, bei dem es ihr kalt den Rücken herauf und über die Kopfhaut lief. Sie sprang auf und sah am Türpfosten eine schuppige, wellig bewegte dunkle Linie, die da in die Stube hereinkroch. Hunderte, Tausende harter, dreieckiger Köpfe mit Knopfaugen und scharfen, nagenden Kiefern bewegten sich über den Türpfosten hin in die Stube herein. Sie riß das Kind an sich, hüllte es in ihre Schürze, bedeckte es mit ihren Armen.

„Charles! Charles!" schrie sie. „Schlag sie tot!"

Die Tür stand offen gegen das Bachufer hin. Alles, Pfad, Ufer, Prärie, die ganze Erde kroch vor ihren Augen tausend- und tausendschuppig auf sie zu. Sie griff nach der Klinke. Die Tür schloß sich gräßlich über zerquetschten Heuschrekken.

Charles war jetzt wach und nahm sogleich den Kampf auf. Er fegte das Geziefer von Decke und Wänden, zertrat es mit den Stiefeln, schüttelte es aus dem Bettzeug und kehrte es unter dem Bett hervor.

Die ganze Nacht hindurch kamen sie und den ganzen nächsten Ta Charles ging nur einmal hinaus, u nach den Pferden zu sehen. „Sie si Gott sei Dank in Ordnung", sagte „Mit dem Gespann kann ich Arb finden. Ich werde eine Zeitlang w der bei der Bahn bleiben. Wir si noch nicht am Ende. Wir werde schon schaffen."

„Natürlich werden wir's schaffen sagte Caroline. „Wir haben's ja no immer geschafft."

Sie wußte, wie schwer es ihn a kam, wieder bei der Bahn zu arb ten. Ein Jahr lang war er unabhän und Herr auf eigenem Boden wesen.

Spät am Nachmittag war das papierfenster wieder klar. So heimnisvoll, wie sie gekommen, w ren die Heuschrecken verschwund Als durchsichtige Wolke schwebt sie nordwestwärts über die Sonne h

Auf der Prärie war kein einzig Grashalm mehr zu sehen. Sta wehte im Abendwind. Das einzi was die Heuschrecken nicht gefress hatten, waren die übriggeblieben Heuschober vom vorigen Jahr.

Am nächsten Morgen noch v Tagesanbruch fuhr Charles zu nächsten Eisenbahn-Camp, 30 Kil meter weit. „Wenn der Werkmeist mir gleich Arbeit gibt, bleib' ich sagte er zu Caroline. „Ich wer sehen, daß ich einen Reiter finde, d hier vorbeikommt, und werde d Nachricht schicken; aber sorg di nicht, wenn ich morgen abend nic heimkomme. Svenson wird na dir schauen."

edes FLEUROP-Blumengeschäft mit den bekannten Zeichen nimmt Aufträge
Bestellungen zu Weihnachten und Neujahr rechtzeitig erbeten.

Er hielt sie einen Augenblick an sich gedrückt und küßte sie. Dann stieg er auf den Wagen und fuhr davon.

Wie sehr sie in Sorge und Unruhe war, wurde ihr erst bewußt, als Charles auch am zweiten Abend nicht heimkam. Sie hielt sich selbst vor, wie sicher sie ja doch gewesen war, daß er Arbeit finden werde. Jetzt konnten sie einen Teil der Schulden abzahlen und Vorräte für den nächsten Winter und Saatgut fürs nächste Jahr kaufen. Sie sagte sich auch, daß der Verlust des Weizens eigentlich gar kein Verlust sei; sie hatten ihn ja gar nicht geerntet und das neue Haus und den Kutschwagen und die Pferde dazu gar nicht besessen; das war ja alles nicht wirklich gewesen.

„Charles hat Arbeit", sagte sie zu sich. „Nächstes Jahr werden wir eine Kuh haben." Der kleine Charles John würde Milch haben.

Nach fünf Tagen kam Charles spätabends zurück. Caroline stillte gerade das Kind, als sie den Wagen am Stall vorfahren hörte.

Im Laternenschein sah man den dicken Staub in seinen Augenhöhlen, sah die Spuren der meilenweiten Fahrt den Tag über, in Staub und Hitze, allein mit vernichteter Hoffnung.

„Du wirst todmüde sein." Ihre Stimme klang sehr liebevoll. „Ich helf' dir ausspannen."

„Ich kann keine Arbeit finden. Nirgends etwas, in der ganzen Gegend."

Sie hob das Gesicht, und er küßte sie flüchtig und wandte sich weg, abzuschirren.

Sie ging zum Unterstand, und er hereinkam, kochte schon der T und die Kartoffeln dampften. hatte einen harten Zug um M und Kinn, den sie noch nie an gesehen hatte. „Mein Gott", dac sie verwundert, „er ist ja doch zwanzig."

„In allen Camps werden Le entlassen", sagte er. Sie sah, seine braunen Hände sich um s Arme krampften. „Sie haben Bau eingestellt. Alles sucht Arb Die halbe Stadt wandert aus. In Eisenbahner-Camps gehen die M ner betteln! Männer mit Frau Kindern!"

Sie nahm sich zusammen und sa ruhig: „Ganz so schlimm ist's für nicht. Es ist ja Heu da für die Pfe und wir haben Kartoffeln, und Winter kannst du auf die J gehen."

Er schlug mit der Faust auf Tisch. „Nicht mal das kann Nicht mal Pulver und Blei hab' mehr, und mein Kredit ist auch z Teufel! Mit mir ist's aus." Er pre die Fäuste an die Schläfen. „ müssen hier weg und alles aufge — wenn wir können. Vielleicht fi ich Arbeit, wenn wir weit ge nach Osten gehen."

Caroline wußte, sie durften Heim nicht aufgeben. „Warum ge du nicht bis zum Winter in Osten?" sagte sie. „Sie werden uns Schulden sicher stunden, wenn auf dem Grundstück hier aushalte

NESTLÉ
IDEAL
MILCH
EVAPORIERTE
UNGEZUCKERTE
VOLLMILCH
sie kommt von
NESTLÉ
daher ist sie gut!

„Wie sollen wir das machen, so eine weite Fahrt, und in fünf Monaten schon wieder zurück sein?" versetzte er trübselig. „Mit dem Kind müßten wir doch langsam reisen, und wir würden Geld brauchen, denn wir müßten doch unterwegs leben. Außerdem — sowie wir hier den Rücken kehren, bringt sicher einer das Grundstück an sich. So ein schöner Besitz — all das gepflügte Land —"

Es war ihm nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, ohne sie in den Osten zu gehen. „Solange ich hier bin, nimmt es uns keiner weg", sagte sie tapfer.

Er blickte auf und schaute ihr rasch in die Augen. „Caroline, du willst doch nicht sagen, daß du —"

„Wenn du nicht bei mir bist, bin ich genau so einsam, ob du nun bei der Bahn arbeitest oder im Osten." Sie hielt an sich, damit ihr die Stimme nicht zitterte. „Mir wird nichts passieren", schloß sie eilig. „Die Svensons sind ja auch noch da."

In dieser Nacht lagen sie wach und sprachen miteinander, während der Kleine warm geborgen zwischen ihnen schlief, und es gelang ihr, ihn davon zu überzeugen, daß es ganz einfach sei: er werde im Osten arbeiten statt an der Bahn, weiter nichts.

Ein paar Tage blieben ihnen noch bis zu seiner Abfahrt. Sie half ihm beim Kartoffeln- und Rübenausgraben. Er baute einen Brunnen mit einer Winde darüber, so daß sie nicht mehr zum Bach zu laufen brauchte, um Wasser zu schöpfen. Einen Abend verbrachten sie mit den Svensons und gingen dann im Mondsch langsam miteinander heim, Cha mit dem Kleinen im Arm, der fri lich an seiner Schulter schlief.

Am nächsten Morgen fuhr er dem Bauholz zur Stadt und k mit Mehl, Salz, Melasse, Petrole und sogar einem Stück gepökel Fleisch und zwei Pfund Tee zurü Das alles hatte er gegen das Holz e gehandelt als Vorrat für Caroline zu seiner Rückkehr im Herbst. S Gespann war der Schulden wegen pfändet worden, aber trotzdem sprachen sie alles ganz zuversicht miteinander. Charles' Reise wü schnell vonstatten gehen; sobald an die Bahn käme, würde er als bl der Passagier auf Güterwagen m fahren. Im Osten war, wie man hö allenthalben eine gute Ernte zu warten, er würde also leicht Arb bekommen. Im Herbst wollte dann mit einem dicken Geldbeu heimkehren und die Pferde auslös Den Winter wollten sie wieder warmen Nest miteinander verbr gen, und dann kam ja der Frühli ein neues Jahr, eine neue Ernte.

Bis zum letzten Augenblick wa sie guten Muts. Charles wandte si auf der Anhöhe überm Ried no einmal um und winkte mit d Hut, und Caroline hob den Klein hoch und schwenkte sein Fäustch Sie lauschte, bis sich die Stille hin dem Wagen schloß. Er war fort.

Sie hatte drei Rollen Garn u ihre kleinen Stricknadeln. We alles im „Haus" gewaschen, g scheuert, geflickt, geputzt war u

Zarte Weihnachtsgrüße
bei anni
der Strumpf für Sie!
chic - flott - elegant

sie nichts mehr fand, was noch getan werden mußte, verstrickte sie das ganze Garn, zog das Gestrickte wieder auf und begann von neuem.

Immer spähte sie nach Reitern. Wenn sie einen südwärts durch die Prärie traben sah, rief sie ihn an und rannte hin. Da stand sie dann und schaute zu dem Fremden im Sattel hinauf — einem rechten Mannsbild mit einer Narbe quer durch die lederzähe Wange und zwei Revolvern an den Schenkeln, oder einem höflichen jungen Burschen oder einem Mestizen.

„Wollen Sie in die Stadt? Falls Sie auf ihrem Rückweg wieder hier vorbeikommen, würden Sie wohl so gut sein und auf dem Postamt fragen, ob ein Brief für mich da ist?"

„Ja, gewiß doch, Ma'am, gern", sagten alle. Aber keiner kam zurück.

Caroline war sicher, daß ein Brief auf dem Postamt lag — wenn Charles nichts zugestoßen war. Der Weg hin und zurück war eine Zweitagereise für Ochsen oder einen Mann zu Fuß. Mr. Svenson erbot sich dazu. Aber gerade an diesem Nachmittag hörte sie Pferdegetrappel und dann einen Ruf. Der Mann mit der Narbe brachte einen Brief aus Iowa.

Liebe Frau, ich greife zur Feder, um Dir mitzuteilen, daß es mir gut geht und hoffe dasselbe von Dir. Wie geht es Dir und dem kleinen Milchbart? Ich habe Arbeit bei der Futtermittelfabrik von Roslyn, 30 Dollar im Monat und Kost und Logis. Roslyn behandelt mich prima. Schreibe mir, wie Du zurechtkommst. Im Oktober bin ich daheim. Also für diesmal nur so viel von

Deinem Dich liebenden Mann

xxxxxxxx für Dich und den Kleinen.

Caroline las den Brief wieder un wieder, bis er ganz abgegriffen wa

Mr. Svenson ging zu Fuß die Stadt, um ihre Antwort zur Po zu bringen. Er war so hilfsbereit, da Caroline gar nicht wußte, wie sie ih das jemals vergelten sollte. Sie b schloß, ihn das Riedgras gegen B teiligung schneiden zu lassen. M Svenson, sagte sie sich, braucht d Heu für seine Ochsen, und Charl und ich haben ja dann neben d Hälfte der kleinen neuen Ernte au noch die beiden Schober vom vorig Jahr.

Eine ganze Woche lang war M Svenson mit Mähen und Wende und Aufstapeln des Heus beschäftig Mrs. Svenson begleitete ihn jed Morgen und brachte ihren Teil z Mahlzeit mit, und man speiste da mittags zu dritt in dem schattig Unterstand. Diese Woche wäre ei Zeit gewesen, an die man auch sp ter noch mit Vergnügen zurückg dacht hätte, wenn Mr. Svenson nic immer so griesgrämig gewesen wä Wenn er gegen das ganze Land hi den Westen, loszog, geriet Caroli jedesmal in Harnisch.

„Das Land ist ganz in Ordnung sagte sie scharf. „In keinem La fliegen einem die gebratenen Taub in den Mund."

Mr. Svenson deutete mit de Messer zur offenen Tür hinaus. D lag die Prärie flimmernd in der Hitz kein Horizont war zu sehen. „Die verdammte Land, sie ernährt n mand", grollte er. „Von Teuf diese Land."

PARFÜM
EAU DE COLOGNE

IA-33

I·F·SCHWARZLOSE
SÖHNE

Caroline schwieg. Sie konnte höflicherweise nicht sagen: „Es kommt darauf an, was die Menschen aus einem Lande machen. Was ist denn nur mit Ihnen?“ Nach einer kleinen Weile sagte sie ganz ruhig: „Es ist heiß hier, weil es keine Bäume gibt. Aber wo es Bäume gibt, muß man sie fällen und verbrennen und die Stümpfe ausgraben. Hier draußen im Westen werden wir nur die Bäume anpflanzen, die wir haben wollen. Es wird kühler werden, wenn die Bäume gewachsen sind und das ganze Land angebaut ist. Es ist guter Boden.“

Als der September kam, begann Caroline die Wochen zu zählen. Nur acht waren es jetzt noch, die zwischen ihr und Charles lagen.

Eines Morgens kam Mr. Svenson den Fußweg herunter zum Unterstand und blieb in der Tür stehen. Er breitete seine schwieligen Hände aus und ließ sie dann schlaff fallen. „Wir gehen.“

Die Svensons gaben auf; sie kehrten in den Osten zurück.

Mr. Svenson rang nach Worten. Tränen kamen ihm in die Augen, wie damals, als er zu Caroline gesagt hatte, seine Frau fühle sich einsam. „Die kleine Biene — große Biene machen alle tot.“ Seine Bienen vernichteten ihre Brut, stachen die jungen Bienen tot, weil ihr Instinkt ihnen sagte, daß sie nicht imstande sein würden, sie den Winter durchzufüttern. Die Heuschrecken hatten alle Pflanzen umgebracht; die Bienen fanden keine Blüten mehr und konnten keinen Honig machen. Träne um die kleinen Bienen rollten in Mr Svensons Bart. Leidenschaftlich be wegt sagte er, er wolle nicht in einen Lande bleiben, wo nicht einmal ein Biene leben könne.

Caroline erschrak ein bißchen Den ganzen Sommer über hatte si noch immer in der Vorstellung ge lebt, daß die Besiedlung des Lande rasch fortschreite, da sie doch Nach barn in solcher Nähe hatte, nur eine Kilometer entfernt. Sie setzte ihre Strohhut auf und wanderte durc die Prärie zu Mrs. Svenson.

Mrs. Svenson hatte einen Brude in Minnesota, zu dem wollten si gehen. Diesen Winter würden si endlich einmal wieder in einem Lan de verbringen, wo es eingezäunt Felder und Nachbarn gab. Und Spa und Unterhaltung würde es da gebe und Schlittenfahrten mit Geläu durch die Wälder, und Tanz. Vo alledem redete Mrs. Svenson un hatte alle Hände voll mit Reisevorbe reitungen zu tun.

Einmal nur, ohne es zu wollen, ge standen ihre Augen die Wahrhei Mrs. Svenson wußte, daß ihr Man aufgab, daß er im Osten nur ei Lohnarbeiter sein würde. Aber si lächelte und sagte: „Wir bal zurück! Ist eine Menge Land, ja?“

Ja. Aber Charles, dachte Caroline wird in vier Jahren Herr auf eigenen Boden sein. Charles wird niemals au geben, obwohl er nicht wenige Grund dazu hätte als Mr. Svenson

Mit seinen Ochsen beförderte M Svenson seine Kartoffeln und Rübe

BOLS

LIKÖRE · GIN · WHISKY · GENEVER

und seinen Heuanteil zur Stadt, wo er dafür Reiseproviant eintauschte. Als er wiederkam, tastete er in seiner Joppe herum und brachte einen Brief zum Vorschein. Hastig öffnete sie ihn. Zwei abgegriffene Banknoten lagen darin. Vor Aufregung traten ihr die Tränen in die Augen, so daß sie die Worte auf dem Briefbogen kaum lesen konnte:

Liebe Frau, ich greife zur Feder um Dir zu sagen, mach Dir keine Sorge. Ich hatte einen Unfall aber es geht mir schon viel besser. Caroline, ich kann im Oktober nicht heimkommen. Mein Bein ist an zwei Stellen gebrochen aber der Doktor sagt es heilt schnell. Ich werde nicht lahm sein. Ich habe Deinen lieben Brief und bin froh, daß es Dir gut geht und der kleine Milchbart dick und munter ist. Caroline, es wird am besten sein Du richtest Dich darauf ein mit den Svensons zusammenzuwohnen. Ich weiß nicht, wann ich hier weg kann und es wird wohl ein schlimmer Winter dort werden. Wild wird es nicht viel geben. Wölfe und Banditen werden sich an die Siedlungen heranmachen. Svenson wird sich Deiner annehmen. Laß Dir von ihm eine Hütte neben seiner bauen. Ich schicke Geld soviel ich kann für Vorräte. Ich komme sobald ich kann. Jetzt mach Dir keine Sorge um mich. Roslyn berechnet mir keinen Cent für Kost und Logis solange ich festliege und will auch den Doktor bezahlen. Caroline, liebe Frau, laß Dir nicht so bange nach mir sein wie mir nach Dir ist. Ich werde nie wieder von Dir weggehen solange wir leben. Schreib mir.

Dein Dich liebender Mann

Mr. Svenson schaute Caroline erwartungsvoll an. Er und seine Frau waren reisefertig, und jeder Tag war kostbar, denn sie mußten die lange Fahrt so bald wie möglich antreten, um Minnesota noch vor den schweren Schneefällen zu erreichen.

„Er kommt nicht", sagte sie. „Er hat einen Unfall gehabt." Das Sprechen löste ihre Erstarrung nicht. Ihre Augen blieben auf die Geldschei gerichtet, zwei Zehndollarnoten zweimal zehn ist zwanzig.

Sie trug jetzt die Verantwortung Sie sagte: „Ich muß das Kind neh men und in die Stadt."

Die Svensons hatten es sich nich nehmen lassen, Caroline zur Stadt z bringen; sie hatten ihr zwei Tage vo der ohnehin kargen Zeit geschenk die ihnen für die lange Fahrt b Minnesota zur Verfügung stan Zwei Tage lang hatten die Ochse ihr Futter gefressen, ohne dem Zi der Reise näher zu kommen. Car line hatte diese Gefälligkeit nicht al lehnen können, aber mehr konnte s nun nicht annehmen; heute no mußte sie Unterkunft in der Sta finden.

Da war der Kaufladen. Carolin holte tief Atem und drückte das Bab an ihre Schulter. Mr. Henderson, d Inhaber, war gerade dabei, den Fu boden zu fegen, als Caroline und M Svenson eintraten. „Guten Morge die Damen", sagte er. „Womit kan ich dienen?"

Sie sagte ihm, sie wolle in der Sta bleiben, bis Charles zurückkomm „Ich könnte vielleicht Arbeit a nehmen, um ein bißchen dazuz verdienen. Charles hat mir etw Geld geschickt, aber..."

Mr. Henderson strich sich d Bart. „Die Wahrheit zu sagen, es gi nicht mehr viel Weiblichkeit in d Stadt. Die Männer mit Familie si zum größten Teil weggezogen, nac dem die Heuschrecken hier war

ROBOT ROYAL

Eingebauter automatischer Serienauslöser für 8 Aufnahmen in der Sekunde – und wie bisher 24 mit einem Federwerksaufzug

Automatische Scharfeinstellung für alle Objektive

XENAR 2,8 DM 595,–

XENON 1,9 DM 685,–

. . . und natürlich wieder das bewährte ROBOT-Format 24x24 mm, das sich immer stärker als fortschrittliches Kleinbildformat durchsetzt. Also: sparsamer Filmverbrauch, stetig-sichere Haltung, restlose Ausnutzung der optischen Leistung und – die sprichwörtliche ROBOT-Schärfentiefe! Alles weitere, u. a. eine ganze Reihe neuer Raffinessen, finden Sie in ausführlichen Prospekten.

ROBOT·BERNING & CO·DÜSSELDORF

Wir haben's ein bißchen eng bei uns, aber sie könnten ja Mrs. Henderson mal fragen." Er öffnete die Tür zum Hinterzimmer. „Mutter, hier sind ein paar Damen, die dich sprechen möchten!"

Mrs. Henderson saß gerade beim Frühstück. Sie war klein, quecksilbrig und redselig. „Ja, natürlich können Sie nicht allein da draußen bleiben, wo jetzt der Winter kommt! Ich würde Sie herzlich gern selber aufnehmen — so ein bißchen Kostgeld könnt' ich weiß Gott recht gebrauchen — aber wir haben ja bloß das eine Schlafzimmer für uns sechs, und wenn wir an die Reihe kommen, die Schullehrerin in Pension zu nehmen, werd' ich ihr ein Bett hier in der Küche richten müssen. Da wäre noch Mrs. Decker, die Frau vom Schenkwirt, aber eine gute, fromme Frau. Sie hat bloß das eine Zimmer, aber es ist hübsch groß, und niemand da als sie und ihr Mann. Dann wäre noch Mrs. Insull — ihr Mann wird jetzt Stationsvorsteher. Ich weiß nicht, ob sie jemanden in Pension nehmen würde, aber versuchen kann man's ja mal."

Mrs. Decker war eine hagere Person mit glänzenden, schwarzen Augen im gelblich fahlen Gesicht. Sie stand in der Tür und musterte Caroline und das Baby und Carolinens Trauring scharf.

„Warum ist Ihr Mann nicht hier, um für Sie zu sorgen?"

„Er ist nach Arbeit in den Osten", sagte Caroline. „Sobald er kann, kommt er zurück."

„Könnten Sie vier Dollar wöchentlich zahlen?"

Caroline blieb die Sprache weg. Sie starrte Mrs. Decker mit großen Augen an.

„Natürlich, wenn Sie nicht zahlen können...", sagte Mrs. Decker. „Ich würde keinen Hund von meiner Tür weisen, der sonst nicht wüßte, wohin."

„Es ist", sagte Caroline mit Würde, „etwas mehr, als ich ausgeben wollte, aber ich will mir's überlegen. Guten Morgen, Mrs. Decker."

Es kam Caroline wie ein Traum vor, daß sie hier auf der staubigen Straße ging, in dieser fremden Siedlung, heimatlos.

Mrs. Insull wohnte im oberen Stockwerk des Bahnhofsgebäudes, des einzigen zweistöckigen Hauses der Stadt. Caroline nahm allen Mut zusammen und ging hinauf. Mrs. Insull öffnete die Tür. Sie war gerade beim Reinemachen und in bissiger Laune. Sie hatte ein Handtuch um den Kopf und einen Scheuerlappen in der Hand.

„Guten Morgen. Ich suche Arbeit", sagte Caroline.

„Ja, Arbeit gibt's genug hier! Aber wenn Sie meinen, ich könnte mir ein Mädchen leisten, sind Sie im Irrtum!" versetzte Mrs. Insull schroff. „Wenn wir's uns leisten könnten, anständig zu leben, wären wir vor allem mal überhaupt nicht in die Gegend hier gekommen."

„Ich würde für meine Verpflegung arbeiten", sagte Caroline.

„Sie gehören zu den Rückwanderern

GERVAIS
CARRÉ
CHARLES GERVAIS
DOPPELRAHM
FRISCHK'A'SE

rern da drunten, wie? Da kann ich Ihnen nur raten, fahren Sie ruhig weiter mit denen, nach dem Osten. Hier in dem Lande geht doch alles vor die Hunde. Wir haben drei halbwüchsige Jungen zu füttern und nicht so viel übrig, daß es für eine Katze langen würde. Also, nichts für ungut —" Sie schloß die Tür.

Mrs. Svenson rang die Hände. Was würde Caroline nun tun.

„Ich gehe heim", sagte Caroline. Charles hatte ihr ein Heim geschaffen, und dort wollte sie bleiben. Wenn sie mit Einsamkeit, Kälte, Wölfen, Raubgesindel fertig werden mußte, gut, so würde sie eben damit fertig werden. Sie würde da sein, wenn Charles zurückkam.

Ein junger Mann kam aus dem Laden. Er hielt inne, täppisch bemüht, einen Stoß Pakete zu balancieren und zugleich seinen Hut abzunehmen.

„Guten Morgen. Ma'am! Haben Sie Ihren Brief richtig bekommen?" Es war der höfliche junge Reiter, den sie vor so langer Zeit auf der Prärie angehalten hatte.

„Guten Morgen", sagte sie. „Ja, danke sehr."

„Ich habe damals danach gefragt, aber man sagte mir, der Zweirevolver-Pit habe ihn schon abgeholt."

„Ist das Ihr Wagen, der Zweispänner da?" fragte Caroline.

„Ja, freilich", erwiderte er stolz.

„Sie wissen, wo ich wohne. Würden Sie mich für einen Dollar hinbringen?"

„Ja, freilich, gewiß!"

Mr. Svenson versuchte seine männliche Autorität geltend zu mache und sagte, er sei Charles verantwor lich für ihre Sicherheit; sie würde sie nach Minnesota mitnehmen. Ab Caroline dachte nicht daran, ei solche Fahrt ins Unbekannte auc nur in Erwägung zu ziehen. Sie hat nur den einen Gedanken: heim!

Sie kaufte vorsorglich das Nöti für den Winter ein. Sie dankte de Svensons von ganzem Herzen. S wußte, sie würde sie nie wiede sehen. Sie küßte Mrs. Svenson, w sie ihre Schwestern geküßt hatt als sie für immer von ihnen schie um mit Charles in den Westen z ziehen.

Dann flog sie hinter dem flink Rappengespann über die Prärie hi Die blitzenden Hufe, die im Win flatternden Mähnen und Schwei der scharfe Luftzug, der ihr ins G sicht sauste, und dieser fremde jun Mann neben ihr — das war das letz Traumbild dieses unglaubhaften T ges.

Der junge Mann trug die Vorrä die sie mitgebracht hatte, hinein u schöpfte einen EimerWasser aus de Brunnen. Caroline dankte ihm u gab ihm den Dollar.

„Ist mir eigentlich gar nicht rech Sie hier allein zu lassen, aber vore geht's ja noch an, bei dem gut Wetter. Wann kommt Ihr Ma wieder?"

„Ich weiß nicht genau."

„Haben Sie eine Schußwaffe u wissen Sie damit umzugehen?"

pell an den Herrn! – Mein Herr, wir erinnern uns noch genau, wie sehr sich voriges Jahr ärgerten, daß Sie erst so spät zum Einkaufen der Ge-enke kamen. Ihre guten Vorsätze in Ehren. Wir sagen nichts dagegen. er sollten Sie jemals wieder in Verlegenheit kommen, so dürfen wir Ihnen r einen Tip geben: Sie kennen sicher das Geschäft, in dem Ihre Gattin e guten Elbeo-Strümpfe kauft. Dieses Geschäft führt auch die oben abge-deten Geschenkpackungen. Noch eine kleine Anregung für die Farben: n trägt jetzt Elbeo-dämmerung, Elbeo-mokka und Elbeo-basalt.

„Ja."

„Wahrscheinlich braucht's das gar nicht, aber besser ist besser. Meine Braut — die Schullehrerin — und ich werden nächsten Sonntag hier herauskommen, wenn schönes Wetter ist. Also — bis dann!" Und fort war er.

In dieser Woche schrieb sie einen langen Brief an Charles. Sie schrieb nichts davon, daß die Svensons fort waren, um ihn nicht zu beunruhigen. Sie schrieb, daß sie ihn liebe. Sie schrieb von dem ersten Zahn des Kleinen, und daß Mr. Svenson gegen Beteiligung das Heu geschnitten habe. Das Geld, das Charles geschickt habe, sei reichlich; sie und das Kind seien bei bester Gesundheit, und es fehle ihnen an nichts. Mr. und Mrs. Svenson seien die Güte selber, und alles sei wohl vorbereitet für den Winter. Und zum Schluß schrieb sie sorgfältig, in ihrer zarten Handschrift, Buchstabe an Buchstabe gleichmäßig schräg ausgerichtet:

Wir machen jetzt eine schwere Zeit durch, aber wir sollten uns nicht darein vergrübeln, sondern an die Zukunft denken. Es war nie leicht, ein Land aufzubauen, aber wieviel leichter ist es für uns, mit so viel Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, Petroleum, Kochöfen, und sogar Eisenbahnen und Eilpost, als es für unsere Vorväter war. Ich glaube fest, daß wir, gleich unseren Eltern, viel glücklichere Zeiten erleben werden, als es früher je gegeben hat, und dann werden wir uns mit Genugtuung sagen, daß diese schweren Zeiten nicht umsonst gewesen sind.

Dieser Brief, sorgsam gefaltet, versiegelt und adressiert, wurde nie abgeschickt. Er lag den ganzen Winter über zwischen den Seiten der Bibel, denn das Wetter schlug plötzlich um, und das junge Paar konnte nic kommen. Am Samstagvormittag w es noch mild wie im Mai; am San tagnachmittag stieg im Nordwest eine dunkle Wolke auf. Sie hing e Weile quer überm Himmel, mit ei unheilverkündenden, fedrigen Wo darunter. Dann, einer festen, weiß Mauer gleich, rückte der Blizza heran. Mit dem Schnee kamen Winde, heulend.

Drei Tage und Nächte lang he ten sie ohne Unterlaß, und wenn roline die Tür öffnete, konnte sie Schneegestöber keinen Schritt w sehen. Wie kalt es war, vermochte nicht zu sagen. Beim Auftauchen Wolke hatte sie in aller Eile Heu h eingeholt und aufgestapelt, wo irgend Platz in der Stube war. F zusammengedreht, brannte es kurzlebiger, aber heißer Flam Bald waren ihre Handflächen wu und blutig von dem scharfen, h schen Zeug, aber sie wand drehte weiter und hielt den Un stand warm.

In den langen, dunklen Stunde denn sie war sparsam mit dem Pe leum, ein flackriger Lichtschein drang durch die Zuglöcher und geborstene Ofenplatte — mußte oft gegen gräßliche, gespenstis Ängste ankämpfen.

Wie, wenn das Kind krank wi Oder wenn Charles etwas zust und er nie wiederkommt? Wenn hinausgehe und plötzlich springt Wolf mich an, was wird dann aus Kind, so allein hier im Unterst

Am vierten Morgen wurde C

RHÄLTLICH IN ALLEN GUTEN FACHGESCHÄFTEN

line durch eine tiefe Stille geweckt. Die eisige Luft stach ihr in die Nüstern; die Bettdecke war am Rande bereift von ihrem Atem. Das Fenster war ein schummriges Grau in der Dunkelheit. Sie zündete die Lampe an und machte Feuer in dem kalten Ofen. Um die Tür zu öffnen, mußte sie sich mit aller Kraft und Wucht dagegenstemmen. Endlich gaben die starken Planken nach, taten sich nach außen auf, und Schnee stäubte von der steilen Böschung über den Türsims herunter. Sonnenlicht drang Caroline schmerzhaft in die Augen. Für einen Moment war sie wie blind.

Kalt glitzernd in der Sonne dehnte sich eine unabsehbare Schneefläche unter dem weiten, blauen Himmel. Nichts regte sich. Kein Atem. Luft und Sonne und Schnee, das war die ganze sichtbare Welt — eine Welt, weder lebend noch tot, und beklemmend, weil jenseits von Leben und Tod.

Sie holte tief Atem und nahm mit ihrer Schaufel den Schnee in Angriff. Zoll um Zoll bahnte sie einen Weg, auf dem sie bequem gehen konnte.

Ein so schwerer Schneesturm schon Ende Oktober schien auf einen ungewöhnlich strengen Winter zu deuten. Man konnte nicht wissen, wann der nächste Sturm kam, und Carolinens erste Sorge war: Brennmaterial. Sie ging mit ihrer Schaufel den eingeschneiten Schobern beim Stall zu Leibe, holte ein dickes Bündel Heu nach dem andern heraus und schleppte es an einem Seil den Fußweg hi unter in den Unterstand. Als sie d Wasser ausgoß, in dem sie sich d Hände gewaschen hatte, bemerkt sie, daß die Tropfen auf der Eiskrust klirrten: sie waren in der Luft g froren. Erschrocken sah sie in de Spiegel. Ihre Nase und ihre Ohre waren weiß, und sie mußte sie m Schnee reiben, bis sie schmerzha auftauten.

Im Dezember kamen die Stürm immer öfter. An den Tagen, an den sie im Unterstand bleiben mußt drehte sie Heu. Beim Putzen, K chen und Waschen ließ sie d Lampe brennen. Sie spielte stunde lang mit dem Kleinen. Er war nu älter; er schaute interessiert in d Feuerschein und klatschte in d Händchen. Er konnte sich schon ga allein aufsetzen und auf allen vier kriechen. So überstanden sie ein Tag nach dem andern, sie und d Kleine; die heulenden Winde, Kä und Schnee konnten ihnen nichts a haben in ihrer Höhle.

Dann kam der Siebentagestur Caroline hatte Heu für drei Tage der Stube. Sie hatte noch nie ein Blizzard erlebt, der länger gedau hätte. Am dritten Tag ging sie spa sam mit dem Heu um, war aber no nicht beunruhigt. Am vierten T mußte sie eine der beiden Kist zerbrechen und verheizen. Am fü ten Tag die zweite. Jetzt blieben n noch die schweren Bänke und d Tisch, aber sie hatte die Axt im St gelassen.

Als das Feuer ausging, war es sto

Sonnenreif im Schnee?

Auch im Winter – in Schnee und Eis – genießen Sie das volle Fruchtaroma sonnenreifer Edelkirschen. Zehn große, dunkelrote, vollsaftige Amorella-Kirschen sind nötig, um nur einem halben Likörglas »Eckes-Edelkirsch« sein volles Aroma zu geben. Das bedeutet: bei jedem leisen Nippen schlürfen Sie den Saft zweier großer, rubinroter Edelkirschen. Mit »Eckes-Edelkirsch« probieren Sie den neuen Typ des Kirschlikörs: keine überladene Süße, sondern reines, naturhaft-herbes Kirscharoma.

zu dem zunächst stehenden Jungstier, setzte die Pistole an seine Schläfe, schloß die Augen und drückte ab. Als sie die Augen aufmachte, lag der Stier tot, nur ein wenig Blut sickerte, alsbald gefrierend, aus der Wunde. Und vielleicht war es ein gutes Werk gewesen, ihn zu töten.

Dann kam ihr plötzlich der Gedanke: eine Kuh! Warum nicht eine Kuh an sich nehmen, die doch sonst wahrscheinlich zugrunde gehen würde hier draußen? Eine Kuh zu haben! Milch für das Kind! Charles damit überraschen, wenn er heimkam! Unbeholfen in ihren Tüchern und Schals drängte sie sich durch die Herde. Die Jungkühe, wußte sie, befanden sich immer in der Mitte. Da war eine schöne rote, fast fette, noch nicht gebrandmarkt. Caroline wählte sie.

Sie arbeitete sich zum Stall durch, um ein Seil zu holen. Die Sonne war schon fast untergegangen, ehe es ihr gelang, das blinde Tier aus der Herde zu treiben und zu zerren. Es sträubte sich, die Geborgenheit der Gemeinschaft zu verlassen, und sie hatte verzweifelte Mühe, bis sie es endlich über den Bach, die Böschung hinauf und in den Stall gebracht hatte.

Mit Seil und Axt ging sie zur Herde zurück. Sie schnitt die besten Fleischteile aus dem getöteten Stier heraus und band sie zusammen. Dann, zitternd vor Erschöpfung, schleppte sie sich von einem Tier zum andern und brach ihnen das Eis von den Augen weg. Sie taumelten matt in den Schnee hinaus. So war ihr doch wenigstens die Möglichkeit geben, mit dem Leben davonzuko men, und Caroline hatte das Gefü sich ihre Kuh verdient zu haben.

An diesem Abend brodelte e Rindsbrühe auf dem Ofen und v breitete leckeren Duft. Die K drüben hatte im Stall ihr Heu in Krippe; es hing noch so viel Sch daran, daß es zugleich als Futter u als Tränke diente. Caroline dach wie dankbar sie doch sein müsse all das Gute. Zwei Rindskeulen ha sie zum Gefrieren draußen vor Tür im Schnee gelassen.

Als sie tags darauf in den S ging, schnaubte und bockte die K und rollte die Augen, während Heu hereinbrachte und ihr z Eimer voll Schnee in Reichwe hinstellte und ihr gut zuredete. der Zeit, dachte Caroline, wird sich schon beruhigen und merk daß ich es gut mit ihr meine.

Sie schloß die Stalltür in dem s zen Bewußtsein, etwas zu eigen haben, für das sie sorgen mußte. ging auf den Heuschober zu, als instinktives Gefühl sie innehal und sich umdrehen ließ. An der E des Stalles stand ein hagerer W Seine Schenkel zitterten, das sträubte sich über dem Rücken, bleckte die Zähne, dann fuhr rote Zunge hungrig über die sp Schnauze. Er hob eine Pfote. Ca ne rührte sich nicht. Plötzlich ma te der Wolf kehrt und verschw im Schneetreiben.

Caroline ging ruhigen Schri

ARGOT liebt . . .

sik natürlich,

ressante Filmstoffe

hauchzarte Strümpfe.

le Filmstoffe

t sie noch immer,

idealen Strumpf,

hat sie schon gefunden.

schwöre auf ERGEE", verriet uns

Immer mehr anspruchsvolle Frauen bestehen beim Strumpfeinkauf auf ERGEE-Strümpfe. ERGEE 60 gg./15 den., einer der feinsten Perlonstrümpfe der Welt, verbindet unerreichte Eleganz mit außergewöhnlicher Haltbarkeit.

DWIN E. RÖSSLER FEINSTRUMPFWIRKEREI

durch das weiße Nichts auf den Unterstand zu. Sie wußte, wenn sie jetzt zu rennen anfing, verfiel sie fassungsloser Angst. Aber wenn sie nun den Fußweg an der Böschung hinunterging, konnte er sie anspringen. Sie erreichte den Weg und rannte. Bis die Tür hinter ihr zuschlug, schien eine Ewigkeit vergangen zu sein. Nicht lange, da erscholl von der Decke über ihr ein langgezogenes Wolfsgeheul, dem ein anderes vom gefrorenen Bach her antwortete.

An diesem Abend hörte sie ein Knurren und Malmen vor der Tür. Die Wölfe hatten das frische Fleisch aufgespürt. Sie ließ die Lampe brennen und hielt die ganze Nacht an dem Papierfenster Wache. Die Öffnung war zu klein, um einen Wolf mühelos durchzulassen. Caroline hielt sich bereit, zu schießen, sowie ein Lauf oder Kopf erschien. Sie hatte jetzt die Axt bei sich und beschloß, lieber Tische und Bänke zu zerhacken und zu verheizen, als noch einmal hinauszugehen. Aber sie ging so sparsam mit dem Heu um, daß es zwei Tage reichte, und dann sagte ihr ein Streifchen Helligkeit über dem gegen das Fenster gehäuften Schnee, daß die Sonne schien.

Sachte, sachte, die Pistole in der Hand, stemmte sie die Tür auf. Sie konnte ja doch nicht den ganzen Winter ohne Brennmaterial aushalten. Sie mußte hinaus, auf jede Gefahr hin.

Sie fand nirgends eine Spur von den Wölfen, und die Kuh im Stall war wohlbehalten. Von nun an verließ sie den Unterstand nie m ohne Pistole.

Seitdem wirklich Wölfe ersch nen waren, mußte sie immer Charles' Warnung denken. Vielleic werden Wölfe kommen, hatte er schrieben — und Banditen. We sie das Feuer schürte, dachte sie den Rauch, der aus ihrem Scho stein stieg: meilenweit in der Ru konnte man an klaren Tagen seh daß der Unterstand bewohnt w

Immer und immer noch daue der Winter an. Sie kannte sich der Zeitrechnung nicht mehr Februar kam, sie wußte es nicht. E Zeit klaren, eisigen Frostwet ging eines Abends wieder in Schn stürme über. Die Kiste war voll drehten Heus, das Eßgeschirr gespült, und Caroline saß b schwachen Schein des verglimm den Feuers und kämmte ihre Ha für die Nacht.

Wie die Winde droben heult Als ob da gespenstische Reiter schaurigem, unmenschlichem johle und wildem Hallo einh rasten und kreisten. Plötzlich blic Caroline auf und sah, wie ein V bindungsstück des Ofenrohrs sich und heraussprang. Starr vor Schr ken, hörte sie den Ruf einer M schenstimme.

Jemand war oben auf dem Un stand! In dem Schneegestöber wa wohl blind gegen den Schornstein stolpert. Kein ehrlicher Mensch, k Siedler hätte sich angesichts heraufziehenden Schneesturms weit von einem schützenden D

Anno 1869
Eine bezaubernde Frau von unvergleichlichem Charme war der Mittelpunkt der Festlichkeiten von Ismailia. Die ganze Welt blickte begeistert auf die orientalische Märchenpracht, mit der Ismail Pascha, Vice-König von Ägypten, die Kaiserin Eugénie von Frankreich und seine illustren Gäste in den Tagen der Einweihung des Suez-Kanals umgab. Nicht der letzte der gebotenen Genüsse war die Cigarette, damals noch eine kostbare Seltenheit.
Niemand wird je beschreiben können, welche Gefühle den jungen SIMON ARZT beherrschten, als er der geheimnisvoll-schönen Frau die Festtags-Cigaretten des Königs, seine Cigaretten, präsentieren durfte. Diese ungewöhnliche Auszeichnung und die allseitige Anerkennung seines Fabrikates festigten in ihm den Entschluß, die Güte der SIMON ARZT niemals zu verändern. Diese Cigarette, gleich wie damals in der Mischung ihrer edlen Tabake, rauchen auch Sie, wenn Sie eine SIMON ARZT anzünden und sich an ihrem unvergleichlichen Genuß erfreuen.
EGYPTIAN CIGARETTE MANUFACTORY
SIMON ARZT
SIMON ARZT
Extra Fine 12½ Pfg.
UTAN 15 Pfg.
70 L. Large Size 20 Pfg.
SIMON ARZT
Cigaretten
ÜBERALL IN DER WELT

entfernt. Es konnte nur ein vor dem Sturm flüchtender Bandit sein.

Er war von der Ostseite her gegen den Schornstein gestoßen, bewegte sich also auf den Bach zu. Nur ein paar Schritte noch, so mußte er über die Böschung hinunter in die tiefen Schneewächten stürzen. Da würde er dann liegen, verschwunden, vom Sturm begraben, irgendwo. Erst wenn der Schnee im Frühjahr schmolz, würde man seine Gebeine finden. „Rühr dich nicht", dachte sie. „Es geht dich nichts an. Laß ihn nicht herein. Denk an das Kind."

Dann, den Mund dicht am Ofenrohr, schrie sie hinauf: „Legen Sie sich hin! Kriechen Sie! Steiler Abhang dicht vor Ihnen! Kriechen Sie daran entlang nach rechts, da ist ein Seil! Haben Sie gehört?"

Sein Ruf klang dumpf durch die schrilleren Winde. „Da ist ein Fußweg!" schrie sie. „Fußweg, der herunterführt! Nach links!"

Sie hörte keine Antwort mehr. Sie nahm ihre Pistole und hob den Türriegel. Dann trat sie hinter den Tisch zurück und wartete, die Pistole in der Hand.

Es blieb ihr Zeit genug, zu bereuen, was sie getan hatte, und zu dem Schluß zu kommen, daß sie nicht anders hätte handeln können.

Plötzlich riß der Wind die Tür auf. Schnee wirbelte herein, und der Mann erschien. Er war hochgewachsen und unförmig in schneeüberkrustetem Pelzmantel und Mütze und Ohrschützern; so eingemummt, daß nur die geröteten Augenschlitze und vereisten Augenbrauen zu se waren. Im nächsten Augenblick kannte sie ihn und schrie auf, seine Arme schlossen sich um sie, und kalt wie Eis.

„Ach, wie — wie bist du denn gekommen?" stammelte sie n einer Weile und konnte es noch mer nicht glauben. Ihre Hände ta ten auf und ab an dem verschne Pelz, wie um sich zu versichern, es Charles war.

„Gott, du erfrierst mir ja! muß die Tür zumachen", sagte Und bei diesen einfachen Wo brach sie in Tränen aus.

„H-h-hast du — schon Abendb gegessen?" schluchzte sie.

„Pfeif' auf Abendbrot!" sang glückselig.

Später hänselte er sie ein bißch „Was ist da so erstaunlich? Ich h dir doch gesagt, daß ich so sch wie möglich kommen würde." schalt sie ernstlich: „Caroline, G allein weiß, was ich durchgema habe, als sie mir in der Stadt sag daß die Svensons fort seien und allein hier draußen."

Man hatte ihn in der Stadt warnt, er könne nicht gegen Schneesturm an, aber er hatte glaubt, er könne es doch schaf Er war schon fast bis an das Ried kommen, als der Sturm losbra „Ich dachte, ich ginge nach Nord Dann, als ich gegen den Schornst stieß, wußte ich nicht, wo ich w Ich konnte nicht herausbekomm was das war, und dann fand ich überhaupt nicht mehr. Damit

gerade beschäftigt — ihn zu suchen —, als ich dich hörte. Caroline Engel!"

Dann hielt er sie auf dem Schoß, und es gab so viel zu fragen, zu erzählen.

„Ich habe 40 Dollar", verkündete er strahlend. „Roslyn ist der anständigste Kerl, den man sich denken kann. Ich hatte gedacht, mir würde kein Penny bleiben, aber —"

„Ach, Charles, was macht denn dein Bein?"

„Ja, das muß ich noch ein bißchen schonen — die Dame bemerkt wohl, daß ich sie auf dem andern Knie habe! — Aber es hat den Marsch ganz gut ausgehalten. Im Frühjahr, zum Pflügen, wird's wieder ganz in Ordnung sein."

„Und du hast zu Fuß laufen müssen! Ach, Charles!"

„Was, meinst du, hätt' ich denn tun sollen, wo du allein hier draußen warst?"

Es kam im Grunde nicht darauf an, was sie sagten. Draußen tobte der Sturm. Was tat's? „Was Wetter und Wind, was Sturmgebraus!" — sie waren wieder beisammen.

Deutsch von Hans Reisiger

Antworten zu „Wie andere Sie sehen"

Nachfolgend die „richtigen" (soweit Ihre Beliebtheit in Betracht kommt) Antworten auf unsere Fragen auf Seite 130. Vergleichen Sie Ihre Antworten mit den untenstehenden und geben Sie sich für jede Antwort, die damit übereinstimmt, einen Punkt. Je mehr Punkte, desto größer Ihre Beliebtheit. Auch wenn Sie die Höchstzahl (25) nicht erreichen, brauchen Sie sich deshalb nicht für unpopulär zu halten. Schon mit 17 Punkten können Sie ein recht beliebter Zeitgenosse sein.

1. Nein ✓
2. Nein
3. Nein ✓
4. Ja ✓
5. Ja ✓
6. Ja ✓
7. Nein ✓
8. Nein ✓
9. Nein ✓
10. Ja ✓
11. Nein ✓
12. Nein ✓
13. Ja ✓
14. Nein
15. Nein ✓
16. Nein
17. Nein ✓
18. Ja
19. Nein ✓
20. Nein ✓
21. Nein
22. Nein ✓
23. Nein ✓ ✓
24. Ja
25. Ja

Jahresinhaltsverzeichnis 1953 siehe Seite 218

MARIA THEOTOKOS

Gedanken über ein Mosaik in der Basilica S. Apollinare in Ravenna

von RUDOLF MÜLLER-ER

Was anders sollten wir annehmen, als daß dieses farbenglühende, goldgrundige und golddurchwirkte Mosaik aus der Höhe der Apsiswölbung den Raum von San Apollinare Nuovo beherrschte? Wenn wir aber die aschfahle, unansehnliche Front der einstigen Hofkirche Theoderichs durchschritten haben, sehen wir es doch nicht dort, wo wir es erwartet haben. Und auch der weiter suchende Blick findet es vom Eingang aus nicht.

Aber der Raum selbst übernimmt die Führung, dieser gestreckte basilikale, in die Tiefe ziehende Raum. Und da ist die Wegleite der antiken Marmorsäulen, jener unvergleichlichen Steinwesen, deren jedes zwei Kapitelle übereinander trägt. Darüber dann, an den Wänden links und rechts, tun sich neue, transzendente Raumfluchten auf, die mit solcher Schaubarkeit uns überfallen, daß unser Auge uns selbst unvermerkt in ihre Bewegung einflicht.

Auf unserem Bildstreifen sehen wir gerade noch die Spitze der Prozession der Heiligen, zwei Jungfrauen. Und so wie diese sind sie alle, keine hat der anderen etwas voraus. Alle tragen sie die Kronen ihres Zeugentodes über die Himmelswiese hin, vorbei an Palmen, die wie Fackeln leuchten. Und alle haben denselben gemessenen, sanften und ehrfürchtigen Schritt.

Aber hier bricht der Rhythmus antiphonalen Gesanges ab. Und der Jubilus beginnt. Die drei Weisen aus dem Morgenland, mit ihrer ganz und gar weltlichen und keineswegs liturgischen Gewandung, Fellhosen, bunten Mänteln und roten phrygischen Mützen, mit ihren Gesichtern, deren Züge mitten aus dem Leben geschnitten und gleichsam noch nicht von Heiligkeit überformt sind wie die ihrer nachfolgenden Söhne und Töchter, sie sind ganz Blick geworden, brechen in laufendem, stürzendem Schritt mitten hinein in die erhabene Phalanx der vier Engelwächter, die den Thron der hohen Fürstin wie eine lebendige Mauer umstehen. Und die einlassende Gebärde des ersten Engels, die geleitende des zweiten und die ehrfurchtheischend der beiden anderen muten an wie ein nachsichtig geübtes Hofzeremoniell, da vor diesen drei ungebärdigen Männern fast erheiternd zwecklos erscheint.

Aber vor dem Thron selbst werden die auf Knie und Stirn fallen. Denn dies Allerheiligste, vor dem wir jetzt mit ihne als im letzten Gelaß der unermeßliche Raumflucht angelangt sind, ist ganz Majestät. Sie ist unnahbar. Je näher wir ihr zu kommen meinen, desto weiter wi sie uns entrückt. Im Sitzen ist diese Frauengestalt so groß wie die stehenden Engel trotzdem kleinhäuptiger als sie. Zwisch den Engeln und ihr ist nach der Bildtie hin kaum ein Zwischenraum – und de noch eine Distanz, die von keinem Menschen durchmessen werden kann. Und wi der: diese Engel, lichte, leuchtende Wese wirken fast massig und grobstofflich nebe dieser jähen Gestalt, die wie das scharf geschliffene Prisma eines blitzenden Edelsteins auffährt. Gestalt ohne Leib, gan Gefäß des Absoluten. Unberührbar und fast möchte man sagen – unrührbar. Ei Gestalt, die kein Gegenüber, keinen mensc lichen Partner hat. Es scheint, als hätte selbst sich überhaupt ganz zurückgezog und nur ihr Standbild zurückgelassen.

Zwischen den Panathenäen des Phidias a Parthenon zu Athen und diesem Zykl liegen tausend Jahre, 500 vor Christus u 500 nach Christus. Das Komposition schema ist dasselbe. Auch das Them Prozession zum Sitze der Götter. Und do ist alles ganz anders. Die Götter, gela sen sitzen sie da, der Ankömmlinge gewä tig und ihnen zugewandt. Das Ganze ein Volksfest mit Kavalkaden und Kinde spielen. Und die Götter sind des all heitere Zeugen. Sie sind Menschen wie d Menschen. In Ravenna aber wachsen d Menschen über sich selbst hinaus. Gott es, der ihnen eine Elle hinzugetan hat. selbst aber ist nicht meßbar, so wenig w die Frau, die er zur Mutter seines Sohn bestimmt hat.

aria und Jesus: kaum traut man sich, vor esem Mosaik, sie bei ihrem Namen zu nnen. Mutter und Sohn: ja, aber in eim Bezug, der das menschlich-irdische rhältnis unendlich übersteigt. Sie scheen allem Schicksal enthoben zu sein, Leien und Tod haben keine Gewalt über sie. cht zu denken, daß diese Frau ihren hn in Niedrigkeit geboren und zu Tien in einen Stall gelegt hat. Und daß sie mal unter seinem Kreuz stehen wird. ne sehr viel spätere Zeit wird dann die enschheit des Gottessohnes und seiner utter für sich gleichsam neu entdecken d allen ihren Stadien nachwandeln. Hier ht sie nicht zur Diskussion. Hier ist sie nz im Schatten der strahlenden Gott- t und furchterregender Gnade.

er und jetzt, da diese Mosaiken enthen, sind es weniger als zweihundert hre her, daß in Nicäa die Wesensgleicht Christi mit dem Vater, Christi Gott- t als Dogma erklärt, und erst siebzig hre, daß in Ephesus die Würde der eotokos, der Gottesgebärerin, feierlich oklamiert worden ist. Die Erscheinung s großen Gottkönigs, hervorgegangen s dem Schoß der Jungfrau, diese Epianie, galt es zu bezeugen. Und hier sie bezeugt, so grandios wie kaum endwo sonst.

nd gegen die Glut dieses Bekenntnisses Christus Gottessohn und zu Maria Theokos ist selbst das arianische Credo des ftraggebenden Monarchen machtlos.

Farbaufnahme mit CONTAX IIa, ZEISS-BIOGON 1:2,8, f — 35 mm, Blende 4,5, 2 Sek.

r Photograph berichtet:

Der weite Bildwinkel des Biogon in der Contax ermöglichte die Aufnahme"

die Farbaufnahme des ehrwürdigen byzantinischen Mosaikbildes im Herbst 1950 entstand, en die Arbeiten für Beseitigung der Kriegsschäden an der Basilica S. Apollinare Nuovo Ravenna in vollem Gange. So war es ein glücklicher Umstand, daß der Mosaikfries den Pfeilerarkaden des Langhauses im Gerüst stand. Während der wenigen Minuten er Arbeitspause war das Mosaik zugänglich. Der schmale Laufsteg ließ keinen Platz, um n Mosaik einen nennenswerten Abstand zu gewinnen. Daher war der weite Bildwinkel Biogon in der Contax willkommen, um trotz nächster Nähe einen genügend großen lausschnitt zu erfassen. Tageslicht, das von den Alabasterfenstern der gegenüberliegenden nghauswand auf das Mosaik fällt, war die einzige Beleuchtung. Tageslicht allein, dessen nderschein im Goldgrund leuchtete und das in den unzähligen Facetten der farbigen Glasne funkelt, erfüllt das Mosaik mit unvergänglichem Leben. Die Kleinbildaufnahme kann t die letzte Vollendung einer Reproduktion besitzen, wie sie im Atelier mit den Mitteln Reproduktionstechnik erzielt wird. Denn weder ließen die besonderen Verhältnisse bei Aufnahme die notwendige Sorgfalt zu, noch ist der Negativ-Farbfilm hinsichtlich Aufng und Qualität der Farbwiedergabe den Anforderungen der Reproduktionstechnik gedisen. Zudem erschwerte es später die Farbauswertung des Positivs, einzig auf die Erterung an das Original angewiesen zu sein. Trotzdem werden diese Mängel weit aufgegen durch die Lebendigkeit, mit der ein unvergängliches Kunstwerk und seine Atmosphäre chsam im Vorübergehen festgehalten werden.

E. Bernhardt

ZEISS
BIOGON
das Adlerauge
Ihrer Kamera

CARL ZEISS
OBERKOCHEN

INHALTSVERZEICHNIS

DAS BESTE *aus Reader's Digest*

NEUNTER UND ZEHNTER BAND — JANUAR BIS DEZEMBER 1953

Abenteuer

Bei den Karibu-Eskimos .... März 53 121
Ein blinder Pilot fliegt zurück Mai 53 122
Auf Großwildjagd in Tanganjika ..... Okt. 53 147

Astronomie

Gibt es Leben auf dem Mars? Juni 53 39
Sternenpracht im Dezember Dez. 53 37

Auswanderung

Das amerikanische Einwanderungsgesetz ..... Juli 53 39

Betrieb und Beruf

Meinungsaustausch im Betrieb Febr. 53 99
Verkäufer sind auch nur Menschen ..... März 53 77
Hindernisse für den Arbeitsfrieden ..... März 53 116
Weshalb haben *Sie* den Posten nicht bekommen? ..... Juli 53 8
Er lebte, um anderen zu helfen Aug. 53 81

Biographie

Toscanini dirigiert die Neunte Jan. 53 17
Franz von Assisi ..... Jan. 53 53
Was wurde aus den Siamesischen Zwillingen? ..... Jan. 53 76
Wilhelm Zaisser — der rote Himmler ..... Febr. 53 49
Unverwüstliche Marlene (Dietrich) ..... Febr. 53 93
(Prinz Akihito) Japans Kronprinz war mein Schüler ... Febr. 53 111
Ein Tag mit Königin Elizabeth März 53 45
(Lewis Carroll) Mister „Alice im Wunderland" ..... März 53 96
(Bernt Balchen) Ein Wikinger der Lüfte ..... Apr. 53 29
(Gustav Adolf) Von Beruf König ..... Apr. 53 92
Mergenthalers Wundermaschine ..... Mai 53 37
(Philo Farnsworth) Patentstreit um Millionen ..... Mai 53 85
Pablo Casals — ein großer Musiker und Mensch ..... Juni 53 32
Samuel Reshewsky — Großmeister im Schach ..... Juni 53 85
Albert Einstein und seine Welt Juni 53 89
Jean Monnet, der Europäer .. Juni 53 107
Malenkow: Maschine in Menschengestalt ..... Juni 53 12
(John Wesley) Wanderprediger im Sattel ..... Aug. 53 4
(Milton S. Eisenhower) Der Bruder des Präsidenten ... Aug. 53 10
Korsar der Königin: Sir Francis Drake ..... Sept. 53 8
(Mary Lincoln) Abraham Lincolns Frau ..... Sept. 53 12
Fridtjof Nansen — einer der ganz Großen ..... Okt. 53 5
Verdi — Meister der Melodie Nov. 53 14
(Allen Dulles) Der Mann mit dem harmlosen Gesicht Dez. 53 12

Bücher

Unser Inselparadies Jan. 53 117
Japans Kronprinz war mein Schüler ..... Febr. 53 11
Bei den Karibu-Eskimos .. März 53 12
Tanz durch Hölle und Himmel Apr. 53 14
Lebhafte Umstände ..... Mai 53 13
Salar der Lachs ..... Juni 53 14
Die Wahrheit über Korea Juli 53 10
Jeden Sonntag Huhn ..... Aug. 53 14
Abraham Lincolns Frau ..... Sept. 53 12
Auf Großwildjagd in Tanganjika ..... Okt. 53 14
Die Terrormaschine ..... Nov. 53 17
Mag der Sturm auch toben .. Dez. 53 16

Deutschland

Wie Heidelberg gerettet wurde Jan. 53 6
Wilhelm Zaisser — der rote Himmler ..... Febr. 53 49
„Hier Oberstaatsanwalt Adam" ..... März 53 8
Unternehmen Nordpol ..... Aug. 53 2
Die Terrormaschine ..... Nov. 53 17
Die Fahrt des Hilfskreuzers *Atlantis* ..... Dez. 53 4
Zwei Tage, die die Welt in Atem hielten ..... Dez. 53 14

Ehe

Ist das noch der Mann, den ich geheiratet habe? . . . Jan. 53 21
Auch das ist Untreue . . . Febr. 53 81
Ist das noch die Frau, die ich geheiratet habe? . . . Apr. 53 49
Was junge Menschen über Liebe und Ehe wissen wollen Juni 53 81
Sind die Ehen heute glücklicher? . . . Aug. 53 41
Drei Stimmen zum neuen Kinsey-Bericht . . . Nov. 53 162
Wenn Ihre Frau Sie langweilt . Dez. 53 65

Ernährung und Landwirtschaft

Trockene Tatsachen über eine saftige Frucht . . . Dez. 53 93
Atomkrieg gegen den Verderb Dez. 53 101

Erzählungen

Ein Vater kämpft um seinen Sohn . . . Jan. 53 33
Das Schiff der schlaflosen Männer . . . Jan. 53 61
Engel der Einsamen . . . Jan. 53 89
Es durfte nicht mißlingen . . . Febr. 53 25
Der falsche Baron von Arizona Febr. 53 61
Der Mann, der Treffer träumte Febr. 53 86
Flatterhafte Feriengäste . . . März 53 53
Der mysteriöse blaue Zettel . März 53 61
Was ich in Grande Chartreuse lernte . . . Apr. 53 21
Ein Elch geht in die Stadt Apr. 53 41
Das Kind, das niemand haben wollte . . . Apr. 53 65
Das halbierte Geschenk . . . Mai 53 43
Die Geheimwaffe des Mr. Smith . . . Mai 53 49
Die Liebe beginnt mit dreizehn Mai 53 102
Unsere Reisen mit Hotel . . . Juni 53 45
Königin des Hühnerhofs . . . Juni 53 69
Ein Kind der Landstraße . . . Juni 53 112
Begegnung bei Eniwetok . . . Juli 53 25
Frischauf zur fröhlichen Wespenjagd . . . Juli 53 52
Geheimnis eines Schlafzimmers . . . Juli 53 61
Vater rettet seine Autorität . . Aug. 53 65
Der Urlaub des Kriminalkommissars . . . Aug. 53 97
Das Kind ohne Gesicht . . . Sept. 53 27
Die zweite Mrs. Ellenoy . . . Sept. 53 57
Vater in doppelten Nöten . . . Sept. 53 65
Drei Mädchen erobern die Wildnis . . . Okt. 53 65
Herr, laß ihn nicht sterben! . . Okt. 53 69
Kennwort: Scharlachpest . . . Nov. 53 61
Ein Brief für Bobby . . . Nov. 53 93
Schenkt eure Liebe den Lebenden . . . Dez. 53 57
Meine platonische Liebe . . . Dez. 53 96
In der dunkelsten Stunde . . . Dez. 53 106

Erziehung und Kinder

Kleine Lehren fürs Leben . . . Jan. 53 88
Warum sich Kinder wie Kinder benehmen . . . Febr. 53 69
Kleine Lehren fürs Leben . . . März 53 76
Mister „Alice im Wunderland" . . . März 53 96
Die Liebe beginnt mit dreizehn Mai 53 102
Nie wieder Babysitter! . . . Juni 53 37
Was junge Menschen über Liebe und Ehe wissen wollen Juni 53 81
Schulkinder mit Sparkonten . Juli 53 19
Die Erwachsenen sind auch nicht besser . . . Juli 53 88
Vater rettet seine Autorität . . Aug. 53 65
Paris: Stadt der sittsamen Kinder . . . Sept. 53 40
Die zweite Mrs. Ellenoy . . . Sept. 53 57
Wie man mit Söhnen umgeht Okt. 53 53
Kleine Lehren fürs Leben . . . Nov. 53 72
Tischgespräch mit Monika . . Dez. 53 89

Feuilleton

Transamerika-Flug . . . Jan. 53 49
Eine junge Dame kündigt sich an . . . Febr. 53 29
Meine Frau ist ganz anders . . März 53 41
Ich kann Betrunkene nicht leiden . . . März 53 101
Nie wieder Babysitter! . . . Juni 53 37
Meine Frau hat keine Zeit für mich . . . Juni 53 101
Nie wieder Diät! . . . Juli 53 16
Tischherr zwischen zwei Stühlen . . . Juli 53 37
Komm in meinen Garten . . . Aug. 53 77
Paris: Stadt der sittsamen Kinder . . . Sept. 53 40
Die Axt im Haus . . . Okt. 53 72
Was die stummen Dinge erzählen . . . Nov. 53 130
Tischgespräch mit Monika . . Dez. 53 89

Film

Unverwüstliche Marlene . . . Febr. 53 93
Ein alter Filmhase erzählt . . . Apr. 53 73
Mademoiselle in Hollywood . Apr. 53 81

Sprung in die dritte Dimension . . . . . Nov. 53 45
Blondinen — noch immer bevorzugt . . . . . Okt. 53 89

Fliegerei

Flugplatz am Ende der Welt . Febr. 53 17
Ein Wikinger der Lüfte . . . . . Apr. 53 29
Ein blinder Pilot fliegt zurück Mai 53 122
Flugboote mit Düsenantrieb . Sept. 53 21
Klar zum Einsatz! . . . . . Okt. 53 114
Mademoiselle Helicopter . . . . Nov. 53 57

Fremde Länder und Reisen

Transamerika-Flug . . . . . Jan. 53 49
Unser Inselparadies . . . . . Jan. 53 117
Bei den Karibu-Eskimos . . . . März 53 121
Im Land des Lächelns — heute Mai 53 53
Leeres Land im weiten Sand . Aug. 53 57
Kreuz und quer durch die Rocky Mountains . . . . . Aug. 53 84
Neuseeland — fast ein Paradies Okt. 53 48
Auf Großwildjagd in Tanganjika . . . . . Okt. 53 147
Glückliches Hawaii . . . . . Nov. 53 77
Tahiti: Himmel auf Erden . . Dez. 53 52

Geschichte

Die Unaussprechlichen im Wandel der Zeiten . . . . . März 53 108
Das Erdbeben von San Franzisko Apr. 53 110
Ein Reich am grünen Tisch gekauft . . . . . Mai 53 73
Buckingham — Palast der Königin . . . . . Juni 53 21
Korsar der Königin: Sir Francis Drake . . . . . Sept. 53 81
Abraham Lincolns Frau . . . Sept. 53 121

Humor (Siehe auch LACHEN und MENSCHEN WIE DU UND ICH)

Nie wieder Babysitter! . . . Juni 53 37
Nie wieder Diät! . . . . . Juli 53 16
Tischherr zwischen zwei Stühlen . . . . . Juli 53 37
Die Axt im Haus . . . . . Okt. 53 72
Tischgespräch mit Monika . . Dez. 53 89

Katastrophen

Heimsuchung in den Bergen . März 53 22
Das Erdbeben von San Franzisko Apr. 53 110
Wenn der Blitz einschlägt . . Juli 53 21
Der große Londoner Nebel . . Juli 53 81
Der „Feuerreiter" von Oklahoma . . . . . Juli 53 100
Ein Deich aus Menschenleibern . . . . . Aug. 53 63
Panik im Zirkuszelt . . . . . Aug. 53
Sintflut über Holland . . . . Sept. 53
Woher kommen die vielen Wirbelstürme? . . . . . Nov. 53

Kommunismus

Wilhelm Zaisser — der rote Himmler . . . . . Febr. 53
„Wir haben es dem Kreml zu leicht gemacht" . . . . . Febr. 53
„Hier Oberstaatsanwalt Adam" . . . . . März 53
Rätselraten um den Kreml . . Sept. 53
Als Kriegsgefangener in Nordkorea . . . . . Sept. 53
Die Rosenbergs: Opfer der Kommunisten . . . . . Okt. 53
Die Terrormaschine . . . . . Nov. 53
Zwei Tage, die die Welt in Atem hielten . . . . . Dez. 53
Malenkow: Maschine in Menschengestalt . . . . . Juni 53

Krieg

Wie Heidelberg gerettet wurde Jan. 53
So ist es an der Koreafront . . März 53
Der Bruderkampf in Indochina . . . . . Apr. 53
Die Amerikaner kämpfen in Korea nicht allein . . . . . Apr. 53
Bakterienkrieg? Oder Krieg gegen Bakterien? . . . . Mai 53
Hiroshima — die Folge eines Irrtums? . . . . . Juli 53
Die Wahrheit über Korea . . Juli 53
Feuertaufe . . . . . Aug. 53
Als Kriegsgefangener in Nordkorea . . . . . Sept. 53
Die Fahrt des Hilfskreuzers *Atlantis* . . . . . Dez. 53

Kriminalistik

Verbrecher gehen der Interpol ins Netz . . . . . Jan. 53
Das Schiff der schlaflosen Männer . . . . . Jan. 53
Der falsche Baron von Arizona Febr. 53
Zuchthaus ohne Schloß und Riegel . . . . . Apr. 53
Um fünfzehn Jahre betrogen . Mai 53
(Kathryn Lawes) Ein Mensch, den man nicht vergißt . . . Mai 53
Sühne in Schnee und Eis . . . Juli 53
Schieberglück im Schmugglerdreieck . . . . . Aug. 53

Helfen besser als Verurteilen . Sept. 53 52
Statt Gefängnis — Jugendlager . . . . . Nov. 53 120

unst und Kultur

Toscanini dirigiert die Neunte Jan. 53 17
Copyright und Plagiat . . . . . Jan. 53 111
Tanz durch Hölle und Himmel Apr. 53 141
Pablo Casals — ein großer Musiker und Mensch . . . . . Juni 53 32
Blondinen — noch immer bevorzugt . . . . . Okt. 53 89

chen — die beste Medizin

Jan. 87, Febr. 92, Mai 93, Okt. 76

benskunst und Selbsthilfe

Die Kraft des Unscheinbaren . Jan. 53 13
Diskutieren will gelernt sein . Jan. 53 41
Man muß sie nur zu nehmen wissen . . . . . Jan. 53 100
Trainieren Sie Ihr Gedächtnis Febr. 53 22
Die Kunst, nein zu sagen . . . März 53 29
Mehr geschafft, weniger geschuftet . . . . . März 53 43
Was ich in Grande Chartreuse lernte . . . . . Apr. 53 21
Glück ist nicht Glückssache . . Apr. 53 26
Der Adlerwart . . . . . Mai 53 24
Lob der Dankbarkeit . . . . . Mai 53 29
Auch das Alter kann köstlich sein . . . . . Mai 53 79
Wie man einen Seelencocktail mixt . . . . . Mai 53 99
Eine Blinde bestellt ihr Land Juni 53 49
Verschließt nicht eure Herzen Juni 53 57
Mutig aus der Reihe tanzen . Juni 53 73
„Diener der Unglücklichen" Juni 53 116
Zuflucht ist überall . . . . . Juli 53 13
„Mutter wohnt bei uns" . . . Juli 53 45
Packe deine Koffer aus — und lebe! . . . . . Juli 53 86
Ein kleines Stückchen Licht . Aug. 53 37
Der Geist ist williger, als man denkt . . . . . Aug. 53 68
Er lebte, um anderen zu helfen Aug. 53 81
Sieg über das Leid . . . . . Sept. 53 17
Wiedergeburt einer Stadt . . . Sept. 53 62
Der beste Rat meines Lebens Sept. 53 118
Angst macht mich mutig . . . Okt. 53 25
Man muß nicht groß sein, um groß zu sein . . . . . Okt. 53 45
Drei Mädchen erobern die Wildnis . . . . . Okt. 53 65
Geschenk der Technik: mehr Privatleben . . . . . Okt. 53 93
Wir führen ein Familienbuch . Okt. 53 97
Der beste Rat meines Lebens Nov. 63 43
Wie man mit seinem Einkommen auskommt . . . . . Nov. 53 50
Die Kunst, Komplimente zu machen . . . . . Nov. 53 97
Laßt Tatsachen sprechen! . . . Nov. 53 106
Stiefkinder des Lebens . . . . . Nov. 53 152
Wenn Ihre Frau Sie langweilt . Dez. 53 65
Voller Wunder ist die Welt . . Dez. 53 85
Der beste Rat meines Lebens Dez. 53 132

Medizin und Gesundheit

Von der Engel-Apotheke zur Weltfirma . . . . . Jan. 53 24
Neue Wege der Krebsbehandlung . . . . . Jan. 53 74
Ein Arzt erobert die Wildnis . Jan. 53 106
Es durfte nicht mißlingen . . . Febr. 53 25
Was man von seinen Augen wissen sollte . . . . . Febr. 53 41
Was ist eigentlich Epilepsie? . März 53 32
Mehr geschafft, weniger geschuftet . . . . . März 53 43
Helden im Dienst der Medizin Apr. 53 45
Korpulenz — ein gewichtiges Problem . . . . . Apr. 53 98
Fortschritte der medizinischen Forschung . . . . . Mai 53 45
Wenn das Leben an einem Faden hängt . . . . . Juni 53 28
Sonnenbaden ohne Schaden . . Juli 53 1
Nehmen Sie bei jedem Schnupfen Penicillin? . . . . . Juli 53 34
Im Kampf mit dem Virus . . . Aug. 53 31
Ist Trunksucht heilbar? . . . . . Aug. 53 132
Gut frühstücken macht schlank . . . . . Sept. 53 37
Chirurgie mit Sandpapier . . . Sept. 53 77
Ist Keuschheit keine Tugend mehr? . . . . . Okt. 53 40
Herr Doktor, meine Füße! . . Okt. 53 84
Cortison hat sich *doch* bewährt Nov. 53 37
Ersatzteile für Menschen . . . Dez. 53 48

Ein Mensch, den man nicht vergißt

Jan. 94, Febr. 105, Apr. 102, Mai 94, Juni 61, Sept. 69, Okt. 104, Dez. 136

Menschen wie du und ich

Jan. 81, Febr. 68, März 95, Apr. 97, Mai 132, Juni 100, Juli 64, Aug. 80, Sept. 87, Okt. 56, Nov. 112, Dez. 80

Politik und internationale Beziehungen

Finnland schafft es wieder . . . Jan. 53 29
Flugplatz am Ende der Welt . Febr. 53 17

„Wir haben es dem Kreml zu leicht gemacht" ..... Febr. 53 73
Silberstreif am Horizont ..... März 53 17
Aktueller Spanienbericht ... März 53 89
Der Bruderkampf in Indochina ..... Apr. 53 52
Die Amerikaner kämpfen in Korea nicht allein ..... Apr. 53 89
Ein Mensch, den man nicht vergißt (Louis Howe) .... Apr. 53 102
Eine Milliarde Dollar — für die Bürokratie ..... Juni 53 76
Jean Monnet, der Europäer . Juni 53 107
Hiroshima — die Folge eines Irrtums? ..... Juli 53 4
Es gärt an der Goldküste ... Juli 53 29
Das amerikanische Einwanderungsgesetz ..... Juli 53 39
Die Wahrheit über Korea ... Juli 53 109
„Wir leben mit der Waffe in der Hand" ..... Aug. 53 89
Rätselraten um den Kreml .. Sept. 53 45
Parlament der Gentlemen ... Okt. 53 33
Die Rosenbergs: Opfer der Kommunisten ..... Okt. 53 77
Die „Stimme Amerikas" sollte verschwinden ..... Okt. 53 95
Warum hilft Europa sich nicht selbst? ..... Nov. 53 95
Sorgenkind Indonesien ..... Nov. 53 101
Die Mauer um Europas Wirtschaft ..... Dez. 53 60
Zwei Tage, die die Welt in Atem hielten ..... Dez. 53 146

Psychologie

Diskutieren will gelernt sein . Jan. 53 41
Warum sich Kinder wie Kinder benehmen ..... Febr. 53 69
Verkäufer sind auch nur Menschen ..... März 53 77
Der Massenmensch — ein Schlagwort unserer Zeit .. Apr. 53 62
Weshalb haben *Sie* den Posten nicht bekommen? ..... Juli 53 8
Die Kunst, Komplimente zu machen ..... Nov. 53 97
Laßt Tatsachen sprechen! ... Nov. 53 106

Quiz und Rätselfragen

Können Sie schnell denken? . Jan. 53 48
Wären Sie ein guter Augenzeuge? ..... Mai 53 48
Haben Sie damals auch gefehlt? ..... Sept. 53 44
Wie andere Sie sehen ..... Dez. 53 130

Religion

Franz von Assisi ..... Jan. 53
Was ist ein Katholik? ..... Febr. 53
Ein kleines Stückchen Licht . Aug. 53
Wanderprediger im Sattel ... Aug. 53
Wege zum inneren Frieden .. Nov. 53
Es gibt keinen Tod ..... Dez. 53

Reportage

England rüstet sich zur Krönung ..... Jan. 53
Ein Tag mit Königin Elizabeth März 53
So ist es an der Koreafront .. März 53
Wo es nach Geld und Kaffee riecht ..... Apr. 53
Buckingham — Palast der Königin ..... Juni 53
Der „Feuerreiter" von Oklahoma ..... Juli 53
Klar zum Einsatz! ..... Okt. 53

Seefahrt

Die Fahrt des Hilfskreuzers *Atlantis* ..... Dez. 53

Sicherheit und Unfälle

Bürgerwehr gegen den Tod . März 53
Mit Vollgas — in den Tod .. Apr. 53
... und der Fernfahrer entschuldigte sich ..... Juni 53

Silhouetten und Profile

Febr. 85, Aug. 104, Sept.

Spionage

Meister des doppelten Spiels . Juni 53
Unternehmen Nordpol ..... Aug. 53
Die Rosenbergs: Opfer der Kommunisten ..... Okt. 53
Der Mann mit dem harmlosen Gesicht ..... Dez. 53

Sport und Spiel

Quer durch Amerika Anno 1903 Mai 53
Samuel Reshewsky — Großmeister im Schach ..... Juni 53
Frischauf zur fröhlichen Wespenjagd ..... Juli 53
Akademische Fassadenkletterer ..... Dez. 53

Technik und Erfindungen

Flugplatz am Ende der Welt . Febr. 53
Vorgriff auf das Jahr 2000 ... März 53

Mergenthalers Wundermaschine ..... Mai 53 37
Patentstreit um Millionen .. Mai 53 85
Kanada baut ein Mammut-Kraftwerk ..... Mai 53 112
Tonmixer mit der Schere ... Juni 53 54
Die Weiche steht auf Fortschritt ..... Juni 53 87
Raketen gegen Atombomben . Juli 53 49
Transistor — Zwerg mit Stentorstimme ..... Juli 53 66
Neue Künste mit Kunstkautschuk ..... Juli 53 79
Gummi — ein wahrhaft dehnbarer Begriff ..... Aug. 53 73
Flugboote mit Düsenantrieb . Sept. 53 21
Die Druckmine — eine drohende Gefahr ..... Nov. 53 73
Alles aus Holz! ..... Nov. 53 85

Tiere

Gevatter Storch ..... Jan. 53 101
Das Zugtier des hohen Nordens ..... Febr. 53 37
Flatterhafte Feriengäste ..... März 53 53
Tiere vor Gericht ..... März 53 103
Ein Elch geht in die Stadt .. Apr. 53 41
Sie schnüffeln nach Trüffeln . Apr. 53 57
Der Adlerwart ..... Mai 53 24
Königin des Hühnerhofs ..... Juni 53 69
Salar der Lachs ..... Juni 53 141
Manieren unter Tieren ..... Juli 53 89
Die streitbaren Eulen von Hammel ..... Aug. 53 49
Charakterstudie eines Katers . Sept. 53 88
Charlie, der allzu menschliche Schimpanse ..... Nov. 53 67
Ein Teufel in Tiergestalt .... Dez. 53 69

Vereinigte Staaten

Amerika stellt sein Licht unter den Scheffel ..... Febr. 53 57
Eisenhowers geistiges Reformprogramm ..... Mai 53 33
Ein Reich am grünen Tisch gekauft ..... Mai 53 73
Eine Milliarde Dollar — für die Bürokratie ..... Juni 53 76
Das amerikanische Einwanderungsgesetz ..... Juli 53 39
O diese Amerikaner! ..... Sept. 53 92

Wirtschaft

100 Chemikalien aus einem Stück Kohle ..... Febr. 53 44
Hindernisse für den Arbeitsfrieden ..... März 53 116
Arabisches Musterland Bahrein ..... Apr. 53 130
Uranrausch in Colorado ..... Mai 53 81
Schulkinder mit Sparkonten . Juli 53 19
Hinter den Kulissen des Ausverkaufs ..... Juli 53 57
Bedeutet Frieden Depression? Aug. 53 114
Minerale im Überfluß ..... Aug. 53 117
„Der Freihandel muß kommen" ..... Aug. 53 124
Eine Gewerkschaft bürgt für Qualitätsarbeit ..... Sept. 53 98
Goldgrube Ford ..... Okt. 53 73
Ein blühendes Geschäft ..... Nov. 53 53
Warum hilft Europa sich nicht selbst? ..... Nov. 53 95
Die Mauer um Europas Wirtschaft ..... Dez. 53 60

Wissenschaft und Forschung

Von der Engel-Apotheke zur Weltfirma ..... Jan. 53 24
Neue Wege der Krebsbehandlung ..... Jan. 53 74
200 Chemikalien aus einem Stück Kohle ..... Febr. 53 44
Was ist eigentlich Epilepsie? . März 53 32
Helden im Dienst der Medizin Apr. 53 45
Silikone — Zaubersand der tausend Möglichkeiten .... Apr. 53 69
Die Geburt der Erde ..... Mai 53 17
Fortschritte der medizinischen Forschung ..... Mai 53 45
Albert Einstein und seine Welt Juni 53 89
Wenn der Blitz einschlägt ... Juli 53 21
Wunderwelt des Meeres ..... Juli 53 73
Gummi — ein wahrhaft dehnbarer Begriff ..... Aug. 53 73
Chirurgie mit Sandpapier ... Sept. 53 77
Das Antlitz der Erde ..... Okt. 53 29
Cortison hat sich *doch* bewährt Nov. 53 37
Alles aus Holz! ..... Nov. 53 85
Drei Stimmen zum neuen Kinsey-Bericht ..... Nov. 53 162
Ersatzteile für Menschen ... Dez. 53 48
Atomkrieg gegen den Verderb Dez. 53 101
Die Lufthülle der Erde ..... Dez. 53 113

Wissenschaft im Alltagsleben

März 87, Apr. 100, Aug. 115, Sept. 60, Nov. 64, Dez. 82

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Jan. 67, Febr. 55, März 51, Apr. 79, Mai 59, Juni 67, Juli 71, Aug. 95, Sept. 75, Okt. 87, Nov. 83, Dez. 91

ARWA
ARWA